This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 2044 102 828 894

75
23

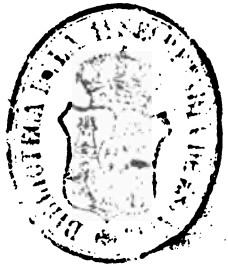
Der Kampf der Bulgaren

um ihre Nationaleinheit.

Politisch-militärische Geschichte
der bulgarisch-rumelischen Ereignisse
im Jahre 1885.

Von
A. von Huhn.

Mit einer Kartenskizze.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1886.

Das Recht der Übersetzung bleibt vorbehalten.

Vorwort.

Unmittelbar nach Ausbruch des Aufstandes in Philippopel bin ich im Auftrage der Kölnischen Zeitung nach Bulgarien gegangen und habe dort Gelegenheit gehabt, die politischen und kriegerischen Ereignisse aus nächster Nähe zu verfolgen. Ich kam ohne Voreingenommenheit, als ein kalter, ruhiger Beobachter, und ich hätte sowohl für als gegen die Bulgaren Partei ergreifen können; daſs ich letzteres thun würde, war im Augenblicke meiner Abreise sogar wahrscheinlicher, da mir die allgemeine Ansicht, daſs schwerwiegende europäische Interessen durch Bulgarien und seinen Fürsten gefährdet würden, nur zu begründet schien. Was ich nun aber dort gehört und gesehen, lieſs mir keinen Zweifel darüber, daſs die bulgarische Bewegung durch die von der internationalen Diplomatie angewandten Mittel nicht rückgängig gemacht werden könne, auſserdem aber auch kein wirkliches europäisches Interesse verletze. Ich konnte mich überzeugen, daſs die von Ruſslands Agenten betriebene Politik unwürdig und im höchsten Grade verwerflich gewesen war, und deshalb trete ich gegen Ruſsland auf. Ich

bin kein Russenfeind, ich habe russische Interessen oft genug verteidigt und werde es unter anderen Verhältnissen auch wohl wieder thun, aber in den bulgarischen Angelegenheiten mit Rufsland zu gehen, ist für einen unabhängigen, aufrichtig denkenden und mit Rechtsgefühl begabten Mann einfach ein Ding der Unmöglichkeit.

Auf der anderen Seite verdiente die Hingabe und Ausdauer, mit welcher das bulgarische Volk den Kampf um seine Freiheit führte, die vollste Anerkennung und Sympathie, die Haltung des Fürsten Alexander aber, der ein kluger Staatsmann, ein tapferer Soldat, ein in jeder Beziehung bedeutender Mann ist, nötigte Bewunderung ab.

Ich möchte weiteren Kreisen zeigen, dafs dieses Urteil nicht auf Voreingenommenheit beruht, sondern aus überzeugenden Thatsachen seine Begründung schöpft.

Deshalb habe ich dies Buch geschrieben.

Paris, im April 1886.

A. v. Huhn.

Inhalt.

Seite

I. Einleitung 1

Bulgarien zur Zeit des russisch-türkischen Krieges. Der Frieden von San Stefano und der Berliner Kongrefs. Die staatsrechtlichen Verhältnisse Bulgariens und Ostrumeliens. Die Verfassung. Dondukoff und das ostrumelische Statut. Verhältnis zu Rufsland und der Türkei. Muhamedaner und Bulgaren. Mifsliebigkeit der russischen Herrschaft. Bulgarien für die Bulgaren. Der grofsbulgarische Gedanke und Rufslands Stellung zu demselben.

II. Reise nach dem Schauplatz der Revolution 18

In Belgrad. „König von Serbien und Mazedonien." Über Lompalanka und Sofia nach Philippopel. Sonst und jetzt. Wie ist die ostrumelische Revolution entstanden? Der Aufstand in Philippopel. Die Säulen der alten Regierung: Gavril Pascha Krestowitsch und Drigalski Pascha.

III. Fürst Alexander von Bulgarien und seine Stellung zum Aufstande 32

Fürst Alexander übernimmt die Regierung Ostrumeliens und stellt sich an die Spitze der Bewegung. Die angebliche Mitschuld des Fürsten am Aufstande. Warum er der Aufforderung der Rumelioten nachkam. Seine Reise nach Philippopel. Fürst Alexander als Diplomat. Fürst Alexander und die Türken.

IV. Die bulgarisch-rumelische Heermacht 44

Die Stärke des Heeres und seine Ausbildung. Russische und bulgarische Offiziere. Ein „führerloses Heer". Die Neubildungen und der strategische Aufmarsch an der türkischen Grenze.

Seite

V. Die Haltung der Mächte 54

Russische Intrigen in Bulgarien. Feindselige Stimmung der Botschafterkonferenz. Der Widerstand Englands und seine Gründe. Unmöglichkeit zu voller Einigung zu gelangen. Gefährdung des europäischen Friedens durch den Einmarsch der Türkei. Die „Räuberbrigade".

VI. Die Stimmung in Bulgarien 69

Wachsendes Ansehen des Fürsten Alexander. Fester Wille der Bulgaren, die Vereinigung aufrechtzuerhalten. Karaweloff. Tsanoff. Stranski.

VII. Sofia und Philippopel 84

Der Unterschied zwischen beiden Städten. Der Konak in Philippopel und das fürstliche Schloſs in Sofia. Leibliche Verpflegung und geselliges Leben. Der Einfluſs des Fürsten auf die Entwicklung Sofias.

VIII. Das Eintreten Serbiens in die Handlung 92

Serbiens feindliche Absichten gegen Bulgarien zeichnen sich immer deutlicher ab. Weigerung König Milans, einen Brief des Fürsten Alexander anzunehmen. Die Streichung des Fürsten aus der russischen Armeeliste. Eine verfehlte Maſsregel. Die Muhamedaner Bulgariens stellen sich dem Fürsten Alexander zum Kriege gegen Serbien zur Verfügung. Serbische Grenzverletzungen. Die Kriegserklärung.

IX. Vor dem Gewitter 102

Der Marsch des bulgarischen Heeres zum Kriegsschauplatz. Die vorteilhafte Stellung und günstige Beurteilung der serbischen Armee. Nochmals die Diplomatie.

X. Das Vorspiel 112

Serbische Siege und Siegesdepeschen. Die öffentliche Meinung. Fürst Alexander über die Aussichten des Krieges. Nach Sliwnitza!

XI. Die Schlacht bei Sliwnitza 122

Der erste Tag.
Der zweite Tag.
Der dritte Tag.

XII. Nach dem Siege 161

Ein Sonnenblick. Das bulgarische Hauptquartier. Der „Konak". Die serbischen Kriegsgefangenen und Überläufer. Eine „preuſsische" Patrouille. Die Verstärkungen. Die Verteidigung von Widdin. Popoff in Trn und Panitza in Serbien.

Seite

XIII. Die Macht des Erfolges 176

Umschwung der öffentlichen Meinung in Europa. Rufsland. Deutschland. Ein Regen von Glückwunschtelegrammen. Die Stimmung in Bulgarien. Das bulgarische National- und Vaterlandsgefühl. Die Türken.

XIV. Von Sliwnitza bis Zaribrod 184

Der Eintritt in die Offensive. Angriff auf den Pafs von Dragoman. Ein diplomatisches Zwischenspiel. Die Höhen von Dragoman genommen. Die Serben räumen den Pafs. Vormarsch auf Zaribrod und Kampf bei der Stadt. Der Einzug des Fürsten.

XV. In Zaribrod 201

Das bulgarische Hauptquartier unter serbischem Feuer. Serbische Parlamentäre. Der angebotene Waffenstillstand abgelehnt. Erstürmung einer Höhe. Ein tapferer Serbe. Die Stellungen vor Zaribrod.

XVI. Von Zaribrod nach Pirot 212

Die Überschreitung der Grenze. Eine unausgeführte Kavallerieattacke. Fürst Alexander und sein Stab vom Granatfeuer überrascht. Die Einnahme Pirots auf den 27. November verschoben. Die Sprengung der Zitadelle von Pirot. Ein mangelhaftes Nachtquartier. Die Schlacht vor Pirot. Seine Einnahme. Zersprengung des serbischen Heeres.

XVII. In Pirot 237

Die Wahrheit über die Plünderung von Pirot. Ausquartiert. Die Ankunft des Grafen Khevenhüller. Die erzwungene Waffenruhe und die Stimmung im bulgarischen Heere. Die Zustände in Serbien.

XVIII. Österreich-Ungarns Orientpolitik 250

Österreichs Machtstellung vor und nach dem Kriege. Graf Khevenhüllers Wirksamkeit in Serbien, sein Anteil an der Kriegserklärung, sein Eingreifen in Pirot, die eigenmächtige Überschreitung der ihm gegebenen Weisungen. Die Gefährdung des europäischen Friedens. Was Österreich hätte thun sollen und können.

XIX. Die Waffenruhe 261

Unaufrichtigkeit der Serben bei den Verhandlungen. Bruch der Waffenruhe durch einen Angriff auf Widdin. Lahme Entschuldigungen. Wiedererscheinen der Mächte und der Türkei. Der internationale Militärausschufs.

Seite

XX. Der internationale Militärausschufs 273

Ungünstige Aussichten. „Considérant les avantages remportés par l'armée bulgare" giebt der Ausschufs den serbischen Forderungen nach. Niedergeschlagenheit im bulgarischen Heer. General Kaulbars und ein Armeebefehl des Fürsten. Zwei Millionen Schweine.

XXI. Der Siegeseinzug des Fürsten Alexander 281

Begeisterter Empfang durch die Bevölkerung. Anwesenheit des diplomatischen Corps. Unvermutete Beteiligung einer Brigade am Einzug. Der Dank des Fürsten für die Pflege der Verwundeten. Neue Aufgaben.

XXII. Die Ursachen der bulgarischen Siege 288

Verschiedene Beurteilung derselben. Das persönliche Verdienst des Fürsten und die richtige Wahl seiner Mitarbeiter. Die allgemeine Hingabe und Opferwilligkeit des Volkes für den nationalen Gedanken.

XXIII. Die Zukunft Bulgariens 298

Die Vorgänge bis zum serbischen Friedensschlusse und die Thätigkeit der europäischen Konferenz. Fürst Alexander als Träger des bulgarischen Nationalbewufstseins. Vergleich der Entwicklung des Landes ohne den Fürsten und unter russischer Statthalterschaft mit seiner Zukunft als freier Staat unter dem Fürsten Alexander. In dem einen Falle Niedergang des Landes und Schaffung eines neuen Nihilistenherdes; im anderen reiches friedliches Aufblühen des jungen bulgarischen Staates.

I.

Einleitung.

Bulgarien zur Zeit des russisch-türkischen Krieges. Der Frieden von San Stefano und der Berliner Kongrefs. Die staatsrechtlichen Verhältnisse Bulgariens und Ostrumeliens. Die Verfassung. Dondukoff und das ostrumelische Statut. Verhältnis zu Rufsland und der Türkei. Muhamedaner und Bulgaren. Mifsliebigkeit der russischen Herrschaft. Bulgarien für die Bulgaren. Der grofsbulgarische Gedanke und Rufslands Stellung zu demselben.

Der russisch-türkische Krieg von 1877/78 hatte zur wesentlichsten Folge die Schaffung zweier neuen Staatswesen, von denen das eine, das Fürstentum Bulgarien, dem Namen nach der türkischen Oberhoheit unterthan blieb, in Wirklichkeit aber ein wenigstens von der Türkei ganz unabhängiger Staat wurde, während das andere, die „autonome Provinz" Ostrumelien zwar eine engere Verbindung mit der Türkei beibehielt, thatsächlich aber sich um den Willen des Sultans auch nicht im mindesten kümmerte. Als der Berliner Kongrefs den Frieden von San Stefano umwarf und an seine Stelle den Doppelstaat Bulgarien und Ostrumelien setzte — für letzteres musste erst ein eigener

Name erfunden werden —, konnte es für Kenner der Verhältnisse bereits keinem Zweifel unterliegen, daſs man hier einen Versuch vor sich habe, dessen Ausgang mindestens fraglich war. Auf der einen Seite hatte der Kongreſs mit der Scheu vor radikalen Lösungen, die solchen diplomatischen Versammlungen eigen ist, vermieden, den bulgarischen und russischen Wünschen auf Vereinigung des Volkes Rechnung zu tragen; er hatte damit eine Lage geschaffen, die den Keim zu späteren Verwicklungen in sich trug und nicht anders als ein unvollkommenes Flickwerk bezeichnet werden kann. Auf der anderen Seite hatte er einem Volke fast vollständige staatliche Selbständigkeit gegeben, obgleich dieses Volk auf einer ziemlich tiefen Entwicklungsstufe stand und keinerlei Bürgschaft zu bieten schien, daſs es sich in Zukunft in angemessener Weise regieren werde. Man wird dies verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, in welchem Zustande Nord- und Südbulgarien sich befanden, als sie durch das Schwert Ruſslands und das Machtwort der Mächte von der Türkei abgetrennt wurden. Bis dahin waren diese beiden türkischen Provinzen weiteren Kreisen noch so gut wie unbekannt gewesen und besaſsen die Eigenschaft „entdeckt werden zu können“ in nicht minderem Grade, als heute manche Gegenden des schwarzen Erdteils. Wohl war manches über sie geschrieben worden — ich erinnere nur an das vortreffliche Buch des Feldmarschalls Grafen Moltke —, aber seinen Weg in den Sinn und in das Interesse der groſsen Öffentlichkeit hatte Bulgarien noch nicht gefunden. Das

wurde plötzlich anders, als der russisch-türkische Krieg das Land in den Vordergrund des europäischen Interesses hob und als das gegen früher so gänzlich umgestaltete Zeitungswesen aus hundert Kanälen seine bulgarischen Nachrichten über Europa ergofs. Auch ich bin damals mit den Russen — als Korrespondent der Kölnischen Zeitung — nach Bulgarien gekommen und habe fast zehn Monate dort geweilt, bald den Gang der militärischen Operationen verfolgend, bald mich damit beschäftigend, Land und Leute zu studieren.

Nicht weil es meiner Neigung entspricht, von Adam und Eva anzufangen und den Leser durch ein reiches Material geschichtlicher Daten zu führen, die er auch anderswo leicht finden kann, sondern weil es als Grundlage für die Schilderung der späteren Entwicklung Bulgariens nötig ist, möge hier eine kurze Beschreibung derjenigen Zustände folgen, die ich damals auf meinen Kreuz- und Querzügen in Bulgarien angetroffen habe.

Der erste Eindruck, den ich empfing, war der, dafs dieses „geknechtete und grausam unterdrückte" Volk sich bei Licht besehen in einem Zustande der Wohlhabenheit und Behäbigkeit befinde, dem man weder Knechtung noch grausame Unterdrückung ansehen konnte; es war das eine Entdeckung, die ich keineswegs allein machte, sondern die sich auch allen russischen Offizieren und Soldaten mit zwingender Gewalt aufdrängte und die bei letzteren oft genug einen merkwürdigen Ausdruck fand. Sie hatten ihren Kreuzzug — denn es war ein Kreuzzug, ein Zug des Christentums gegen den Islam — unternommen, um die in

ihrer Religion bedrückten, an Leib und Gut grausam geschädigten Stammesgenossen und Glaubensbrüder gegen jenen Türken zu verteidigen, für welchen später Herr Gladstone das Beiwort „unaussprechlich“ erfand, sie hatten sich für sie in eine Art von religiöser und nationaler Begeisterung hineingeredet — und wie oft mufste ich nun das Wort hören: „Aber die Bulgaren befinden sich ja in weit besserer Lage als wir, und unsere Bauern würden froh sein, wenn sie mit ihnen tauschen könnten!“ Und in der That wäre dieser Tausch für die russischen Bauern kein schlechtes Geschäft gewesen.

Je länger ich in dem Lande weilte, desto mehr mufste ich mich davon überzeugen, dafs es in allen Bezirken wohlhabend, in manchen reich, sehr reich war, wenn dieser Reichtum auch nicht in prunkhafter Ausstellung zu Tage trat, sondern oft geflissentlich verborgen wurde. Nirgends, ich wiederhole es, nirgends habe ich wirkliches Elend getroffen, und wenn es sich nur um materielle Güter handelte, so hätten die Russen ihre Befreiung ruhig unterlassen können. Ebensowenig ist mir in glaubhafter Weise nachgewiesen worden, dafs die Türken die christliche Religion in Bulgarien verfolgt hätten; nirgends fand ich zerstörte christliche Kirchen, und die bulgarischen Popen waren nicht minder wohlgenährt, als die anderer Länder. Für den Reichtum des Landes liegt der unwiderlegliche Beweis in der Thatsache, dafs Bulgarien durch ganze sechs Monate die russische Armee aus eigenen Mitteln ernährt hat, denn was die russische Intendantur dem Heere über die Donau nachschickte,

war wenig, und dieses wenige war noch dazu meist unbrauchbar. Die Erzählungen von der Bedrückung der christlichen Religion werden aufs schlagendste durch die einzige Thatsache widerlegt, daſs nach vielhundertjähriger Türkenherrschaft die christliche Religion in voller Ausübung ihrer religiösen Gebräuche überhaupt noch bestand. Oder will man wirklich bezweifeln, daſs den Türken vor 100 Jahren die Ausrottung des Christentums möglich gewesen wäre, wenn sie es gewollt hätten? Mit Recht kann man sagen, daſs der Niedergang der Türkei durch ihre religiöse Duldsamkeit verschuldet worden ist und daſs diese edelste und beste Eigenschaft einen traurigen Lohn gefunden hat; wie denn überhaupt in der Weltgeschichte die Moral der Kinderfabel von der Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen so selten zutrifft.

Ich habe gesagt, Bulgarien sei ein reiches Land, doch bedarf dies insofern einer gewissen Einschränkung, als Bulgariens Reichtum fast ausschlieſslich in der Landwirtschaft beruhte und noch heute beruht. Die Industrie ist, abgesehen von einigen Hausindustrien, fast gar nicht entwickelt und auch der Handel war noch arg zurück und ruhte zudem meist in den Händen von Nichtbulgaren, vorzugsweise Griechen und Juden. Dieser Mangel an Handel und Industrie bedingte es auch, daſs sich, abgesehen von einigen Donaustädten mit meist internationaler Färbung, keine hervorragenden Volkszentren gebildet hatten, ohne welche eine Pflege der Bildung niemals möglich sein wird. Der Mangel an guten Verkehrswegen,

die Christ und Muselman gleich treffende türkische Mifsregierung liefsen im Laufe der Jahrhunderte den Bauer in seiner ländlichen Arbeit erstarren und hinderten ihn, einer Vervollkommnung und Verbesserung seines materiell ja erträglichen Loses nachzustreben. Ein einziger grofser Osmane hatte mit gewaltthätiger Hand versucht, das Volk aus seinem Schlafe zu kräftigem modernen Leben aufzurütteln: was Bulgarien damals an Verkehrswegen und gemeinnützigen Anlagen besafs, verdankte es Midhat Pascha, und wer weifs, wohin dieser starke moderne Geist das Land gebracht haben würde, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, zwanzig Jahre an seiner Spitze zu bleiben. Wie nun die Sachen aber standen, war Bulgarien nichts anderes als ein aus meist ganz ungebildeten Bauern zusammengesetzter Staat, in dem nur sehr wenige intelligente und gebildete Männer lebten, so wenige, dafs man sie an den Fingern hätte herzählen können. Mit Recht warf man daher die Frage auf, wie dieses der Selbstbestimmung wiedergegebene Land sich wohl selbst werde regieren können, und die Antwort, dafs das die Russen schon besorgen würden, war nicht geeignet, nach allen Seiten hin zu befriedigen. Wohlhabend, sparsam, auch ziemlich arbeitsam und recht ungebildet waren sie: so schienen sie wohl zu einer russischen Provinz geeignet, aber zu einem bulgarischen Staate?

Es kam hinzu, dafs die Bulgaren sich die Sympathien des gebildeten Europa durch die namenlose Wildheit und Grausamkeit entfremdet hatten, die sie bei der Verfolgung

und Niedermetzelung der unglücklichen Türken bethätigten, die mit dem Tage des russischen Einmarsches ihren erbarmungslosen Peinigern wehrlos entgegenstanden. Ich werde in diesem Buche später soviel Gelegenheit haben, Gutes von den Bulgaren zu sagen, dafs ich damit das Recht gewinne, ihr schändliches Verhalten aus jener Zeit so zu kennzeichnen, wie sie es verdienen. Über 100 000 Unglückliche, Männer, Frauen und Kinder, sind von ihnen abgeschlachtet worden, und zwar nicht nur aus nationalem oder religiösem Hasse, sondern sehr oft zum Zwecke gemeiner persönlicher Bereicherung. Es war ein furchtbarer Schandfleck auf dem Schilde dieser Nation — und es ist ein Glück für sie, dafs neueste Ereignisse erlauben, das Geschehene zwar nicht zu vergessen, aber mit einem Schleier zu verdecken.

Wenn die Mächte auf dem Berliner Kongresse sich über die zukünftige Gestaltung der Dinge in Bulgarien und Ostrumelien verhältnismäfsig wenig Kopfzerbrechen machten, so geschah es wohl hauptsächlich, weil sie glaubten, dafs Bulgarien und Ostrumelien doch nur dazu bestimmt seien, mit der Zeit russische Provinzen oder Statthalterschaften zu werden. Man hatte den Vertrag von San Stefano, soweit Bulgarien dabei in Betracht kam, der Form nach geändert und nahm nun umsoweniger Anstand, ihn der Sache nach bestehen zu lassen. Rufsland hatte sich mit den befreiten Ländern eine Etappe und eine Vorhut zum Vormarsche auf Konstantinopel schaffen wollen; man überliefs ihm ruhig, sich in dieser Vorpostenstellung

behaglich einzurichten und sein Avantgardecorps sorgfältig auszubilden — in Erwartung besserer Zeiten. Europa hatte damals den Vormarsch Rufslands nicht aufgehalten, sondern nur verzögert, ja es hatte ihm sogar für die Wiederaufnahme seiner ehrgeizigen Pläne eine bessere Operationsbasis gegeben. Wenn vieles später anders kam, war das nicht Europas Verdienst.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der beiden bulgarischen Zwillingsstaaten. In Bulgarien herrschte zuerst als Generalgouverneur General Fürst Dondukoff-Korsakoff, der es sich angelegen sein liefs, eine natürlich russische Verwaltung einzurichten und alles so anzuordnen, dafs der neuerwählte junge Fürst, Prinz Alexander von Battenberg, eine Grundlage und eine Richtschnur für sein künftiges Verhalten vorfand. Das Merkwürdigste, was Fürst Dondukoff schuf, war die bulgarische Verfassung, die eine der freiheitlichsten in ganz Europa ist und das Land nicht nur mit einer konstitutionellen, sondern sogar rein parlamentarischen Regierung bedachte. Es herrscht ein gewisses Dunkel darüber, welche inneren Beweggründe den Fürsten Dondukoff bewogen haben mögen, Bulgarien, einem ganz neuen Staate, eine solche Verfassung zu geben, für welche viele der alten Staatswesen Europas noch nicht reif sind, für die die Russen aber offenbar von ihrer Regierung noch für ganz unreif gehalten werden. Hat Dondukoff die Möglichkeit vorausgesehen, dafs sich zwischen Rufsland und dem Fürsten von Bulgarien Mifshelligkeiten erheben könnten, und hat er dann darauf

gerechnet, das Parlament gegen den Fürsten oder im umgekehrten Falle den Fürsten gegen das Parlament auszuspielen? Sicher ist es, daſs Dondukoff von der Notwendigkeit und ewigen Dauer seiner Verfassung keineswegs überzeugt war; denn als ein Bulgar ihn darauf aufmerksam machte, daſs man dem jungen Volke in der Verfassung denn doch zu weitgehende Rechte einräume, entgegnete er lachend: „Comme vous êtes naif, mon cher! Les constitutions c'est comme les jolies femmes: elles ne demandent qu'à être violées.“ So hielt Prinz Alexander von Battenberg als konstitutioneller Fürst Alexander I. „von Gottes Gnaden und durch des Volkes Willen“ als russischer Schützling seinen Einzug in Bulgarien, mit frischem und frohem Mut, zwar vorbereitet auf manche Widerwärtigkeiten, aber doch nicht ahnend, zu welcher Dornenkrone ihm durch sechs lange Jahre die Herrschaft Bulgariens werden sollte.

Während solcherart Fürst Dondukoff die Organisation Bulgariens einleitete, setzten Vertreter der Mächte in Philippopel ein „organisches Statut“ auf, das als ostrumelische Verfassungsurkunde gelten kann. Auch hier sorgte man für eine mit groſsen Rechten ausgestattete Volksvertretung, die ganz danach zugeschnitten war, um dem türkischen Generalgouverneur das Leben sauer und unmöglich zu machen, wenn es ihm einfallen sollte, sich daran zu erinnern, daſs er ein Beamter des Sultans war. Man muſs nun freilich beiden Gouverneuren, Aleko Pascha Vogorides und Gavril Pascha Krestowitsch, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daſs sie sich hieran nie erinnerten,

sondern nur daran dachten, wie sie sich möglichst lange auf ihrem reich und regelmäfsig bezahlten Posten behaupten könnten. Über ihnen und der Volksvertretung schwebte als leitender Geist der Vertreter des Zaren, der russische Generalkonsul in Philippopel — bis Rufslands Einfluſs von seinen eigenen Geschöpfen vernichtet wurde.

Es wird möglich sein, die Entwicklung beider Länder, Bulgariens und Ostrumeliens, während des nun folgenden Zeitraumes von sechs Jahren im Zusammenhange zu behandeln, denn obgleich der Berliner Kongreſs sie äufserlich getrennt hatte, blieben sie doch innerlich im engsten Zusammenhange, und jedes Ereignis, das sich in dem einen Lande vollzog, hatte seine Rückwirkung auf das andere. Man kann sagen, daſs in den ersten Jahren der russische Einfluſs der allein maſsgebende war, und da die Trennung der beiden Länder und ihre Belassung unter türkischer Oberherrschaft gegen den Willen Rufslands durchgesetzt worden war, so richtete sich Rufslands Bestreben nun dahin, diese Beziehungen zum türkischen Reiche möglichst hinfällig zu machen, zugleich aber die Geschicke der Länder so eng mit Rufsland zu verknüpfen, daſs dieses an Stelle der Türkei der eigentliche Oberherr und daſs beide Länder in der Verwaltung russische Provinzen, in Bezug auf das Heerwesen ein russisches Avantgardecorps wurden, stets bereit einen Angriff auf die Türkei kraftvoll zu unterstützen, aber unfähig, Rufslands Willen Widerstand zu leisten. Ostrumelien glaubte man durch den Generalkonsul, Bulgarien durch den Fürsten Alexander zu halten,

den man als „bon jeune prince“ bezeichnete und jeder Selbständigkeitsregung für unfähig hielt. Daſs letzteres ein Irrtum war, hat die Geschichte der letzten Monate gezeigt, aber trotzdem glaube ich, daſs Ruſslands Plan, beide Länder unauflöslich mit sich zu verbinden, hätte gelingen können, wenn die Russen gerechten Ansprüchen der Bulgaren Rechnung getragen, und namentlich, wenn sie in der Wahl der Werkzeuge ihrer Politik nicht gar so unglücklich gewesen wären. Bulgarien befand sich nicht auf dem Standpunkte eines turkomanischen Nomadenvolkes, das einfach mit der Knute regiert werden kann; wenn andere das nicht wuſsten, so war das verzeihlich, aber Ruſsland, für dessen orientalische Politik Bulgarien der Angelpunkt ist, hatte die Pflicht, darüber auf das genaueste unterrichtet zu sein. Gerade das Gegenteil war aber der Fall.

Zuerst ging alles gut, d. h. so, wie die Russen es wünschten: Bulgarien und Ostrumelien zeigten in lauten Kundgebungen, daſs sie die Oberherrlichkeit des Sultans als nicht bestehend ansahen, und sie erfreuten sich bei ihren Auflehnungsversuchen des Schutzes des Zaren. Von der durch den Berliner Kongreſs festgesetzten Übernahme eines Teiles der Staatsschuld war nicht die Rede, Bulgarien zahlte gar keinen, Ostrumelien nur einen unzureichenden und unregelmäſsigen Tribut, und sobald die hohe Pforte sich auf Grund der bestehenden Verträge irgendwie in die Verwaltung einmischen wollte, muſste sie die Erfahrung machen, daſs ihre „treuen Unterthanen“ mit einer Un-

geniertheit sondergleichen über ihre Wünsche zur Tagesordnung übergingen. Wie wenig der Sultan, der Herrscher der Gläubigen, in diesen beiden Ländern zu sagen hatte, ergab sich am deutlichsten aus dem Umstande, daſs die hartherzige und ungerechte Behandlung der Muhamedaner ruhig weiterging und daſs diese in diesen „türkischen Provinzen“ als rechtlose Parias behandelt wurden, deren Eigentum ebensowenig sicher war, wie ihr Leben. Zum Glück hat sich hierin in den letzten Jahren vieles gebessert, und wenigstens in Bulgarien hatte es schon vor dem Kriege der persönliche Einfluſs des Fürsten Alexander dahin gebracht, daſs die dortigen Türken ein menschenwürdiges Dasein führen konnten; wofür sie ihm den Dank nicht schuldig geblieben sind. Diese Besserung ihrer Lage verdankten sie dem Fürsten persönlich, und nicht dem Einflusse der Türkei, der damals in Bulgarien gleich Null war.

Nach Beendigung des Krieges war es natürlich und unvermeidlich, daſs die Russen fast alle höheren Stellen in Verwaltung und Heer besetzen muſsten; mangelte es doch in Bulgarien fast ganz und gar an dazu befähigten Persönlichkeiten und muſste doch alles erst neu geschaffen werden. Bei dem Miſstrauen, das der Bulgar im allgemeinen jedem Ausländer entgegenbringt, hätte die russische Regierung auf die Wahl ihrer Beamten und Offiziere doppelte Aufmerksamkeit richten und nur die besten und tüchtigsten Leute senden sollen, die dem bulgarischen Volke wirkliche Achtung und Liebe zu Ruſsland eingeflöſst hätten, nicht aber, wie es vielfach geschehen ist, schiffbrüchige

Existenzen oder bevorzugte Persönlichkeiten, denen man ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten die hohen, von Bulgarien gezahlten Gehälter zuwenden wollte. Die Folgen dieses Verfahrens liefsen nicht lange auf sich warten, und schon nach wenigen Jahren machte sich unter den Bulgaren eine unverkennbare Abneigung gegen ihre Befreier bemerkbar, die sich bald zu dem Wunsche verdichtete, sie recht bald loszuwerden. Der Bulgar ist von Natur sehr sparsam, und die damit recht oft nicht in Einklang stehenden Gewohnheiten der russischen Offiziere und Beamten verletzten ihn umsomehr, als er sich sagte, dafs es sein Geld war, was so vergeudet wurde. Zudem gefielen sich die Russen nicht in der Rolle eines wohlwollenden, freundlichen und selbstlosen Vormundes, sondern in der eines rücksichtslosen und harten Gebieters. Sie glaubten an eine Überlegenheit der russischen Rasse über die Bulgaren und gaben sich keine Mühe, diese Ansicht zu verbergen, ja, sie kehrten sie oft geflissentlich heraus. Ein ostrumelischer Präfekt erzählte mir einmal sehr bezeichnend folgende Ansprache, die ein russischer Konsul bei einer Gesellschaft an ihn gehalten hatte: „Sie sind Präfekt? sehr gut; aber Sie wissen doch hoffentlich, dafs Sie das nur durch Rufslands Gnade sind und dafs Sie die Pflicht haben, sich als russischer Präfekt zu betrachten? Ihr Bulgaren glaubt manchmal, dafs wir bei Euch nur zu Besuch seien, Ihr müfst Euch aber von der Überzeugung durchdringen lassen, dafs wir hier ganz zu Hause sind.“ Und wenn mir der Konsul, so fügte der Präfekt hinzu,

diese Rede nur einmal gehalten hätte! Aber so oft er mich traf, sagte er mir dasselbe, so daſs ich schlieſslich, wenn ich ihn nur von weitem sah, schon in eine nervöse Aufregung geriet. — Man wird zugeben, daſs das nicht der Weg war, sich die Liebe der Bulgaren zu erwerben.

Solange Kaiser Alexander II. lebte, hatte es in Bulgarien schon nicht an unangenehmen Streitfällen zwischen den dort angestellten Russen und dem Fürsten Alexander gefehlt, aber das väterliche Wohlwollen und Vertrauen, das der verstorbene Kaiser dem Fürsten entgegenbrachte, hatte die Erledigung solcher Fälle leicht gemacht und verhütet, daſs eine Erbitterung zwischen dem Fürsten und Ruſsland eintrat. Sobald jedoch der Kaiser gestorben war und dem Fürsten die persönliche Unterstützung in Petersburg fehlte, traten die russischen Offiziere und Beamten auch dem Fürsten gegenüber mit wegwerfendem Hochmut auf, und bald zeichnete es sich klar ab, daſs sie als einziges Ziel verfolgten, dem Fürsten den Aufenthalt in Bulgarien so zu verleiden, daſs er auf die Regierung verzichten sollte. Als er das nicht that, gingen sie noch weiter . . . Weshalb? Aksakoff hat es dem Fürsten selbst in dürren Worten ins Gesicht gesagt: „Wir haben gar nichts gegen Sie persönlich, aber wir werden nicht eher ruhen und rasten, bis wir ihren Sturz durchgesetzt haben, weil Sie ein Deutscher sind.“ Ist es ein Wunder, wenn angesichts systematischer Anfeindung und Verfolgung durch die Russen Fürst Alexander von keiner glühenden Liebe zu seinen Peinigern

beseelt war und den Versuch unternahm, aus seinem Volke — Bulgaren zu machen?

Eine schwere Zeit brachte dem bulgarischen Volke — namentlich im Fürstentume — die Einführung der Dondukoffschen Verfassung, welche der Volksvertretung Rechte einräumte, die für eine so junge Nation entschieden zu weitgehend waren. Junge Bulgaren, die ihre Erziehung meist im Auslande genossen hatten, warfen sich mit Ehrgeiz, Eifer und Leidenschaft auf die parlamentarische Laufbahn, es entstanden Parteiungen, die sie leiteten, aber oft schlecht leiteten, weil es ihnen an der nötigen Erfahrung fehlte, und häufig entstand ein parlamentarischer Wirrwarr, wie man ihn sich nicht schöner denken konnte. Absolutistische Gelüste, demagogische Umtriebe: es fehlte an nichts, und es bedurfte des ganzen Taktes und der politischen Ehrlichkeit des Fürsten Alexander, um den Staat durch diese Brandung glücklich durchzulotsen. Das Schlimmste war, daſs die Russen sich in diesen inneren Streit einmischten und bald die eine, bald die andere Partei begünstigten, bald dieses, bald jenes Ministerium stürzten und die parlamentarischen Parteien gegen den Fürsten ausspielten. Daſs unter diesen Umständen nicht alles drunter und drüber ging und daſs der junge Staat nicht in sich zusammenbrach, ist ein halbes Wunder zu nennen. Fragt man nach der Ursache, so wird zunächst des Fürsten Alexander und seiner staatsmännischen Haltung zu gedenken sein, sodann aber einer Eigenschaft der Bulgaren, auf die man von vornherein nicht vorbereitet war. Soweit

dieses Volk zur Zeit des Russenkrieges zurück war, ebensolche riesige Fortschritte hat es in den letzten sechs Jahren gemacht und es hat eine Lernfähigkeit gezeigt, die staunenswert ist. Die eigenen in den ersten Jahren gemachten Fehler haben den Bulgaren später zur Lehre gedient und aus früher unbändigen Demagogen sind heute ernste und zielbewufste Staatsmänner geworden. Hand in Hand mit der Bildungsfähigkeit ging ein stark ausgesprochener Bildungsdrang, der allenthalben niedere und höhere Schulen aus der Erde hervorschiefsen liefs und die modernen Fortschritte anderer Völker sich mit Eifer anzueignen suchte. Grofse Fortschritte auf dem Gebiete der Verwaltung und des Justizwesens wurden erzielt und namentlich die Finanzverwaltung war musterhaft. Welcher Staat erzielt heute in seinem Haushalt Überschüsse? Überschüsse, dieses Ideal eines Finanzministers zu verwirklichen, ist dem jungen Staate Bulgarien vorbehalten geblieben, der in sechsjähriger Regierung 43½ Millionen Franken erspart, d. h. einfach auf die hohe Kante gelegt hat.

Wie schon gesagt, waren die Beziehungen zu der Türkei sehr schlecht, nicht nur weil die Vasallenstaaten sich von der lästigen, obgleich kaum fühlbaren Oberherrschaft des Sultans befreien wollten, sondern vor allem, weil ihnen der Traum eines vereinigten Grofsbulgariens vorschwebte, ein Traum, der durch den Frieden von San Stefano der Erfüllung so nahe gebracht worden war. Dieses Streben nach einem grofsbulgarischen Staate ging aus dem Volke hervor, es wurde aber auch mit aller Kraft von den

Russen genährt, die sich sehr richtig sagten, daſs sie umsomehr Einfluſs auf das Volk haben würden, wenn sie ihm noch etwas versprechen und den augenscheinlichen Beweis ihrer Unentbehrlichkeit führen könnten; denn daſs ohne russische Hülfe die Vereinigung erreicht werden könne, daran dachten wohl nur wenige. So entstanden Vereinigungen, die den Anschluſs Ostrumeliens an Bulgarien zum Zwecke hatten, groſsbulgarische Zeitungen wurden gegründet, Gelder gesammelt, Verbindungen in Mazedonien angeknüpft: denn auch dieses sollte dem groſsbulgarischen Staate angehören. Diese Dinge vollzogen sich offen und vor aller Welt; jedermann wuſste, daſs eine groſsbulgarische Bewegung bestand, aber sie hatte schon solange bestanden, ohne ausgebrochen zu sein, daſs man sie nicht mehr beachtete.

So lagen die Dinge im August des Jahres 1885.

II.

Reise nach dem Schauplatz der Revolution.

In Belgrad. „König von Serbien und Mazedonien.“ Über Lompalanka und Sofia nach Philippopel. Sonst und jetzt. Wie ist die ostrumelische Revolution entstanden? Der Aufstand in Philippopel. Die Säulen der alten Regierung: Gavril Pascha Krestowitsch und Drigalski Pascha.

Am 1. Oktober 1885 betrat ich nach siebenjähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder bulgarischen Boden, gerufen von den Ereignissen, die sich zwei Wochen vorher in Philippopel zugetragen und die orientalische Frage von neuem in brennendster Weise an die Tagesordnung gebracht hatten. Ich hatte zuerst über Belgrad-Nisch nach Sofia reisen wollen, aber schon in der serbischen Hauptstadt traf ich auf vollsten Kriegstrubel, sah das Serbenheer in der Mobilmachung und erfuhr, daſs es so gut wie unmöglich sei, über Nisch nach Sofia zu gelangen. Ich sah, wie König Milan seine Hauptstadt verlieſs, unter begeistertem Jubel der Serben, die auf den „König von Serbien und Mazedonien“ nicht enden wollende Hochs ausbrachten. Vor dem

Bahnhofe wurde dem König ein Becher kredenzt mit dem Trinkspruche „dem König von Serbien und Mazedonien“, und Milan leerte ihn fröhlich, damals wohl selbst der Ansicht, daſs es zu neuem Türkenkriege gehe und zwar zum letzten, in dem das von allen Seiten angegriffene Osmanenreich in Trümmer sinken und eine leichte Beute seiner Nachbarn werden sollte. Wie anders ist es gekommen!

Ich weilte nur zwei Tage in Belgrad und schiffte mich dann, begleitet von den in Serbien auf eine anderwärts unbekannte Höhe ausgebildeten Polizeischerereien, auf einem Donaudampfer nach Lompalanka ein, von wo aus, wie man sagte, Sofia am leichtesten erreicht werden könne. Wie man sagte! Denn niemand wuſste genau, wie es namentlich jetzt zu Kriegszeiten mit den Verbindungen stehe, und von meinen früheren Reisen hatte ich, was Verbindungen in Bulgarien anlangt, nur die eine Erinnerung, daſs solche überhaupt nicht vorhanden waren. So kam ich also, wie schon gesagt, in Lompalanka an und war zunächst beim Landen ungemein überrascht, daſs ich auch nicht den geringsten Paſsplackereien ausgesetzt war, was mich von vornherein für die Bulgaren, gegen die ich wegen ihrer Türkenmetzeleien im Russenkriege eigentlich einen alten Groll hatte, günstig einnahm, namentlich wenn ich damit die Jämmerlichkeiten verglich, die ein Reisender zu erdulden hat, wenn ihn sein Unstern nach Serbien führt. Das erste, was ich am Lande höre, sind deutsche Laute: „Wollen Sie nach dem Hotel Balkan? nach dem Hotel Bellevue?“. Mit diesen Worten drängen sich Portiers mit ganz europäischen Hotelmützen

an mich. „Das war doch früher nicht", ging es durch meinen Kopf; Hotels, Portiers mit Hotelmützen, deutschsprechende Leute: nein entschieden, das war früher in Bulgarien unbekannt gewesen. Die Hotels, das werden schöne Spelunken sein, dachte ich mir, vertraute aufs Geratewohl mein Gepäck dem Portier des Balkanhotels an und kletterte dann hinter ihm eine Anhöhe hinauf, auf welcher das Gasthaus lag. Auf halbem Wege kommt mir der Wirt entgegen und fragt mich mit grofser Beflissenheit — auf deutsch! — nach meinen Befehlen: ob ich hier bleiben, ob ich nach Sofia fahren wolle? Nach Sofia fahren — der Mann sprach davon, als ob das ganz leicht ausführbar wäre, was mich nicht wenig beruhigte, denn ich hatte mir ganze Berge von Schwierigkeiten ausgemalt. So trat ich wohlgemut auf die kleine Terrasse vor dem Gasthause, wo eine Anzahl Bulgaren in eifriger Unterhaltung safs und Bier trank. Diese neue Errungenschaft ging über alles, was ich erwartet hatte: Bier, wirkliches, vortreffliches vom Fasse abgezapftes auf Eis gekühltes Bier hier in Halbasien zu finden, wäre vor sieben Jahren die reine Unmöglichkeit gewesen, ja es wäre niemand überhaupt auf den verwegenen Gedanken gekommen, so etwas auch nur zu wünschen. Nun aber kam die Beförderungsfrage, und zu meinem Erstaunen wurden mir sogleich mehrere vierspännige Fiaker, recht bequeme und gute Halbchaisen, angeboten, die mich, allerdings gegen sehr hohe Bezahlung, in 24 Stunden nach Sofia bringen wollten. Ich wählte einen derselben und ich kann nur sagen, dafs ich allen Anlas hatte, mit ihm und

meiner Reise zufrieden zu sein. Ich rüstete mich in meinem Gasthaus mit allem für einen Tag nötigen Eſs- und Trinkbedarf aus und eine Stunde später saſs ich im Wagen.

Warum ich bei diesen kleinen Erlebnissen so lange verweile? Weil ich dem Leser klar machen möchte, wie packend sich mir gleich bei meinem Eintritt in das Land der Unterschied zwischen einst und jetzt aufdrängte. Wer Bulgarien aus früherer Zeit nicht gekannt hatte, der hätte das alles ganz natürlich gefunden; für mich bedeutete es eine Revolution. Und ich sollte während meiner Fahrt nach Sofia noch manches sehen, wodurch der unwiderlegliche Beweis erbracht wurde, daſs die Bulgaren die Zeit nach dem Russenkriege nicht ungenützt verstreichen lieſsen, sondern daſs sie viel, sehr viel gearbeitet haben. Seit Midhat Pascha hatte kein Mensch daran gedacht, neue Straſsen anzulegen, und man hatte sich damit begnügt, Midhat Paschas Straſsen verfallen zu lassen. Jetzt traf ich eine ganz neu gebaute Kunststraſse, die auch europäischen Ansprüchen genügte, trotzdem sie, namentlich bei Überschreitung des Balkans, gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hatte. Auf langen Strecken war der in Windungen sich hinschlängelnde Weg in massives Gestein eingehauen und ich begriff es, als man mir später sagte, daſs diese Kunststraſse mehrere Millionen gekostet habe. Auch andere Zeichen der Zivilisation will ich noch erwähnen, so, daſs ich in einigen Dorfwirtshäusern, in denen kurze Rast gehalten wurde, unter anderen schönen Dingen auf dem Schenktisch Champagner

fand, der allerdings die verdächtigen Marken „Léonis Réderer“ und „Moërt Chandron“ trug, was den Marken Louis Roederer und Möet et Chandon sehr ähnlich sieht. Ich habe, Gott sei Dank, von dem Zeuge nichts gekostet und verwahre mich auch gegen den Vorwurf, als ob ich diese gefälschten Weine für einen Triumph der Zivilisation hielte; ein Anzeichen der Zivilisation sind sie aber doch. Um aber nicht ganz auf dem materiell-spirituösen Gebiete zu bleiben, sei auch einer anderen Errungenschaft gedacht, der Briefkasten, die ich in jedem gröfseren Dorfe sah. Die Dinge sind sehr klein und einfach und verhalten sich zu den Berliner Prachtkästen wie Bulgarien zum Deutschen Reiche, aber doch bedeuten sie einen Fortschritt; denn auf die Gefahr hin, meine türkischen Freunde bei Generalpostmeister Stephan in ewige Mifsachtung zu bringen, mufs ich erklären, dafs ich zur Türkenzeit in Bulgarien auch nicht den allerkleinsten Briefkasten zu Gesicht bekommen habe. Der Mann, der den Spruch erfunden hat, dafs die Zivilisation eines Landes nach seinem Seifeverbrauch zu beurteilen sei, hätte ein absatzlustiger Seifensieder sein können; würde ein Postbeamter berufen, um hierüber ein Urteil abzugeben, so würde er vielleicht dem Lande die Krone zuerkennen, das die meisten Briefkasten hat; und auch für diese Auffassung liefse sich manches ins Feld führen.

So kam ich also in Sofia an, nachdem ich manches für mich sehr Interessante, aber noch gar keine Spur vom Kriege bemerkt hatte. Überhaupt zeigte die Bevölkerung eine ganz merkwürdige Ruhe und ging ihren Beschäftigungen

so gleichmütig nach, als ob Bulgarien im tiefsten Frieden lebte. Dem entsprechend war auch die öffentliche Sicherheit im Lande vorzüglich und man konnte Bulgarien zu Fuſs, zu Wagen oder zu Pferde, bei Tag und bei Nacht durchstreifen, ohne die geringste Gefahr zu laufen; was von einigen europäischen Hauptstädten nicht gerade behauptet werden kann.

Ich verzichte an dieser Stelle darauf, Näheres über Sofia, die Hauptstadt Bulgariens, zu sagen, denn ich habe mich auf dieser Fahrt dort nur eine Nacht aufgehalten, da ich so schnell als möglich nach Philippopel gelangen wollte, wo Fürst Alexander sich aufhielt und wo damals unstreitig der Brennpunkt der Ereignisse war. Mit Extrapost reiste ich daher nach Philippopel ab, um mir später, als ich mich länger als vier Wochen in Ostrumelien und Bulgarien aufgehalten hatte, sagen zu müssen, daſs dieser Eifer zwar nichts geschadet, aber auch nichts genützt hatte.

Als ich Europa verlieſs, hatte ich geglaubt, hier mitten im Kriege einzutreffen und die Türken vielleicht schon in Philippopel vorzufinden. Alles sprach damals dafür, daſs der Sultan dem Drängen der Nordmächte nachgeben und mit Waffengewalt den am 18. September ausgebrochenen Aufstand niederschlagen würde. Nichts von alle dem war geschehen, und ruhig und friedlich lag Philippopel, die Revolutionsstadt, vor mir. Hätten nicht ab und zu marschierende Truppen die Ruhe unterbrochen, so wäre man durch nichts daran erinnert worden, daſs hier vor kurzem eine gewaltthätige Umwälzung stattgefunden hatte und daſs

jeden Tag der Einmarsch eines feindlichen Heeres erfolgen konnte. Die Mehrzahl der bulgarischen Linienregimenter war bereits eingetroffen und nach der Grenze weitermarschiert, während jetzt aus allen Teilen des Landes die buntgemischten Scharen der Landwehrleute und Freiwilligen ankamen, von denen viele auf ihrer Brust Erinnerungsmedaillen trugen, die ihre Beteiligung am letzten russisch-türkischen Kriege bezeugten. Die Linientruppen sahen ganz vorzüglich aus und standen im äußeren Eindruck hinter einem deutschen Linienregiment nicht zurück; die Landwehren dagegen waren nur mangelhaft ausgerüstet und teilweise schlecht, teilweise gar nicht uniformiert; ihre einzelnen Abteilungen schienen auch keinen rechten Zusammenhalt zu haben, es fehlte an Offizieren: kurz, der Eindruck dieser Truppe war nicht vielversprechend. Immerhin waren sie in großer Schnelligkeit zusammengezogen worden, und willig und mit Begeisterung waren alle dem Rufe des Fürsten gefolgt, — ein Beweis, daß die Bewegung im Volke doch tiefere Wurzeln hatte, als man anfänglich in Europa glauben wollte. Ihre abenteuerliche Kleidung, ihre oft martialischen Gestalten trugen noch mehr als die Anwesenheit der Linientruppen dazu bei, das Straßenbild malerisch zu gestalten, und ich bedauerte, daß kein Künstler zugegen war, um es bleibend auf der Leinwand festzuhalten.

Inmitten dieser kriegerischen Vorbereitungen gingen die Einwohner von Philippopel ruhig und ungestört ihren Geschäften nach, alle Läden waren geöffnet und neben dem griechischen Kaufmann saß auf Kundschaft ausschauend

ein Bulgar, neben dem Bulgaren hockte in äußerster Gemütsruhe ein fez- oder turbangeschmückter Türke. Dieses friedliche Zusammenleben von Bulgaren und Türken, Christen und Muhamedanern war wohl die unerwartetste Erscheinung, welche die Stadt in diesem Augenblicke dem fremden Besucher darbot. Der Aufstand in Philippopel war offenbar gegen die Oberherrschaft des Sultans gerichtet gewesen, es war eine Empörung der christlichen Bulgaren gegen das religiöse Oberhaupt des Islam — und nach den bisherigen gerade in Bulgarien gemachten Erfahrungen war die Besorgnis gerechtfertigt, daſs ein Krieg nicht nur der Heere, sondern aller Einwohner gegen einander die Folge sein könne, mit allen den Schrecknissen, die mit einem solchen Vernichtungskampfe zweier Nationen verbunden sind. Und ich gestehe, daſs mich ein Gefühl der Erleichterung überkam, als ich statt wüsten Mordens und Blutvergieſsens hier stille und ruhige Eintracht traf, und hörte, wie der Klang der christlichen Kirchenglocken sich streitlos mit dem Betgesang des Muezzims vom schlanken Minaret vermischte. Welcher gütige und weise Einfluſs hatte das zu Wege gebracht? Damals wuſste ich es noch nicht, aber ich fühlte, daſs wer immer für Menschlichkeit und Duldsamkeit ein warmes Herz besitzt, den Mann hoch ehren muſste, dem das gelungen war.

Wie war diese ostrumelische Revolution eigentlich entstanden? Als, wie aus heiterem Himmel ein zündender Blitz, die Kunde von dem Aufstand eintraf, war die erste Frage aller derer, die politische Ereignisse nicht nur als nackte

Thatsachen, sondern auf ihre Folgen anzusehen gewohnt sind, einstimmig die: „Wer hat die Revolution gemacht?“ und vor dieser Frage trat die Revolution selbst beinahe in den Hintergrund. Waren es die Ostrumelier, der Fürst von Bulgarien, oder — die Russen? Noch heute, wo man besser unterrichtet sein könnte, herrschen darüber recht wirre Ansichten: damals war es erklärlich, daſs man hinter dem Revolutionsausschusse Ruſslands Hand zu sehen glaubte und daſs man ferner die Überzeugung hegte, Fürst Alexander handle im Einverständnis mit dem weiſsen Zaren; denn man hielt es für fast unmöglich, daſs der Fürst eine so gewichtige That wie den Anschluſs an die ostrumelische Schilderhebung ohne vorherige Genehmigung Ruſslands gewagt haben könnte. Es ist wahr, daſs man weder Bulgarien noch den Fürsten Alexander kannte, weder bei den Völkern Europas noch im Rate der Kabinette. Die Wahrheit, „la vérité vraie“, ist folgende. Seit 1878 waren die Bulgaren auf beiden Seiten des Balkans damit unzufrieden gewesen, daſs der Berliner Kongreſs den Frieden von San Stefano umgeworfen hatte, und den Russen hatte nichts mehr am Herzen gelegen, als dieses Gefühl der Unzufriedenheit wachzuhalten und zu schüren. Hüben und drüben hatten sich Aktionskomitees gebildet, deren Gliederung sich durch das ganze Land erstreckte und nach Mazedonien hinüberreichte. Alle Welt wuſste das: die Russen, welche die Bewegung unter ihren Schutz nahmen, und auch Aleko Pascha, Fürst Vogorides, der erste türkische Generalgouverneur Ostrumeliens, der es mit diesem Amte für vereinbar

hielt, nach der Würde eines Fürsten beider Bulgarien zu streben. Wie sehr das Vorhandensein dieser Bewegung allgemein bekannt war, beweist die wohl kaum zu bestreitende Thatsache, daſs zu Anfang der achtziger Jahre niemand durch die Nachricht von einem Aufstande überrascht worden wäre. Seitdem war eine Änderung in den Verhältnissen eingetreten: Fürst Alexander, der ursprüngliche russische Kandidat für den Thron Groſsbulgariens, war am Petersburger Hofe in Ungnade gefallen und man wäre infolge dessen in Verlegenheit gekommen, mit wem man den Thron hätte besetzen sollen, wenn die Vereinigung geglückt wäre. Später, infolge des Anschlusses an das deutsch-österreichische Friedensbündnis, verzichtete Ruſsland wenigstens vorläufig auf seine groſsbulgarischen Pläne, zog sich von der Bewegung zurück und überlieſs diese sich selbst, fest überzeugt, daſs der russische Einfluſs in Ostrumelien so stark sei, daſs ohne Ruſslands Genehmigung kein Bulgar eine Überraschung wagen würde. Man täuschte sich darin und das war die Schuld der russischen Agenten, die ihre Regierung wohl sehr mangelhaft über die Lage unterrichtet haben müssen. Es war ferner die Schuld derselben Agenten, daſs sie von den unmittelbaren Vorbereitungen des Revolutionsausschusses nichts merkten; ein Vorwurf, der auch den Diplomaten der anderen Länder nicht erspart werden kann. Die solcherart von den Russen verlassene und vernachlässigte Bewegung ging aber weiter und fiel jetzt in national-bulgarische oder richtiger rumelische Hände. Man sah, daſs mit Hülfe Ruſslands zur Zeit nichts zu er-

reichen sei, und so versuchte man es denn ohne Rufsland. Auch der bulgarischen Unterstützung war man nicht ganz sicher und so hielt man den Plan auch vor Bulgarien geheim, nicht daran zweifelnd, dafs dieses sich vor der vollendeten Thatsache beugen und sich dem Geschehenen anschliefsen werde. Mit von keiner Seite bestrittener Geschicklichkeit traf der Revolutionsausschufs, die Stranski, Ryseff, Nikolajeff, Stojanoff, Kaltscheff und Panitza, in gröfster Heimlichkeit seine Vorbereitungen, und am 18. September schlugen sie los. Man hat ihnen vorgeworfen, dafs sie in frevelhafter Weise ohne jedweden Grund den Brand auf der Balkanhalbinsel entfacht hätten und niemals eine wirkliche im Volke begründete Partei, sondern nur eine Sippe beutegieriger Ämterjäger gewesen seien. Was den ersten Punkt anlangt, so läfst sich in der That darüber streiten; was aber den zweiten betrifft, so ist es richtig, dafs die Männer vom Revolutionsausschusse in der That keine legalen, wohl beglaubigten Vollmachten hatten, noch richtiger aber, dafs sie sich zu Vertretern einer Sache gemacht hatten, die sich im Volke der gröfsten Beliebtheit erfreute und den Strebungen der ganzen bulgarischen Nation vollständig entsprach. Andrenfalls hätte sich nicht das ganze Volk ihnen angeschlossen und untergeordnet; andrenfalls hätte es nicht später mit so grofser Willigkeit die von ihm verlangten Opfer gebracht und andrenfalls hätte es sich nicht so geschlagen, wie es sich später geschlagen hat. Der Revolutionsausschufs war in der That eine unpersönliche, wenn man will obskure Gröfse, aber er trug eine nationale Idee und wurde

von ihr getragen. Wer aber einer nationalen Idee die Berechtigung abspricht, weil ihre Führer unbekannte oder wenig bekannte Männer sind, der verkennt sowohl die Macht der Idee, als die Kraft des Volkes.

Ganz unbedeutend konnten diese Männer übrigens auch nicht sein, denn sonst wäre ihr Handstreich nicht so ohne weiteres gelungen. Freilich hatten sie in den rumelischen Gewalthabern Gegner, wie sie schwächlicher sich gar nicht wünschen konnten. Gavril Pascha Krestowitsch, der türkische Generalgouverneur, saſs gemütlich beim Frühstück, als der Milizmajor Nikolajeff von einigen Offizieren begleitet in sein Zimmer trat und ihm die überraschende Mitteilung machte, daſs er abgesetzt und Gefangener sei. Gavril eilte ans Fenster, wohl um Hülfe herbeizurufen, da er aber im Hofe des Konaks Nikolajeffs Bataillon aufgestellt sah, so erkannte er scharfsinnig die Sachlage und ergab sich mit Würde in das Unvermeidliche. Inzwischen wurde unter begeistertem Jubel der Bevölkerung in der Stadt die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien ausgerufen und Gendarmerie und Miliz traten unter Waffen, um — unnötige Vorsicht — möglichen Widerstand gegen die revolutionäre Bewegung mit den Waffen in der Hand zu unterdrücken. Gavril Pascha, zu dem sich eine mit einem Säbel bewaffnete Lehrerin gesetzt hatte, wurde in einem Wagen zur Freude seiner treuen Unterthanen in Philippopel herumgefahren — die einzige Taktlosigkeit, welche die Bulgaren an diesem Tage begingen. Kein Zweifel, die Schilderhebung war glänzend gelungen. Inzwischen hörte auch der Ober-

befehlshaber des rumelischen Heeres, Drigalski Pascha, den Lärm auf der Straſse; kurz entschlossen gürtete er sein gutes Schwert um und ging auf den Marktplatz, um zu sehen, was eigentlich los sei. Dort stand ein Milizbataillon, vor diesem hielt der Major Nikolajeff und es entspann sich nunmehr folgendes Zwiegespräch:

Drigalski: Herr, was machen Sie hier mit dem Bataillon auf dem Marktplatz?

Nikolajeff: Ich kenne Sie nicht.

Drigalski: Was, Sie kennen mich nicht?!

Nikolajeff: Gendarm, führen Sie den Herrn nach Hause.

Und zwei Gendarmen nahmen Drigalski in ihre Mitte und führten ihn fein säuberlich von hinnen. Es ist das wohl das Stärkste, was je Armeekommandanten passiert ist. Zur Gefangennahme des alten vergreisten Gavril Pascha wurde wenigstens ein Bataillon aufgeboten und später wurde er noch sogar in einem Wagen durch die Stadt gefahren: was allerdings kein übertriebener Beweis von Achtung ist. Immerhin zeigte das aber, daſs man den alten Mann wenigstens nicht vergessen hatte, während man Drigalski Pascha, den Oberbefehlshaber der Armee, zu verhaften nicht einmal der Mühe wert fand. Erst später bekam er eine Schildwache vor seine Thür und den Befehl, sich als verhaftet zu betrachten. So zeigten die Führer der ostrumelischen Revolution, daſs sie nicht nur Verschwörungen anzustiften, sondern auch Unfähigkeitszeugnisse auszustellen verstanden.

Und wie in Philippopel der Aufstand unblutig glückte, so in der ganzen Provinz: Militär und Bevölkerung erkannte überall die provisorische Regierung an: in einem Vormittage war die türkische Regierung gestürzt, die vollendete Thatsache geschaffen.

III.

Fürst Alexander von Bulgarien und seine Stellung zum Aufstande.

Fürst Alexander übernimmt die Regierung Ostrumeliens und stellt sich an die Spitze der Bewegung. Die angebliche Mitschuld des Fürsten am Aufstande. Warum er der Aufforderung der Rumelioten nachkam. Seine Reise nach Philippopel. Fürst Alexander als Diplomat. Fürst Alexander und die Türken.

Die erste Handlung der provisorischen Regierung war, an den Fürsten Alexander von Bulgarien zu telegraphieren, ihm das Geschehene anzuzeigen und ihn aufzufordern, die Regierung des nunmehr vereinigten Bulgariens zu übernehmen, womit als selbstverständlich verbunden war, daſs der Fürst seinen neuen rumelischen Unterthanen seine persönliche Hülfe und die Bulgariens für den wahrscheinlichen Fall eines Krieges mit der Türkei leihen muſste. Sehr bald erhielten die Rumelioten Antwort: der Fürst nahm die ihm gebotene Krone an und ein Aufruf des „Fürsten von Nord- und Südbulgarien“ befahl die Mobilmachung aller Streitkräfte in beiden Ländern, und die ersten bulgarischen Truppen und Fürst Alexander selbst über-

schritten die Grenze Ostrumeliens. Der Würfel war gefallen!

Das alles war geschehen, ehe das überraschte Europa sich von seinem ersten Schrecken erholen konnte. Aller Augen richteten sich auf die Türkei und man glaubte von einem Tage zum andern die Nachricht vom Einrücken türkischer Truppen und von ersten Gefechten zu lesen. Die Türkei aber blieb unthätig vor Schreck und Überraschung, nicht als ob ihr die Bezwingung des ostrumelisch-bulgarischen Aufstandes an sich ein so grofses Wagnis geschienen hätte, sondern weil sie der festen Überzeugung war, dafs Rufsland hinter den Bulgaren stehe. Dafs Rufsland als erste der Mächte den Türken den Rat gab, unverzüglich in Ostrumelien einzurücken, machte die Türkei erst recht stutzig, da sie fürchtete, von Rufsland in eine Falle gelockt zu werden. Noch war die Erinnerung an die Kosaken, die 1878 vor Konstantinopels Mauern gestanden hatten, zu lebhaft, und unter diesem Eindrucke beschlofs die Hohe Pforte, mit äufserster Vorsicht zu handeln und vorläufig nur eine Note an die Mächte zu richten, d. h. nichts zu thun. Und nun erlebte die Welt das sonderbare Schauspiel, dafs nicht die in ihren Rechten verletzte und gekränkte Türkei, sondern diejenige Macht, die vor erst sieben Jahren Bulgarien schuf und stets als seine Vormacht galt, dafs Rufsland sich mit einer Leidenschaftlichkeit sondergleichen gegen die Vereinigung wandte, die es früher selbst mit allen Kräften zu fördern gestrebt hatte. Der Grund dieses auffallenden Umschlages? Ich glaube,

es waren nicht ein, sondern drei Gründe, die das Vaterland Ignatieffs in solchem Zorn gegen den Vertragsbruch Bulgariens entbrennen liefsen. Erstens ist es aufser Zweifel, dafs das Ereignis gerade unter den obwaltenden Umständen den Russen höchst ungelegen kam; es störte alle Zirkel der hohen Politik und konnte Rufsland bei den mit ihm verbündeten Mächten in den Verdacht bringen, eine doppelte Rolle gespielt zu haben; zweitens beleidigte es das russische Selbstgefühl, dafs die Bulgaren gewagt hatten ohne Rufslands Genehmigung einen solchen Streich zu führen und sich damit von der russischen Vormundschaft freizumachen; drittens und vor allem aber empörte es die Russen, dafs der bei ihnen so mifsliebige Fürst Alexander, zu dessen Entfernung aus dem Fürstentum Bulgarien sie alle Mittel aufgeboten hatten, nun gar noch ohne und gegen den Willen Rufslands Fürst von Grofsbulgarien werden sollte. Man glaubte, gegen diese Überhebung einen entscheidenden Schlag führen zu müssen, und entschlofs sich, die im bulgarischen Heere angestellten Offiziere abzurufen, das Heer somit führerlos und, wie man glaubte, widerstandsunfähig zu machen. Damit hatte Rufsland den ersten Schritt auf einer Bahn gethan, die es noch recht weit führen sollte. Als Grund wurde angegeben die ja allerdings nicht abzuleugnende Verletzung des Berliner Vertrags und sodann die angebliche Thatsache, dafs Fürst Alexander Rufsland hinter das Licht geführt und des Zaren Vertrauen getäuscht habe. Er habe, so wurde behauptet, Rufsland das Versprechen gegeben, nichts zur

Vereinigung zu unternehmen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo der Philippopeler Aufstand bereits von ihm vorbereitet und beschlossen war.

Wenn diese Angabe zutreffend gewesen wäre, so hätte Rufsland allerdings allen Grund gehabt, gegen den Fürsten aufgebracht zu sein, und es soll zugegeben werden, dafs im ersten Augenblick der Schein gegen ihn sprach. Dafs es aber nur der Schein war, ist später auf die verschiedentlichste Weise nachgewiesen worden, und jeder, der die bulgarischen Verhältnisse auch nur einigermafsen kennt, ist überzeugt, dafs jener Vorwurf zu Unrecht erhoben wurde. Niemand kann besser wissen, als Fürst Alexander, wie die Dinge damals zugegangen sind, und kein geringerer als er selbst hat mir darüber in Philippopel folgende Darstellung gegeben: „Ich hatte", so sagte der Fürst, „seit geraumer Zeit mit der Feindseligkeit der russischen Agenten in Sofia zu kämpfen, die durch alle Mittel meine Stellung zu untergraben suchten. Auch gewann ich den Eindruck, dafs Herr von Giers, vielleicht durch die Berichte der Agenten beeinflufst, mir nichts weniger als günstig gestimmt sei. Die Lage wurde mit der Zeit unerträglich, und als ich von meiner im Sommer nach England unternommenen Reise zurückkehrte, beschlofs ich mein Herz frei zu machen und mich einmal mit Herrn von Giers, der sich gerade in Franzensbad aufhielt, über alles auszusprechen. Ich ging also nach Franzensbad, wo ich mit Herrn von Giers alle auf Bulgarien bezüglichen Fragen eingehend erörtert habe. Ich hatte nach Schlufs unserer Unterredung den

Eindruck, daſs es in Zukunft vielleicht möglich sein werde, in ein besseres Verhältnis zu Ruſsland zu kommen, und schied von Herrn von Giers nicht unbefriedigt. Er hatte mir nun unter anderem auch gesagt, daſs die Politik Ruſslands und der Nordmächte augenblicklich die Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung im Orient zur Grundlage habe und daſs daher allen auf eine Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens abzielenden Strebungen auf das entschiedenste entgegengetreten werden müsse. Ich konnte Herrn von Giers hierauf nach bestem Wissen und Gewissen versichern, daſs mir der allgemeine Wunsch der Bevölkerung nach Vereinigung natürlich bekannt sei, daſs ich aber nicht an einen Ausbruch der Bewegung in absehbarer Zeit glaube. Von Franzensbad kehrte ich nun nach Bulgarien zurück und zwar nach meinem Schloſs in Varna. Dort erhielt ich zu meiner unsagbaren Überraschung drei Tage vor Ausbruch des Aufstandes Kunde von dem Plane, und ich beeilte mich, sogleich einen Vertrauten nach Philippopel zu schicken, um auf das dringendste von dem Vorhaben abzuraten. Ich lieſs den Verschworenen sagen, daſs jetzt, gerade nach meiner Unterredung mit Giers, weniger als je von einem Vereinigungsversuche die Rede sein könne, kurz ich bot alles auf, um sie von einem übereilten Schritte abzuhalten. Es sollte wohl aber nicht sein, denn noch ehe mein Abgesandter in Philippopel eintraf, erhielt ich eine Depesche, die mir den Aufstand und die Gefangensetzung Gavrils mitteilte und mich aufforderte, die Regierung zu übernehmen und mich an die Spitze der Bewegung zu

stellen. Was sollte ich thun? Zwei Stunden lang überlegte ich mit mir selbst, dann war mein Entschluſs gefaſst. Nicht weniger als der Feldherr ist der zu höherer politischer Thätigkeit Berufene oft gezwungen, sich rasch zu entscheiden. Ich sagte mir, daſs, wenn ich ablehne, mir nichts anderes übrig bliebe, als auf die Krone zu verzichten und sogleich das Land zu verlassen, denn es wäre nicht daran zu denken gewesen, daſs ich nach einer Weigerung noch Fürst von Bulgarien hätte bleiben können; ich wäre also gefallen und zwar nicht mit groſsem Glanze. Andererseits konnte ich mir nicht verhehlen, daſs ich auch im Falle der Annahme ernsteste Gefahr lief, meine Krone zu verlieren und daſs die Aussichten für beide Fälle ungünstig genug waren. Meine sofortige Entscheidung war aber unumgänglich nötig, und wenn sie für die Annahme ausfiel, so wurde das zum groſsen Teil durch folgendes Bedenken veranlaſst: Ich kenne mein Land und wuſste, daſs die allergröſste Gefahr vorlag, die Bewegung in furchtbarer Weise ausarten zu sehen. Noch ist der Haſs der Nationalitäten nicht erstickt, trotz aller meiner Bemühungen, und ich sah voraus, daſs zu dem Aufstande noch ein Bürgerkrieg zwischen Bulgaren und Muhamedanern hinzukommen würde. Ich allein war imstande, die Bewegung in ruhigen Bahnen zu halten und sie vor Ausschreitungen zu bewahren; ohne mich drohte Anarchie, mit mir war Ruhe und Ordnung gesichert. Deshalb nahm ich an.“

Diese einfache und doch erschöpfende Darstellung beweist am besten, wie inhaltslos die Vorwürfe sind, die

man dem Fürsten wegen seiner „Doppelzüngigkeit“ und „Unzuverlässigkeit“ gemacht hat. Wenn Fürst Alexander einen Fehler besitzt, so ist es viel eher seine zu grofse Offenherzigkeit. Ähnlich steht es auch mit der Behauptung, dafs zum mindesten der Ministerpräsident Karaweloff um den Anschlag gewufst habe, wenn er nicht gar seine Seele gewesen sei. Sobald Fürst Alexander sich für Eintritt in die Bewegung entschlossen hatte, telegraphierte er sofort an Karaweloff nach Sofia, ob dieser mit ihm gehen wolle, worauf die Antwort zurückkam, dafs Karaweloff verreist sei und dafs man seinen augenblicklichen Aufenthalt nicht kenne. Erst durch an alle Präfekten Bulgariens gerichtete Depeschen wurde ermittelt, dafs Karaweloff sich bei Freunden in Rustschuck aufhalte, und von dort aus erfolgte dann die Erklärung des Ministerpräsidenten, dafs er sich dem Schritte des Fürsten anschliefse. Für jeden unbefangen Urteilenden scheint hieraus hervorgehen zu müssen, dafs auch dieser grofse Übelthäter an dem Aufstande in Philippopel gänzlich unschuldig war und dafs er nicht anders als der Fürst in einer Zwangslage handelte, zu deren Schaffung er nichts beigetragen hatte.

Während nun die Kammer zusammenberufen wurde, um das Geschehene zu genehmigen und die nötigen Gelder zu bewilligen — was anstandslos geschah —, reiste Fürst Alexander in gröfster Beschleunigung, nur von einigen Adjutanten begleitet, nach Philippopel ab. Es war eine Reise ins Ungewisse, und niemand konnte mit Sicherheit sagen, ob der Fürst ohne Gefährdung in Philippopel an-

kommen werde. Wohl wufste man, dafs der Aufstand gelungen war, aber dafs die Partei Krestowitsch so ganz kraft- und haltlos sei, dafs nirgends im ganzen Lande sich jemand für sie erheben werde, das wagte man doch kaum zu hoffen, und der Fürst und seine Begleiter mufsten sich darauf vorbereiten, mit Ehrenpforten oder mit — Flintenschüssen empfangen zu werden. Lag doch die Befürchtung so nahe, dafs die Türken in Ostrumelien sich sogleich gegen die neue Regierung erheben könnten. Zum Glück traf das nicht ein, und die Reise des Fürsten von Schipka bis nach Philippopel glich einem wahren Triumphzuge und der Empfang in der Stadt selbst war eine begeisterte Volkskundgebung. Alle Bulgaren waren bereit, für die Vereinigung die gröfsten Opfer zu bringen und niemand bereute das Geschehene, obgleich alle Welt überzeugt war, dafs der blutige Tanz mit den Türken nun losgehen müsse. In den Augen des Revolutionsausschusses und der gesamten bulgarischen Bevölkerung konnte das Ziel, die Vereinigung, nur durch ein Mittel erreicht werden: den Krieg mit der Türkei.

Hier war es zum erstenmale, dafs Fürst Alexander Gelegenheit fand, sein bisher im verborgenen schlummerndes diplomatisches Talent zu bewähren, und man kann dreist sagen, dafs es ein Geniestreich war, auf den tausend andere nicht gekommen wären, als er mitten in der Revolution erklärte, die Revolution sei nicht gegen die Türkei gerichtet und er bleibe nach wie vor der treue Vasall des Sultans, an welchem Umstande die Erweiterung

der Grenzen seines Landes nichts ändere. Die Erklärung — ich gebe das zu — war gezwungen, aber sie verfehlte ihren Eindruck weder auf die Türkei noch auf Europa, und der spätere Verlauf der Ereignisse sollte zeigen, daſs der Fürst sehr genau wuſste, was er sagte und was er wollte. Es galt aber nicht nur durch Worte, sondern auch durch Handlungen zu beweisen, daſs die Schilderhebung von keinem feindlichen, wenigstens von keinem angriffslustigen Geiste getragen sei, und so gab denn der Fürst Befehl, die im ersten Revolutionseifer von der Bevölkerung heruntergerissenen türkischen Wahrzeichen wieder herzustellen, und bald flatterte auf dem Konak friedlich neben der türkischen Fahne der bulgarische Löwe — oder wenn man will der hessische Löwe, denn dieser ist aus dem Familienwappen des Fürsten in das bulgarische Wappen übernommen worden. Gleichzeitig telegraphierte der Fürst an den Sultan, teilte ihm das Geschehene mit und bat seinen Lehnsherrn unter Versicherung seiner treuen Ergebenheit, die nun einmal vollendete Thatsache der Vereinigung anzuerkennen.

Fürst Alexander ging aber noch weiter und stattete am ersten Tage seiner Ankunft, gleich nachdem er in der griechischen Kirche ein Tedeum angehört hatte, auch der groſsen Moschee einen Besuch ab und lieſs in seiner Anwesenheit die Gebete für den Sultan sprechen. Den Eindruck, den dies auf die Muhamedaner von Philippopel machte, war ungeheuer, und ich kann ihn nicht besser schildern, als wenn ich wiedergebe, was mir einige Zeit

später ein alter Muhamedaner in Philippopel erzählt hat. „Ich bin alt geworden", so sagte er, „und habe manches erlebt, in den letzten Jahren seit unserer Trennung von der Türkei meist Schmerzliches; auf alles war ich daher weniger vorbereitet, als auf das. Zwei Generalgouverneure hat uns der Padischah geschickt, und der eine, Aleko Pascha, vertauschte an der Grenze nicht nur den Fez mit dem Kalpak, sondern auch seinen türkischen Namen Aleko mit dem bulgarisch-christlichen eines Fürsten Vogorides. Das gleiche Wunder vollzog sich mit seinem Nachfolger, der in Konstantinopel als Gavril Pascha zum Generalgouverneur ernannt wurde und in Philippopel als Herr Krestowitsch die Regierung antrat. Beide schützten uns Muhamedaner wenig oder gar nicht gegen Verfolgungen, sei es dafs sie es nicht konnten oder es nicht der Mühe für wert fanden. Nie hat einer von ihnen eine Moschee betreten und doch waren sie vom Sultan hergesandt. Und nun kommt dieser fremde Rebell, vertreibt mit Waffengewalt die Vertreter des Sultans — und sein erster Gang ist in die Moschee! Man sagt, dafs er im Fürstentum seine muhamedanischen Unterthanen ebenso liebt wie seine christlichen. Bringt er auch uns Gerechtigkeit und Duldung, so soll er gesegnet sein!"

Fürst Alexander hatte nur zu richtig gefühlt, dafs ohne ihn die Bewegung aufser zum äufseren, auch zum inneren Kriege führen würde; als er in Philippopel eintraf, hatte es ganz und gar den Anschein, als ob die verschiedenen Nationalitäten über einander herfallen würden: denn wenn

die provisorische Regierung auch höchst geschickt verstanden hatte, den Aufstand vorzubereiten und durchzuführen, so fehlte ihr doch im Augenblicke des Erfolges der weite Geist der Duldung gegen Andersdenkende und Andersgläubige, mittels dessen es allein möglich war, friedliche und geordnete Verhältnisse im Innern zu bewahren. Hier mufste eine starke Hand und ein weiter Blick eingreifen, und Fürst Alexander zögerte nicht, mit äufserster Strenge gegen seine Anhänger, die Bulgaren, vorzugehen, gegen die Türken aber gröfste Nachsicht und Milde walten zu lassen. So geschah es, dafs man heute von dem „unblutigen" Aufstande in Rumelien sprechen kann.

Ich kann mir nicht versagen, an dieser Stelle eine Geschichte anzuführen, die beiden Teilen — dem Fürsten und den Muhamedanern — zur Ehre gereicht und die beweist, dafs man mit geradem, offenem Vertrauen manchmal weiter kommt, als mit den künstlichsten Winkelzügen. In der Provinz konnte man in den ersten Tagen noch nicht wissen, welche Stellung der Fürst gegenüber den Muhamedanern in Philippopel eingenommen hatte, und es kamen daher von sämtlichen Präfekten des Landes Depeschen folgenden im wesentlichen ganz gleichlautenden Inhalts: „Nachdem alle unsere waffenfähigen Männer unsere Dörfer verlassen haben, herrscht überall die Befürchtung, dafs die allein zurückgebliebenen Muhamedaner über die Christen herfallen werden. Es macht sich unter ersteren bereits eine bedrohliche Aufregung bemerkbar, und wir können für nichts einstehen, wenn wir nicht, worum wir bitten, Vollmacht

erhalten, die Muhamedaner zu entwaffnen.“ Auf dieses einstimmige Verlangen telegraphierte der Fürst zurück, dafs er die Erlaubnis zur Entwaffnung der Muhamedaner auf das bestimmteste verweigere. Dann liefs er den Mufti (obersten muhamedanischen Geistlichen) von Philippopel zu sich in den Konak kommen und legte ihm die Depeschen der Präfekten in der Urschrift vor. Der Mufti las und erblafste. „Sie sehen“, sprach der Fürst, „was da von mir verlangt wird. Nun wohl, ich bin mit meinen muhamedanischen Unterthanen immer sehr zufrieden gewesen, ich habe Vertrauen zu euch und deshalb habe ich die erbetene Erlaubnis zur Entwaffnung nicht erteilt. Werdet ihr mein Vertrauen täuschen?“ Und der Mufti: „Mein Fürst, wir wissen, wie Sie in Bulgarien gegen unsere Glaubensgenossen gehandelt haben, und wir sehen, wie Sie uns hier entgegenkommen: solange Sie in Ostrumelien sind, wird kein Muhamedaner gegen Sie die Waffen ergreifen.“

Und keiner hat es gethan.

IV.

Die bulgarisch-rumelische Heermacht.

Die Stärke des Heeres und seine Ausbildung. Russische und bulgarische Offiziere. Ein „führerloses Heer“. Die Neubildungen und der strategische Aufmarsch an der türkischen Grenze.

Die nächstliegende Frage bei Ausbruch des ostrumelischen Aufstandes war wohl die, welche Truppenmacht die Bulgaren aufbringen könnten, von welcher Beschaffenheit und welchem Werte sie sei und welche Aussichten auf Erfolg sie bei einem Zusammenstofse mit den Türken habe. Bulgarien, das Fürstentum, verfügte in Friedenszeiten über 8 Regimenter Infanterie zu je 3 Bataillonen in einer Stärke von je 700 Mann, 9 Schwadronen Kavallerie, 12 Batterien zu 4 Geschützen und 1 Pionierbataillon, was eine Gesamtstärke von 20 000 Mann ergiebt. Nach dem Mobilmachungsplane erfolgte gerade so wie in Deutschland die Vervollständigung der Armee durch Einziehung der Reserven zu den Friedensformationen, so dafs die Feldarmee nach dem ursprünglichen Plane 8 Regimenter Infanterie zu je 3 Bataillonen, das Bataillon zu 1000 Mann,

9 Schwadronen, 12 Batterien zu je 8 Geschützen, 1 Fufsartilleriecompagnie, 1 Pionierbataillon, zusammen etwa 30 000 Mann betragen haben würde. Es wäre das also ungefähr die Kriegsstärke eines deutschen Armeecorps gewesen, wozu dann jedoch noch durch Einziehung aller verfügbaren Mannschaften eine grofse Anzahl Reservebataillone hätten treten können.

Dieser Plan wurde nun nicht ganz so ausgeführt, wie er angelegt war, und die allen Voraussetzungen widersprechende Lage nötigte die Bulgaren zu einigen unter äufserstem Kräfteaufwand ausgeführten Änderungen, nach denen sich die Stärke der mobilen bulgarischen Feldarmee folgendermafsen stellte: 8 Regimenter Infanterie zu je 4 (statt 3) Bataillonen in Stärke von mindestens 1000 Mann, 9 Schwadronen, 6 Batterien zu 8 Geschützen, 1 Geniebataillon. Die bulgarische Feldarmee war sonach 35 000 Mann stark und verfügte ausferdem noch in Reserve wohl über 20 Bataillone Landwehr und Freiwillige, so dafs von seiten des Fürstentums etwa 55 000 Mann, eher mehr als weniger, aufgebracht worden waren.

Die ostrumelische Miliz sollte auf dem Kriegsfufse aus 12 Bataillonen des ersten und 12 Bataillonen des zweiten Aufgebots bestehen, aufserdem noch 2 Schwadronen und 4 Geschütze zählen. Von den Bataillonen des ersten Aufgebots sollte in Friedenszeiten eigentlich nur je eins, zusammen 12 Compagnien unter Waffen stehen, doch waren thatsächlich 20 solcher Compagnien vorhanden, was natürlich für die Aufstellung der Kriegsformation sehr vorteilhaft

war. Die mobilgemachten rumelischen Bataillone waren von sehr ungleicher Stärke, so daſs eine genaue Schätzung auf groſse Schwierigkeiten stöſst. Ich glaube aber nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daſs etwa 35 000 Rumelioten unter Waffen gestanden haben werden, eher weniger als mehr, was mit dem bulgarischen Heere vereinigt eine Macht von 90 000 Mann ergiebt.

Hierzu würden noch zu rechnen sein die drei mazedonischen freiwilligen Bataillone und die bei Ausbruch des Serbenkrieges sich freiwillig stellenden Muhamedaner.

Zahlenmäſsig würde also als feststehend zu betrachten sein, daſs sich etwa 100 000 Mann, eher einige tausend weniger als mehr, unter den Fahnen befunden haben. Was nun zunächst das Menschenmaterial anlangt, so ist der Bulgar als ein auſserordentlich brauchbarer Soldat zu bezeichnen; er fügt sich leicht und willig der Disziplin, folgt seinem Führer überall, wo dieser vorangeht, ist gegen die Einflüsse der Witterung auſserordentlich abgehärtet, ein ganz vortrefflicher Marschierer und äuſserst anspruchslos in Bezug auf die Ernährung.

Als im Jahre 1878 die ersten bulgarischen Truppenteile gebildet wurden, waren es naturgemäſs die Russen, die deren Befehligung und Ausbildung übernahmen, und das gesamte Offiziercorps in Bulgarien wurde aus Russen gebildet, die infolge eines Übereinkommens von Ruſsland dem neuen Staate geliehen wurden. Nur einige wenige Bulgaren, die früher in russischen Militärdiensten gestanden hatten, wurden als rein bulgarische Offiziere übernommen.

In Ostrumelien war es ähnlich, nur dafs dort noch einige fremde Offiziere (Deutsche, Franzosen, Italiener) hinzutraten. Die Ausbildungsweise in beiden Ländern war ganz verschieden, denn während Bulgarien ein wirkliches stehendes Heer mit zweijähriger aktiver und achtjähriger Reservedienstzeit besafs, war für die rumelischen Truppen absichtlich der Milizcharakter festgestellt worden, zweimonatliche Dienstzeit mit wiederholten Einziehungen zu Reserveübungen. Als Reglement hatte man einfach das russische übernommen und auch die Kommandos und die Dienstsprache waren russisch. Im ganzen und grofsen kann man sagen, dafs das bulgarische Heerwesen so eingerichtet war, dafs es als ein Teil der russischen Armee betrachtet werden konnte und jederzeit bereit war, als Avantgardecorps in den Verband der russischen Hauptarmee einzutreten. Der Gedanke an eine selbständige Verwendung hatte bei seiner Schaffung ganz ferngelegen und dem entsprechend fehlten auch verschiedene Einrichtungen, wie Train und Intendantur, auch war es mit dem ärztlichen Dienste schwach bestellt: Mängel, denen nach dem ursprünglichen Plane die nachfolgende — russische — Hauptarmee abhelfen sollte.

So sehr nun auch viele der russischen Offiziere in der bulgarischen Armee sich von ungünstiger Seite zeigten, namentlich was ihr Privatleben anlangte, so mufs doch offen und ohne Rückhalt zugestanden werden, dafs sie mit der Ausbildung der bulgarischen Armee ein wirkliches Meisterstück gemacht und in der überraschend kurzen Zeit von sechs Jahren ein wohldisziplinirtes und schlagfertiges

Heer dort geschaffen haben, wo früher nichts vorhanden war. In den ersten Jahren lag die Ausbildung ausschliefslich in ihren Händen und erst allmählich wurde ein Nachwuchs junger bulgarischer Offiziere herangezogen, die zum Teil — in zweijähriger Dienstleistung — ihre Ausbildung im russischen Heere erhielten. Die Einrichtung der Junkerschule in Sofia — ein Mittelding zwischen deutschem Kadettencorps und Kriegsschule — sorgte für einen Teil des Ersatzes, kam aber eigentlich erst in den letzten Jahren wirklich zur Geltung, während die anderen jungen Offiziere sich aus den gebildeteren Elementen der Bevölkerung rekrutierten. Es verdient Erwähnung, dafs zwischen Ostrumelioten und Bulgaren gar kein Unterschied gemacht wurde und dafs zwischen beiden Ländern thatsächlich militärische Freizügigkeit herrschte, ebenso wie auch junge Bulgaren aus der türkischen Provinz Mazedonien in das bulgarische Heer eintraten. Muhamedanische Offiziere gab es im rumelischen Heere einige, im bulgarischen keine, wohingegen aber auch die muhamedanische Bevölkerung in Bulgarien ihr Kontingent zu den jährlichen Aushebungen für die Linie stellen mufste. Die jungen bulgarischen Offiziere zeigten sich aufserordentlich anstellig und arbeitsam und hatten, wie das bei neugeschaffenen Armeen immer der Fall sein wird, ein sehr schnelles Avancement. Bereits im Jahre 1883 waren fast ausnahmslos alle Leutnantsstellen mit ihnen besetzt, und da es an weiterem Nachwuchse nicht fehlte, so erhoben die Bulgaren und namentlich Fürst Alexander jetzt den Anspruch, die jungen Offiziere auch

zu Hauptleuten befördert zu sehen, ein Ansinnen, dem der russische Kriegsminister zuerst mit allem Nachdruck entgegentrat. Es wäre damals schon beinahe zum offenen Bruche zwischen dem Fürsten und Rufsland gekommen, aber schliefslich gaben die Russen nach und die freiwerdenden Hauptmannsstellen wurden mit den bulgarischen Leutnants besetzt, so dafs bei Ausbruch des ostrumelischen Aufstandes nahezu die Hälfte der Hauptmannsstellen in bulgarischen, die andere Hälfte und sämtliche höhere Stellen in russischen Händen waren. Wenn die Bulgaren mit solchem Eifer darauf drangen, ihr Offiziercorps zu einem rein nationalen zu gestalten, so war das einmal in dem sehr erklärlichen Wunsche begründet, ein wirklich bulgarisches Offiziercorps zu haben, sodann aber hatten die Russen es auch nicht verstanden, sich bei den Bulgaren beliebt zu machen, und ihr hochfahrendes Wesen hatte mehr als einmal innerhalb des Offiziercorps zwischen bulgarischen und russischen Offizieren unangenehme Streitigkeiten veranlafst. Aufserdem aber fanden die sparsamen Bulgaren, dafs ihnen die russischen Offiziere sehr teuer zu stehen kamen, da die eigentlichen Gehälter zwar von Rufsland gezahlt wurden, Bulgarien aber Zuschüsse leisten mufste, welche die Gehälter bei weitem überstiegen und namentlich sehr viel höher waren, als die Gehälter für die nationalbulgarischen Offiziere. Ähnlich wie in Bulgarien hatte sich auch in Ostrumelien eine starke Abneigung gegen die russischen Offiziere bemerkbar gemacht, und es war den Bulgaren im Laufe der Zeit gelungen, die meisten aus

ihren Stellungen zu verdrängen und durch Bulgaren zu ersetzen.

Als Fürst Alexander die Mobilmachung der bulgarischen Armee anordnete, zweifelte weder er noch sonst jemand, dafs die im bulgarischen Heere dienenden Russen sich für gebunden halten würden, das Heer, dem sie im Frieden angehörten, auch im Kriege gegen den Feind zu führen. Man hielt das für so selbstverständlich, dafs überhaupt niemand auf den Gedanken verfallen war, es könne auch anders kommen. Wie ein Blitzstrahl schlug daher in Bulgarien die Nachricht ein, dafs der Zar den russischen Offizieren befohlen habe, das bulgarische Heer zu verlassen und nach Rufsland zurückzukehren. Man wird die dadurch geschaffene Lage recht verstehen, wenn man sich vorstellt, dafs in Deutschland im Augenblicke der Mobilmachung sämtliche Offiziere bis zum Hauptmann einschliefslich die Armee verliefsen und nur noch die Leutnants übrig blieben. Eigentlich stand die Sache für Bulgarien noch schlimmer, denn während bei uns die Leutnants — leider! — ein Dienstalter bis zu 15 Jahren haben, gehörten die ältesten nationalbulgarischen Offiziere erst seit acht Jahren der Armee an. Wenn die Russen — was gewifs der Fall war — die Absicht hatten, mit dieser Mafsregel einen erschütternden Schlag gegen die bulgarische Armee zu führen, so hatten sie ein Mittel gewählt, das aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Zweck erreichen mufste. Was blieb der bulgarischen Armee nach Abzug der Russen? Junge Offiziere ohne Kriegs- uud ohne Lebenserfahrung, von

denen noch kein einziger je mehr als eine Compagnie geführt hatte, Offiziere, die nie Gelegenheit gehabt hatten, im Dienste des Generalstabes oder des Kriegsministeriums Studien zu machen, und von denen es zweifelhaft schien, ob sie das moralische Ansehen haben würden, um ihre Untergebenen in strenger Disziplin zu halten. Man würde es für nicht unbegreiflich gehalten haben, wenn Fürst Alexander unter diesen Umständen die Flinte ins Korn geworfen und sich nicht mit der ungeheuren Verantwortung zu belasten gewagt hätte, ein führerloses Heer dem Feinde entgegenzustellen. Man kann sicher sein, dafs Fürst Alexander dieses Gefühl der Verantwortung ganz und gar empfand und sich die Frage vorgelegt hat, ob er noch weiter mit Aussicht auf Erfolg das gefährliche Wagnis fortsetzen dürfe. Seine genaue Kenntnis seiner Offiziere, das Vertrauen, was er auf sie und auf sich selbst hatte, liefs ihn die Frage bejahen.

So begann nun mitten in der Mobilmachung die Arbeit der Neubildung sämtlicher Stäbe und der Militärverwaltung, wobei der Fürst bewies, dafs er eine Eigenschaft besitzt, die für alle Monarchen eigentlich obligatorisch sein sollte: Kenntnis der Personen und die Fähigkeit, sie an den richtigen Platz zu stellen. Im Handumdrehen, inmitten der Truppenverschiebungen, war alles geschehen, und die neuen Befehlshaber nicht nur in ihre neuen Stellungen eingesetzt, sondern auch in sie eingewöhnt. Hauptmann Nikoforoff, von der Artillerie, leitete das Kriegsministerium mit einer Sicherheit und zweifelsohne mit mehr Ordnung,

als dies beim Fürsten Kantakuzen, russischem General und früherem Kriegsminister, der Fall gewesen wäre, und Hauptmann Petroff hatte sich mit seinen Generalstabsoffizieren so rasch in seine Stellung eingelebt, als ob er nie etwas anderes gewesen wäre, als Chef des Generalstabes der bulgarischen Armee. Hauptleute übernahmen die auf Kriegsstärke gebrachten Regimenter und Brigaden und führten sie in musterhafter Ordnung aus Bulgarien nach Rumelien, ohne dafs irgendwie grobe Fehler vorgekommen oder gar eine Spur von Unbotmäfsigkeit der Truppen gegen die jungen Führer zu Tage getreten wäre. Die russische Rechnung, dafs das bulgarische Heer ohne die russischen Führer auseinanderfallen werde, hatte sich somit als falsch herausgestellt und es blieb nur noch die Frage, ob die jungen bulgarischen Offiziere es verstehen würden, ihre Truppen, nachdem die Mobilmachung und der strategische Aufmarsch gelungen waren, auch im Kampfe zu führen.

Die alleinigen Feinde, an die man damals glaubte denken zu können, waren die Türken, und dementsprechend vollzog sich der Aufmarsch an der türkischen Grenze in folgender Weise: Die Hauptmacht wurde mit der Front gegen Adrianopel zwischen Tirnowa-Semenli und Jamboli aufgestellt, etwa 4000 Mann verblieben in Philippopel und eine starke Brigade nahm in der Gegend von Köstendil Stellung. Bulgarien war dadurch ganz und gar von Truppen entblöfst worden, und nicht nur seine Linientruppen, sondern auch alle Landwehren und Reserven befanden sich in Ostrumelien an der türkischen Grenze.

Dieser Aufmarsch war schneller von statten gegangen, als die türkische Mobilmachung, und noch in der zweiten Oktoberwoche waren die bulgarischen Streitkräfte den türkischen namentlich an der Eisenbahnstrecke Philippopel-Adrianopel entschieden überlegen. Es fehlte daher auch nicht an Hitzköpfen, die dem Fürsten rieten, bei Mustapha-Pascha in türkisches Gebiet einzufallen. Griechen und Serben, vielleicht auch die Montenegriner würden dann mit in die Bewegung hineingerissen werden, die umsomehr Aussicht auf Erfolg habe, als die Türkei mit ihren Rüstungen noch lange nicht fertig sei. Obgleich diese Beweisführung in der That einiges für sich hatte, verhielt sich doch der Fürst entschieden ablehnend, liefs seine Truppen ruhig Gewehr bei Fufs stehen und begnügte sich damit, die verschiedenen Abteilungen an der Grenze zu besichtigen und sich zu vergewissern, ob alles zur Abwehr eines türkischen Angriffs bereit sei. Diesem mit aller Kraft entgegenzutreten, war er fest entschlossen; solange ein solcher aber nicht erfolgte, sollten die Truppen an der Grenze in Gemäfsheit strengster Befehle alle Herausforderungen vermeiden, ja selbst etwaige türkische Herausforderungen ohne Erwiderung lassen.

So wurden die Erwartungen derer, die für Anfang Oktober Kämpfe und Schlachten auf ostrumelischem Boden vorausgesagt hatten, getäuscht und das Feld blieb vorläufig der Diplomatie.

V.

Die Haltung der Mächte.

Russische Intrigen in Bulgarien. Feindselige Stimmung der Botschafterkonferenz. Der Widerstand Englands und seine Gründe. Unmöglichkeit zu voller Einigung zu gelangen. Gefährdung des europäischen Friedens durch den Einmarsch der Türkei. Die „Räuberbrigade".

Europa ist des Friedens bedürftig und deshalb friedliebend. Seine Diplomatie, wenigstens die der zur Zeit maſsgebenden Mächte, hat seit Jahren alle ihre Anstrengungen auf dieses Ziel gerichtet und es konnte daher nicht fehlen, daſs der Ausbruch des ostrumelischen Aufstandes sie mit Unwillen gegen seine Urheber erfüllte und namentlich gegen den, den man fälschlich für den Hauptanstifter hielt: den Fürsten Alexander. Diese Feindseligkeit der Mächte würde indessen wohl kaum den schroffen, ja erbitterten Charakter angenommen haben, wenn nicht vor allem Ruſsland sich durch den ohne sein Zuthun erfolgten Aufstand tief beleidigt gefühlt hätte. Ich habe schon früher kurz angedeutet, welches die Hauptvorwürfe sind, die man in Ruſsland gegen

den Fürsten Alexander erhebt: seine deutsche Abstammung, seine Abneigung, sich von russischen Konsuln und Generalen wie ein Untergebener behandeln zu lassen, sein Bestreben, das bulgarische Nationalgefühl zu heben und aus Bulgarien etwas mehr zu machen, als eine russische Provinz. Man hatte es auf mancherlei Weise versucht, ihn aus Bulgarien zu entfernen, und hatte zuerst gehofft, ihm durch fortwährende Verhetzung der Parteien das Leben so sauer zu machen, daſs er von selbst gehen sollte. Als das nichts fruchtete, griff man zu einem Mittel, wie es kräftiger nicht gewählt werden konnte. Als nämlich die russischen Generäle Soboleff und Kaulbars in Sofia als Duumvirn herrschten, ereignete sich folgender Vorfall: In einer Nacht betraten diese Generäle den fürstlichen Palast und verlangten vor den Fürsten geführt zu werden. Dem wachthabenden Offizier, damaligem Leutnant, später bei Sliwnitza gefallenem Hauptmann Marinoff, schien die Sache nicht geheuer und er verweigerte trotz des ausdrücklichen Befehls seines direkten Vorgesetzten, des Kriegsministers, die Erlaubnis. Als sie nun doch eindringen wollten, widersetzte er sich mit Gewalt und erstattete dem Fürsten Meldung. Man untersuchte nun in aller Eile die Umgebung des Palastes und was fand man? einige fertig bespannte Wagen und zugleich gedruckte Proklamationen, in denen gesagt wurde, daſs das brave Volk der Bulgaren, müde der Miſsregierung des Fürsten, sich empört, den Fürsten gefangen gesetzt und über die Grenze geschafft habe. Dazu hatte man gleich die Wagen mitge-

bracht. Aufserdem enthielt die Proklamation noch die Mitteilung, dafs unter dem Vorsitz der Herren Soboleff und Kaulbars eine provisorische Regierung errichtet worden sei. Nun kam das Ding freilich anders: Fürst Alexander blieb in Sofia, aber die Herren Soboleff und Kaulbars wurden höflichst aufgefordert, Bulgarien zu verlassen und lieber anderwärts Revolutionen anzustiften. Ohne den wackern Marinoff aber, der aus Liebe und Hingebung zum Fürsten seinen Kopf aufs Spiel setzte, würden wir in Europa eines Tages in einer Depesche gelesen haben: „dafs das brave Volk der Bulgaren, müde der Mifsregierung des Fürsten" u. s. w.

Auf diese Weise war es also auch nicht gegangen, aber mit seltener Hartnäckigkeit verfolgten die Russen ihren Plan, den Fürsten zu entfernen, nur bereitete man jetzt das Terrain für eine spätere Absetzung dadurch vor, dafs man den Fürsten bei den europäischen Höfen in ein möglichst ungünstiges, verächtliches Licht zu setzen suchte. Die Seele dieser traurigen Politik war der russische Generalkonsul Herr Kojander, und zur Ehre der russischen Regierung will ich annehmen, dafs er auf eigene Hand gehandelt und sowohl seine Regierung, wie seinen Kaiser absichtlich getäuscht hat. Es handelt sich hier um zwei Depeschen, in deren erster Kojander dem Fürsten einen skandalös unsittlichen Lebenswandel vorwarf — was absolut unwahr, ja schon aus lokalen Gründen unmöglich ist —; auf den Inhalt der zweiten kann ich nicht eingehen, sondern nur versichern, dafs sie eine unglaubliche Infamie enthielt, die dadurch noch

erhöht wurde, daſs man sie in Hände gelangen ließ, die sonst ganz auſserhalb des amtlichen Verkehrs der Kanzleien stehen. Es sei gleich hier bemerkt, daſs beide Schriftstücke ihren Zweck gänzlich verfehlten, aber es sei auch hervorgehoben, daſs es unter solchen Umständen dem Fürsten Alexander wahrhaftig unmöglich gemacht wurde, in dem russischen Generalkonsul — wie es in Petersburg verlangt wurde — seinen besten Freund und treuesten Berater zu erblicken.

Nun kam der Aufstand und wahrscheinlich ist es jetzt wieder Kojander gewesen, der alles aufbot, um den Fürsten in den Augen des Kaisers in einem möglichst ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen. Er scheute auch jetzt vor keiner Unwahrheit zurück und suchte noch im letzten Augenblick Karaweloff vom Fürsten abzudrängen, indem er ihm eine neue, natürlich erfundene Schändlichkeit des letzteren mitteilte und zugleich das Versprechen abgab, daſs Rußland den Bulgaren die sofortige Durchführung der vollsten und unbeschränktesten Vereinigung anbiete, wenn Karaweloff den Fürsten stürzen wolle, wozu ihm der ganze Einfluſs und die beste Hülfe des russischen Generalkonsuls zur Verfügung gestellt wurde. Und das geschah in demselben Augenblicke, wo die offizielle russische Diplomatie alle Minen springen ließ, um die Durchlöcherung des Berliner Friedens zu verhindern, selbst auf die Gefahr hin, die einst so geliebten Bulgaren durch „Straftürken“ militärisch überwältigen zu lassen. Kojanders Anerbieten wurde von Karaweloff in so entschiedener Weise zurückgewiesen, daſs

seit dieser Zeit der bei den Russen früher so beliebte Karaweloff in die nämliche Ungnade fiel, wie Fürst Alexander, ja daſs sogar in einem späteren Stadium der Verwicklung seine Absetzung in erster Linie von den Russen gefordert wurde. In Erfindung unwahrer Geschichten ging Fürst Kantakuzen Herrn Kojander rüstig zur Hand, wie folgendes Geschichtchen beweist. Einige Zeit nach Abberufung der russischen Offiziere erhielten auch die russischen Marineoffiziere in bulgarischen Diensten Befehl, nach Ruſsland zurückzukehren. Herr Tsanoff, der bulgarische Minister des Auswärtigen, suchte diese Maſsregel durch Vorstellungen bei Kojander rückgängig zu machen, worauf letzterer erwiderte, die Abberufung der Marineoffiziere sei die Antwort des Zaren auf die Beleidigung, die Fürst Alexander kürzlich der russischen Armee angethan habe. Befragt, worin die Beleidigung bestehe, kam Kojander mit folgender Geschichte heraus: Der General Kantakuzen habe ihm mitgeteilt, daſs Fürst Alexander bei einer Ansprache an ein bulgarisches Regiment gesagt habe: „Dieser Tag (wo die russischen Offiziere Bulgarien verlassen) ist der glücklichste meines Lebens. Meinethalben können sie alle weggehen, wenn nur der Wassili dableibt.“ Sintemal nun Wassili nichts anderes ist als der beliebteste russische Lohnkutscher in Sofia, so wäre eine solche Äuſserung des Fürsten allerdings mehr witzig und satirisch gewesen, als politisch überlegt und taktvoll, aber sie litt an dem gewöhnlichen Fehler Kojanderscher Erzählungen, d. h. sie war reinweg erfunden. Dies lieſs Fürst Alexander auch sogleich Herrn Kojander

durch Tsanoff mitteilen, was aber nicht hinderte, daſs die Geschichte geraume Zeit nachher von den Russen auf den öffentlichen Markt geworfen wurde, obwohl man ganz genau wuſste, daſs kein Wort davon wahr war. Oder sollte Kojander das seiner Regierung verschwiegen haben?

Gleichzeitig wurde im Volke aus allen Kräften gegen Fürst Alexander gewühlt und man versuchte, ihn als einen „Unheilsmenschen" darzustellen, dessen Beseitigung im Interesse Bulgariens dringend notwendig sei. So wurde in einem aus Widdin abmarschierenden Regiment das Gerücht verbreitet, die Türken seien bereits in Sofia, hätten die gesamte Bevölkerung Ostrumeliens niedergemetzelt und bereiteten sich vor, über den Balkan vorzudringen und den Bulgaren dasselbe Schicksal zu bereiten. Der weiſse Zar in Petersburg aber werde nicht helfen, so lange Fürst Alexander von Bulgarien nicht von seinem Volke abgesetzt und vertrieben sei. Also mit dem Fürsten blutige Vernichtung durch die Türken, ohne den Fürsten friedliche Durchführung der Vereinigung und Erfüllung sämtlicher bulgarischer Wünsche und noch einiger anderer! Die Wahl wäre nicht schwer gewesen — wenn die Bulgaren den russischen Lockungen geglaubt hätten.

In Konstantinopel war eine Konferenz der Botschafter zusammengetreten, die, man kann das wohl sagen, unter dem Stern der Nordmächte stand. Im Rate der Nordmächte war aber beschlossen worden, der meistbeteiligten Macht, Ruſsland, gewissermaſsen die Vorhand zu lassen und den russischen Wünschen nicht entgegenzutreten. Worauf diese

aber abzielten, war nach Abberufung der russischen Offiziere und nach der Haltung der russischen Vertreter nicht zweifelhaft: man wollte die Beseitigung des Fürsten Alexander mit allen und jeden Mitteln. Da es aber nun doch nicht gut anging, den gemutmafsten Urheber der Vereinigung strafweise abzusetzen, die Vereinigung selbst aber anzuerkennen, so wurde vorläufig nur die Rückgängigmachung der Vereinigung in das Programm eingestellt. Rufsland hätte dabei sowieso seine Rechnung gefunden: denn in dem Augenblick, wo das Werk, an dessen Spitze er sich gestellt hatte, mifsglückte, war auch Fürst Alexander in Bulgarien nicht mehr möglich und der Platz wurde frei für den Prinzen Waldemar von Dänemark, den Bruder der russischen Kaiserin. Die anderen beiden Nordmächte zeigten sich aber mit dieser Ausdehnung des Programms um so einverstandener, als seine Ausführung, wie sie hofften, nicht nur jede Verletzung des Berliner Vertrages ausschlofs, sondern weil man auf solche Weise auch die anderen unruhig gewordenen Nationen der Balkanhalbinsel, Serben und Griechen, zur Ruhe bringen konnte. Die Diplomatie der Nordmächte glaubte, dafs sich dieses Ziel ohne grofse Schwierigkeiten werde erreichen lassen, und als die Konferenz unter solchen Absichten zusammentrat, war man vielfach der Ansicht, dafs der bulgarischen Erhebung ein rasches und schmähliches Ende bevorstehe. Es sei Europas unwürdig, sich in seiner Ruhe durch die Balgereien kleiner halbwilder Völker stören zu lassen: also fort mit dem ostrumelischen Aufstande und seinen Folgen! Ein Botschafter einer euro-

päischen Groſsmacht soll auch folgendes gesagt haben: „Die Revolutionen auf der Balkanhalbinsel haben bisher immer im Frühjahr stattgefunden und die Gesandten konnten sich danach einrichten. Sie nahmen im Herbst Urlaub und waren dann im Frühjahr, wenn es nötig wurde, zur Stelle. Der bulgarische Septemberaufstand stört aber diese Überlieferung in bedenklichster Weise, er könnte für künftige Aufstände als Präzedenzfall gelten und das würde die diplomatischen Gewohnheiten so derangieren, daſs schon deshalb die strengste Bestrafung der unverschämten Neuerer nötig wird.“

Die Diplomatie hatte sich die Sache aber leichter vorgestellt, als sie wirklich war, und sie hatte in ihrer Berechnung drei Faktoren übersehen, die sie nicht hätte übersehen sollen: nämlich England, die Türkei und schlieſslich Bulgarien. Die Botschafter hatten unmittelbar nach Ausbruch des Aufstandes der Türkei den dringenden Rat gegeben, sofort ihre Truppen in Ostrumelien einrücken zu lassen und den Aufstand mit Waffengewalt niederzuschlagen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daſs, wenn die Türkei dies mit ausreichenden Kräften und innerhalb der ersten 3—4 Tage gethan hätte, die bulgarische Bewegung in der That niedergeworfen worden wäre ohne andere Folgen als die Erledigung des bulgarischen Fürstentums. Die Türkei aber versäumte diesen Augenblick, teils weil sie den Absichten Ruſslands, das am eifrigsten zu militärischen Maſsnahmen drängte, nicht traute, teils weil keine Truppen zur Stelle waren, teils vielleicht auch, weil ihr an Ostrumelien

nicht übermäfsig viel gelegen war und noch weniger daran, den Fürsten Alexander durch einen russischen Statthalter in Sofia ersetzt zu sehen. Es kam hinzu, dafs Fürst Alexander in diplomatischer Geschicklichkeit die Oberhoheit des Sultans anerkannt hatte, es kam hinzu die grofse Abneigung des Sultans gegen jeden Krieg überhaupt — kurz, die Türken machten wohl mobil, zeigten aber gar keine Lust, von der Mobilmachung zur Kriegführung überzugehen. Dem sollte nun die Botschafterkonferenz nachhelfen, und sie sprach denn in der That auch den Wunsch aus, dafs der frühere Zustand in Ostrumelien wieder hergestellt werden sollte; sobald es sich aber darum handelte, die Mittel zur Ausführung dieses Wunsches oder Befehls zu finden und anzuordnen, da zeigte sich plötzlich, dafs es mit der Einigkeit im europäischen Konzert vorbei war, und dafs England, dasselbe England, das unter Beaconsfield den grofsbulgarischen Traum vernichtet hatte, jetzt mit allem Nachdruck für das Grofsbulgarien unter Fürst Alexander eintrat. Während dieser von den übrigen Vertretern der Mächte halb und halb in den Bann gethan wurde, folgte ihm der englische Generalkonsul Lascelles auf allen seinen Reisen zwischen Sofia und Philippopel und bekundete damit offen und in gewollter Weise, dafs England den Fürsten unter seinen Schutz nehme. Auch das Verhalten des englischen Vertreters in Konstantinopel, Sir William White, liefs keinen Zweifel darüber zu, dafs England sich niemals einem gegen den Fürsten Alexander gerichteten Konferenzbeschlusse, sobald dieser praktische Folgen haben könne, anschliefsen

werde. Man wird auch nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daſs Sir William White allen seinen Einfluſs aufwandte, um die Türkei zu verhindern, den Ratschlägen der anderen Mächte Folge zu leisten. Es kam hinzu, daſs auch Frankreich eine abwartende Haltung annahm und sich für die von den Nordmächten vorgeschlagene Radikalkur zum mindesten nicht erwärmte. Die Mehrheit der Konferenz zeigte sich über den englischen Widerstand im höchsten Grade aufgebracht und man sprach von nichts Geringerem, als über den englischen Widerstand zur Tagesordnung überzugehen: ein Vorhaben, das aber nicht so leicht war, namentlich weil die Türkei — die Exekutionsmacht — den schlechten Geschmack hatte, auf eine Einstimmigkeit der Konferenzbeschlüsse den gröſsten Wert zu legen. Vor allem war man in Ruſsland geradezu wütend und das aus doppeltem Grunde: einmal weil die russischen Pläne auf Absetzung des Fürsten und Bestrafung der allzu selbständigen Bulgaren so vereitelt wurden, sodann aber weil man es tief als eine schmerzliche Niederlage empfand, daſs englischer Einfluſs dort den russischen ersetzen sollte, wo russisches Blut in Strömen geflossen, russische Milliarden verausgabt worden waren. War dies das Endergebnis einer hundertjährigen Orientpolitik, daſs das gehaſste England mühelos dort ernten sollte, wo Ruſsland so mühevoll gesäet hatte? War es wirklich denkbar, daſs Ruſsland nichts anderes gethan hatte als — travailler pour la reine d'Angleterre?

Bei Deutschland und Österreich schien sich ein anderer Verdacht festgesetzt zu haben, nämlich der, daſs Englands

Parteinahme für Bulgarien nichts anderes sei, als ein machiavellistischer Schachzug, um das Dreikaiserbündnis zu sprengen und an seine Stelle eine andere, ihm günstigere Konstellation treten zu lassen. Wenn ich mir nun auf der einen Seite den Unwillen Rufslands über den Schutz, den England seinem ehemaligen Schützling angedeihen liefs, sehr wohl erklären kann, so habe ich auf der anderen niemals recht einsehen können, weshalb man auf die Idee gekommen ist, England wolle das Dreikaiserbündnis gefährden, und noch weniger habe ich verstanden, weshalb man an dieser Idee so hartnäckig festgehalten hat. Was Rufslands Klage über seine Verdrängung durch England anlangt, so ist es richtig, dafs England in der Zeit der Verwicklung als einziger Freund in der Not grofsen Einflufs besafs und dafs seine Stimme für manche Vornahmen oft ausschlaggebend war. Wenn aber jemals ein fremder Einflufs in Bulgarien alleinherrschend werden sollte, so wird das sicher nicht der englische sein. Ich glaube nicht sehr an die Dankbarkeit der Völker, und selbst wenn die Bulgaren ausnahmsweise diese Eigenschaft haben sollten, so würden sie durch die Lage der Dinge, durch ihre Interessen, die sie auf das Festland und nicht auf das entlegene Inselreich hinweisen, gezwungen sein, ihrer Dankbarkeit Zügel anzulegen. Österreich und Deutschland sind wohl, weil sie keinen anderen Grund auffinden konnten, auf die Vermutung gekommen, dafs England zwischen den Nordmächten Zwiespalt säen wolle; und doch liegt eine ganz andere Erklärung eigentlich

recht nahe. Schon wiederholt hat man die Bemerkung machen können, daſs der politische Einfluſs der Königin von England trotz parlamentarischer Regierung manchmal von entscheidendem Gewicht gewesen ist. Es ist aber bekannt, daſs die Königin Viktoria einen Bruder des Fürsten Alexander als Schwiegersohn angenommen und überhaupt stets für die Familie Battenberg groſse Zuneigung gehegt hat; minder bekannt ist vielleicht, daſs die Königin sich durch gewisse wenig entgegenkommende Vorgänge, die sich an die Heirat ihrer Tochter mit dem Prinzen Battenberg anschlossen, sehr peinlich berührt und verletzt fühlte . . . . . vielleicht wird man hier die Triebfeder finden können, die für Englands Verhalten bestimmend war.

Ich habe gesagt, daſs man sich auch in den Bulgaren verrechnet hatte. Man hatte nicht geglaubt, daſs die Bewegung so schnell und so rasch anwachsen würde, denn als die Türkei und die Mehrzahl der Mächte dem Gedanken militärischen Einschreitens endlich praktisch näher traten, da war es zu spät, wenigstens zu spät, wenn man das ursprüngliche Ziel, die Wahrung des allgemeinen Friedens im Auge behielt. Nach beendeter Mobilmachung der bulgarischen Armee wäre der Einmarsch der Türken in Ostrumelien nicht mehr eine einfache Polizeimaſsregel mit militärischer Unterstützung, sondern ein wirklicher blutiger Krieg geworden, den man nicht im Handumdrehen hätte beendigen können. Wer kann sagen, wie die öffentliche Meinung in Ruſsland sich zu einem solchen Ereignisse gestellt und ob sie nicht die Regierung gezwungen hätte, die Bulgaren vor

vollständiger Vernichtung zu schützen? Was hätte aber Österreich gethan, wenn Rufsland in Bulgarien eingerückt wäre, was Serbien und Griechenland? Die ganze orientalische Frage wäre aufgerollt worden mit der nahen Aussicht auf den Zusammenstofs zweier europäischer Grofsmächte. Ich glaube, dafs die Kaisermächte sich beglückwünschen können, dafs ihr Friedensprogramm von anderen und gegen sie ausgeführt worden ist!

Dafs die dringende Gefahr eines Aufstandes in Mazedonien vorlag — und beim Einrücken der Türken wäre er sofort ausgebrochen —, ist selbst von den Mächten anerkannt worden und zwar in ziemlich origineller Weise. Als die Botschafter nämlich einige Zeit in Konstantinopel beraten hatten, eröffneten sie dem Fürsten Alexander, dafs die Aufstandsbewegung unter keinen Umständen weiter um sich greifen dürfe und dafs man ihn namentlich für die Aufrechterhaltung der Ruhe in Mazedonien verantwortlich mache. Da nun bekanntlich Mazedonien eine türkische Provinz ist, in welcher der Fürst von Bulgarien gar nichts zu suchen, also auch nicht auf Ruhe und Ordnung zu achten hatte, so war diese Aufforderung der Form nach mindestens sehr ungewöhnlich. Thatsächlich lag die Sache aber allerdings so, dafs der Fürst von Bulgarien es jeden Tag in der Hand hatte, einen Aufstand in Mazedonien zu entfesseln, denn er brauchte nur die Fackel in das reichlich aufgehäufte Brennmaterial zu schleudern. Dieses Material konnte sich aber auch von selbst entzünden, und das zu verhindern war auch für den Fürsten von Bulgarien eine schwierige Aufgabe.

Nun lag den Bulgaren begreiflicherweise sehr viel daran, die Mächte nicht noch mehr gegen sich aufzubringen, und deshalb überlegte man mit Fleifs und Eifer, wie man es wohl anzufangen habe, um die Ruhe in Mazedonien in wirksamer Weise verbürgen zu können. Man überlegte, man suchte, und man fand, und zwar in ganz köstlicher Weise! Man sagte sich, dafs eine Ruhestörung nur von den in Mazedonien zahlreich vertretenen unruhigen Elementen zu erwarten sei, die am Kriegsleben gewissermafsen berufsmäfsig Gefallen finden, mit der Obrigkeit auf gespanntem Fufse stehen, bei Aufständen Haiducken, sonst aber auch manchmal Räuber genannt werden. Auf diese Elemente mufste also eingewirkt werden; aber wie? Der Vorschlag, eine in energischem Tone gehaltene, zu Frieden und Eintracht ermahnende diplomatische Note an sie zu richten, wurde als wenig erfolgverheifsend verworfen, und man entschlofs sich kurz — die ganze Gesellschaft anzuwerben und in das bulgarische Heer einzustellen. So hielt man sie in der Hand und machte sie unschädlich. Gesagt, gethan! Zwei Offiziere reisten an die mazedonische Grenze und nach wenigen Tagen kamen sie denn auch mit fast 3000 mazedonischen „Räubern" triumphierend angezogen, zur geringen Freude der Griechen in Philippopel, die sich bereits auf eine „planmäfsige Verwüstung" ihrer Kaufläden gefafst machten. So ist es geschehen, dafs Mazedonien vor einem Aufstande bewahrt und die bulgarische Armee — auf hohe Veranlassung der Mächte — um die sogenannte Räuberbrigade vermehrt

wurde, die übrigens neben bedenklichen Elementen auch aus vielen Leuten bestand, die ihr Land lediglich aus nationalen und patriotischen Beweggründen verliefsen und sich dem Fürsten Alexander zur Verfügung stellten. Wir werden den wilden Burschen noch später wiederbegegnen.

VI.

Die Stimmung in Bulgarien.

Wachsendes Ansehen des Fürsten Alexander. Fester Wille der Bulgaren, die Vereinigung aufrechtzuerhalten. Karaweloff. Tsanoff. Stranski.

Unzweifelhaft hatten sich die Bulgaren, namentlich die Urheber des Aufstandes, die Sache leichter vorgestellt, als sie in Wirklichkeit war, namentlich aber hatten sie sich darin verrechnet, als sie Rufslands Hülfe als etwas Selbstverständliches annahmen, während doch keine Macht ihren Wünschen solche Schwierigkeiten in den Weg legte, wie gerade Rufsland. War früher die Liebe zu Rufsland schon äufserst kalt gewesen, so schlug sie nun in das gerade Gegenteil um und namentlich die Abberufung der russischen Offiziere zeigte, wie ein in Sofia umlaufendes Wort sich ausdrückte, „dafs Rufsland zwar Bulgarien liebe, aber nicht die Bulgaren". Diese einschneidende Mafsregel hatte aber noch einen anderen Erfolg: die breiten Massen der Bevölkerung, die der Politik fernstanden, hatten bisher an die vorsorgende Güte und Liebe des Zaren geglaubt, wie an eine Art von Evangelium, während allerdings die politischen und leitenden Kreise, mit einem Worte die Intelligenz

des Landes, schon seit geraumer Zeit einen anderen Weg wandelten. Nun aber kam die Abberufung, und dieser in ihrer nackten Brutalität so faſsbaren Thatsache gegenüber konnten sich auch die blödesten Augen nicht mehr verschlieſsen. Wenn je von einer demonstratio ad oculos gesprochen werden kann, so war das sicher hier der Fall, denn jeder Soldat, jeder Bauer sah mit eigensten Augen, daſs Bulgarien von Ruſsland verlassen wurde, und zwar in einem Augenblicke, wo es von furchtbarsten Gefahren umringt war. Hatte sich die Erkenntnis des gemeinen Mannes früher der Parole „Bulgarien für die Bulgaren“ verschlossen, so ging jetzt allen dafür ein Verständnis auf, da sie sich vom weiſsen Zaren verlassen und aufgeopfert sahen. Die Idee der Vereinigung war von Ruſsland in ihnen genährt worden; jetzt sahen oder glaubten sie sich verraten, und die Folge war — nicht daſs sie verzweifelten, sondern daſs sie sich von Ruſsland abwandten.

Die solcherart gewissermaſsen freiwerdenden Sympathien suchten einen neuen Kristallisationspunkt und sie fanden ihn im Fürsten Alexander! Von Ruſsland verlassen, von aller Welt angefeindet, vertrauten die Bulgaren nur noch auf sich selbst und scharten sich einhellig um ihren Fürsten; die russische Partei war gewesen und die wenigen Stipendiaten des russischen Generalkonsulats in Sofia bildeten nur noch eine Clique, die in richtiger Erkenntnis ihrer Machtlosigkeit nicht mehr wagte, an die Öffentlichkeit zu treten. Dem Fürsten Alexander aber, der in rastloser und aufopfernder Arbeit sich zum Vertreter der Wünsche seines Volkes machte,

der von einem Ende Ostrumeliens bis zum anderen reiste, seine Soldaten besichtigend und zum Kampfe vorbereitend, die Einwohner ermutigend, — ihm flogen alle Sympathien zu und zum ersten Male konnte der Fürst sagen, dafs er mit seinem Volke wahrhaft eins sei. Das Volk sah in ihm seine Hoffnung, er nur schien ihm die Bürgschaft für eine glückliche Zukunft zu geben. Es gab eine Zeit, in welcher seine Absetzung durch die Mächte erwartet wurde, und Fürst Alexander hatte sich selbst auf diesen Fall vorbereitet und seine Beschlüsse gefafst. Wenn man als Preis seiner Absetzung die vollendeten Thatsachen anerkannt und den Bulgaren die Vereinigung zugestanden hatte, so wollte er seinem Volke kein Hindernis sein, sondern auf die Krone verzichten und das Land verlassen. Ich sprach hierüber am 8. Oktober mit dem Ministerpräsidenten Karaweloff und dieser sagte mir: „Der Entschlufs des Fürsten, sich für sein Land zu opfern, ist sehr edelmütig, aber wir lassen ihn nicht fort. Wenn die Mächte den Fürsten haben wollen, so sollen sie ihn holen; gutwillig geben wir ihn nicht. Wir wissen erst jetzt, was wir an ihm haben; Volk und Fürst sind eins und wie das vereinigte Bulgarien dem Fürsten Alexander, so gehört Fürst Alexander dem vereinigten Bulgarien.“ Auf meine Frage, wie man sich denn aber verhalten werde, wenn Fürst Alexander trotz aller Bitten das Land verlassen wolle, entgegnete Karaweloff kurz und bestimmt: „Dann werde ich ihn mit Gewalt zurückhalten. Übrigens“, setzte er hinzu, „wird das gar nicht nötig sein, denn wenn der Fürst uns verlassen wollte, so würde das

Volk ihm ganz von selbst die Pferde aus dem Wagen spannen und ihn im Triumph nach seinem Palast zurückfahren. Es wäre niederträchtig und ehrlos, wenn die Bulgaren anders handeln wollten."

Ich glaube in der That, daſs die Bulgaren den Fürsten unter keinen Umständen fortgelassen hätten und daſs man das seltene Schauspiel eines „Fürsten wider Willen" hätte erleben können. Die eindrucksvolle und gewinnende Persönlichkeit des Fürsten, sein entschlossenes und zielbewuſstes Auftreten, die Erkenntnis, daſs ihm allein die Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung im Lande zu danken sei, das alles hatte dem Fürsten in jener Zeit die denkbar festeste Stellung im Lande gegeben. Es kam aber noch eins hinzu: die Männer, die „Bulgarien für die Bulgaren" auf ihre Fahne geschrieben hatten, konnten sich der Einsicht nicht verschlieſsen, daſs der Sturz des Fürsten mit der Einsetzung einer russischen Statthalterschaft gleichbedeutend sei und daſs die Selbständigkeit Bulgariens nur durch die Person des Fürsten verbürgt werde. Hieraus entstand eine Vernunftehe, die einen seiner republikanischen Gesinnungen halber bekannten Bulgaren sagen lieſs: „Wenn die Mächte den Fürsten absetzen, so proklamieren wir die Balkanrepublik und wählen den Fürsten zu ihrem lebenslänglichen Präsidenten." Ich lege diesem abenteuerlichen Plane kein Gewicht bei, aber ich erwähne ihn als Zeichen der herrschenden Stimmung.

Völlige Einstimmigkeit herrschte unter den Bulgaren darüber, daſs man sich durch keine Einschüchterung und

Drohung zum Rückgängigmachen der Vereinigung bewegen lassen dürfe, sollte das Land dabei auch die schwersten Opfer bringen müssen. Man erkannte das nicht nur aus ihren Worten, sondern auch aus ihren Thaten, aus dem freudigen Herbeieilen der Mannschaften zu den Fahnen, aus dem willigen Erdulden aller Requisitionen, die überall schwer empfunden werden, namentlich aber bei einem so sparsamen Bauernvolke, wie den Bulgaren. „Man ist nun einmal übereingekommen", sagte mir ein Bulgar, „dafs wir Barbaren sind; folglich brauchen wir auch diplomatische Noten nicht zu verstehen und vor papiernen Aktenstücken gar keine Achtung zu haben. Wenn die Mächte 100000 Mann schicken, um uns mit Gewalt niederzuwerfen, so werden wir freilich keinen Widerstand leisten können; solange sie das aber nicht thun, lassen wir von der Vereinigung nicht ab." Und die Bulgaren waren schlau genug, um zu wissen, dafs die Mächte sich niemals zu einer solchen Truppensendung, ja nicht einmal zu irgend einer praktische Bedeutung habenden Zwangsmafsregel einigen würden. Ich kann versichern, dafs sie darüber nicht den geringsten Zweifel hatten. Wer im Oktober sich in Bulgarien aufhielt und einigermafsen in die Verhältnisse eingeweiht war, mufste auch wissen, dafs alle Konferenzbeschlüsse im voraus mit Unfruchtbarkeit geschlagen und dafs auf diesem Wege nichts auszurichten war. Nur die Mächte wollten das nicht glauben und verschwendeten ihre Zeit an dem unausführbaren Versuche, die früheren Verhältnisse in Ostrumelien auf friedlichem Wege wieder herzustellen.

Je klarer sich die Absicht des Fürsten Alexander abzeichnete, wenn irgend möglich mit der Türkei zu einem gütlichen Uebereinkommen zu gelangen, desto günstiger wurde auch die Stimmung der Muhamedaner, die dem Fürsten gegenüber eine wohlwollende Neutralität beobachteten. Sehr merkwürdig und bedeutungsvoll war die Rückwirkung: die Bulgaren sahen sich von aller Welt mifshandelt, auch von denen, denen sie gar nichts gethan hatten; die Türken aber, die einzigen, die gerechten Grund zu feindseliger Gesinnung gegen Bulgarien hatten, zeigten sich innerhalb des Landes ruhig, ja wohlwollend, aufserhalb des Landes — in der türkischen Diplomatie — nachsichtig und versöhnlich. Die Bulgaren mufsten Vergleiche anstellen, und langsam und allmählich bereitete sich ein Umschwung vor, dessen Unwahrscheinlichkeit später nur von seiner Entschiedenheit übertroffen werden sollte.

Und nun noch ein Wort über die dritte Nationalität Ostrumeliens, die Griechen. Als Handelsherren Ostrumeliens, in einzelnen Städten dicht zusammenwohnend und über bedeutende Mittel verfügend, standen sie der Vereinigung der beiden Bulgarien entschieden feindlich gegenüber. Sie waren mit den früheren Zuständen im ganzen sehr zufrieden, weil sie glaubten, dafs so die Frucht am besten reife, die einst dem grofsen Hellas in den Schofs zu fallen bestimmt sei. Sie wünschten den Einmarsch der Türken, sagten jedem, der es hören wollte, dafs die bulgarische Bewegung ein schmähliches Ende nehmen müsse, verbreiteten die unwahrsten und albernsten Gerüchte, zeigten Anfälle äufserster

Bangherzigkeit — und thaten nichts. Gar nichts! Aber nein, sie thaten doch etwas, denn später, als der serbische Krieg ausbrach und die rumelischen Landwehren, darunter auch Griechen, eingezogen wurden, ging der griechische Bischof zum Präfekten von Philippopel und bat, die griechischen Helden vom Kriegsdienst zu entbinden. Diesem Ansuchen wurde bereitwilligst Folge geleistet und es scheint, daſs die bulgarische Armee dadurch nicht viel verloren hat ... Das ist alles, was von den Griechen gesagt werden kann. —

An dieser Stelle, wo von der Stimmung und öffentlichen Meinung, diesem Produkt der Einwirkung Einzelner auf breite Massen, die Rede gewesen ist, möchte ich eine Schilderung von Persönlichkeiten geben, die während der bulgarischen Verwicklung im Vordergrunde des öffentlichen Interesses gestanden haben: dem Ministerpräsidenten Karaweloff, dem Minister des Auswärtigen Tsanoff und dem Haupt des ostrumelischen Revolutionsausschusses, Dr. Stranski.

Als Fürst Alexander die Regierung des Landes übernahm, fehlte es ganz und gar an regierungsfähigen Persönlichkeiten bulgarischer Nationalität. Die Bildung war und ist heute noch weit entfernt, auch nur annähernd Gemeingut der Nation oder auch nur stark verbreitet zu sein, und die wenigen Persönlichkeiten, die höheres Wissen erworben hatten, ermangelten der besondern Schulung für Regierungsgeschäfte. Die oberen Zehntausend, oder richtiger Fünfzig, unterschieden sich im allgemeinen kaum von ihren Mitbürgern, weder innerlich noch äuſserlich, und der

Fürst, der mit ihnen zu regieren gezwungen war, mufste sozusagen in den Haufen hineingreifen und seine Minister aus oft ganz untergeordneten Stellungen berufen. Kleine Kaufleute, einfache Schullehrer wurden plötzlich Exzellenzen, und es war nicht verwunderlich, dafs sie ihren neuen Stellungen sehr häufig nicht gewachsen waren, namentlich da sie die verwickelte, von Dondukoff-Korsakoff als Danaergeschenk zurückgelassene, auf ganz moderne und hochzivilisierte Verhältnisse berechnete Verfassung zu handhaben hatten. Viele scheiterten dabei aus Mangel an Fähigkeiten, andere, denen rasch ein reges Verständnis für politische Strebungen aufging, schossen in jugendlichem Übereifer über alle verständigen Ziele hinaus, bewegten sich nur in demagogischer Verneinung und schienen geeignet, eher eine Plage als ein Segen für ihr Land zu werden. Zu ihnen würde Karaweloff gerechnet werden müssen, wenn sich nicht in diesem Manne im Laufe weniger Jahre eine vollständige Anderung vollzogen hätte. Aus dem wilden Demagogen wurde ein zielbewufster Regierungsmann, aus dem leidenschaftlichen Gegner des Fürsten Alexander dessen überzeugtester Anhänger. Es wäre sehr einfach und naheliegend, diesen Wechsel damit zu erklären, dafs schon häufig Demagogen, wenn sie erst einmal an die Gewalt gekommen waren, ihre frühern Grundsätze verleugneten und zu der Fahne schworen, die sie früher aufs entschiedenste bekämpft hatten. Bei den meisten derartigen Persönlichkeiten würde eine solche Erklärung zutreffend sein, im vorliegenden Falle ist sie es nicht. Karaweloffs politische Laufbahn mit ihren

vielfachen Wechselfällen war nicht die Folge ruhiger Berechnung, sondern sie wurde ihm zu einer Schule der Erfahrung. Von Fall zu Fall lernend, von seiner natürlichen Intelligenz gestützt, jede Erfahrung nützend, innerlich und äufserlich mit seinen Aufgaben wachsend, so ist Karaweloff heute ein wirklicher Staatsmann geworden, auf den, mögen die gegenwärtigen Verhältnisse sich gestalten wie immer sie wollen, die Bulgaren stolz sein können, weil er ein echt nationales Erzeugnis ist. Für ein alteuropäisches Staatswesen wäre Karaweloff noch heute kein Musterminister und die strenge Etikette mancher monarchischer Höfe würde vieles an ihm auszusetzen haben. Bevor er Minister wurde, war er ein einfacher Schullehrer; als er zum ersten Male gestürzt wurde, nahm er wieder seine bescheidene Lehrthätigkeit auf, und wenn er noch einmal die Stellung als Minister verlieren sollte, so wird er, ungleich europäischen Ministern a. D., sich weder auf seine Landgüter zurückziehen, noch von seiner Pension leben können, sondern abermals zur Lehrthätigkeit übergehen, ohne allerdings dem politischen Leben abzuschwören; denn den Politikern geht's wie den Löwen: haben sie einmal Blut geleckt, so können sie den Geschmack niemals vergessen. Ein europäischer Ministerpräsident ist der allgemeinen und im ganzen richtigen Vorstellung nach äufserlich entweder ein würdevoller, steifer, von seiner Bedeutung durchdrungener Herr oder ein weltmännisch gebildeter Gentleman von feinen Manieren, der die Salonunterhaltung mit derselben Eleganz zu führen versteht, mit der er seine untadel-

hafte Toilette trägt. Beides trifft auf Karaweloff nicht zu. Er hat sich niemals Mühe gegeben, glauben zu machen, daſs er, um ein französisches Wort anzuwenden, „auf den Knieen von Herzoginnen erzogen worden“ sei, und der schwarze zugeknöpfte Gehrock ist augenscheinlich nicht sein Lieblingskleid. Viel lieber trägt er den einfachen Rock aus mattfarbigem derben bulgarischen Tuch, und den heiligen Zylinder habe ich bei ihm nur bei ganz besonderen Festlichkeiten gewahren können. In einem Lande wie Bulgarien, wo thatsächlich vollkommene Gleichheit herrscht, wo eine Aristokratie auch nicht dem Gedanken nach besteht, in dieser monarchischen Bauernrepublik liegt auch wirklich kein Grund vor, den Minister so von seinen übrigen Mitbürgern zu unterscheiden, wie das in europäischen Ländern der Fall ist. Ich gestehe, daſs es mir im Gegenteil gefällt, daſs Karaweloff nicht anders erscheinen will, als er ist, und ich ziehe ihn so bei weitem einem europäischen Emporkömmling vor, der zu unerwartet hoher Stellung gelangt, Manieren und Gebräuche nachäfft, die ihm seiner Herkunft nach ganz fremd sind und ihm auſserdem meist auch recht schlecht stehen. Und wenn er einfach und anspruchslos auftritt, so erscheint er doch durchaus nicht als Karikatur. Was seine Unterhaltung anlangt, so glaube ich allerdings, daſs es unmöglich sein würde, mit ihm ein sogenanntes Salongespräch zu führen, aber für den Abgang dieses Vorzugs entschädigt vollauf die wirklich herzliche Freundlichkeit, mit der er dem Besucher entgegentritt, sein ungezwungenes, frisches, ganz auſserordentlich lebhaftes

Wesen, sein zuversichtliches, hoffnungsfrohes und dabei doch verständiges Auftreten. Er versteht es, sich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit in den Gedankengang eines andern hineinzufinden, er erfaſst im Fluge seine Anschauungen, und stets geben seine kurzen und schlagenden Antworten eine voll und ganz ausreichende Auskunft über das, was man wissen will. Längere Auseinandersetzungen, Miſsverständnisse, Erklärungen, das alles scheint bei ihm ausgeschlossen. Das allermerkwürdigste aber ist, daſs Karaweloff diese Sicherheit des Blickes, dieses blitzartige Auffassen auch dann hat, wenn mit ihm in einer ihm nicht geläufigen Sprache verhandelt wird. Eine solche Unterredung mit Karaweloff ist eigentümlich genug. Er versteht von fremden Sprachen deutsch, französisch, englisch, italienisch sowie die Mehrzahl der orientalischen Sprachen, d. h. er kann diese Sprachen lesen, versteht sie auch, kann sie aber nur wenig sprechen. Aus diesem Grunde bedient er sich häufig eines Dolmetschs, aber nur für seine Antworten, während er ganz genau versteht, was der andere etwa auf deutsch oder französisch spricht. Klarheit der Auffassung und des Ausdrucks, scharfes Erfassen jeder Lage, schnelles, entschlossenes Handeln und ein überraschendes Verständnis für politische Verhältnisse: das sind Eigenschaften, die niemand, der ihn kennt, diesem interessanten Manne wird absprechen können.

Karaweloff im äuſseren Wesen sehr unähnlich ist Tsanoff, der Minister des Auswärtigen. Denn wenn ersterer lebhaft und leicht erregt, ist Tsanoff mit einer auſserordentlichen Ruhe begabt, aus der er sich durch gar nichts

herausbringen läfst. Er weifs ganz genau, was er will, und verfolgt seinen Zweck mit unentwegter Stetigkeit, ist dabei aber nicht eigensinnig, verbeifst sich nicht in der Wahl seiner Mittel und ändert diese, so oft es ihm nützlich scheint. Er ist ein „homme de ressources", versteht sich in alle Lagen zu finden, weifs für alles ein Auskunftsmittel und wundert sich über gar nichts. Tsanoff, der vor dem Russenkriege Advokat war und das Türkische vorzüglich spricht, erinnert in vielen Stücken an jene Türken, die den Ruf der orientalischen Politik gemacht haben, und gleich diesen verfügt er über einen reichen Schatz von Schlauheit und „finesse". Im persönlichen Umgange liebenswürdig und zuvorkommend, mit viel Verständnis für Humor und Freund einer lustigen Unterhaltung — so stellt sich der auswärtige Minister Bulgariens dar, der im Verein mit dem Fürsten Alexander eine der schwierigsten Campagnen zu führen hatte, die je einem Diplomaten beschieden waren. Seine Noten waren immer geschickt, einigemale — so das Rundschreiben, in dem er den Mächten die Kriegserklärung Serbiens anzeigte — wahre Meisterstücke, wie von allen Diplomaten anerkannt wird. Auch Tsanoff selbst ist mit seinen Noten sehr zufrieden und hört es nicht ungern, wenn andere ihre Bewunderung über sie ausdrücken. Als ich im Januar 1886 in Konstantinopel war, wurde mir über ihn eine Geschichte erzählt, die zu lustig ist, als dafs ich sie verschweigen könnte. Bevor Tsanoff Minister wurde, war er in Konstantinopel diplomatischer Agent Bulgariens, und damals lag zwischen Bulgarien und der Türkei neben

vielen anderen auch folgender Streitfall vor. Bulgarien erhob nämlich den Anspruch, gleich den ausländischen Staaten mit dem Ministerium des Auswärtigen verhandeln zu dürfen, während die Türken die Verhandlungen mit Bulgarien — als mit einem Vasallenstaate — durch das Ministerium des Innern geführt haben wollten. Demgemäfs schrieb Tsanoff seine Noten an das Ministerium des Äufsern, erhielt sie aber immer zurückgeschickt, mit der Aufforderung, sie an das Ministerium des Innern zu senden; wenn er aber persönlich zum Minister des Auswärtigen gehen wollte, wurde er nicht empfangen. Nun brachte Tsanoff eines Tages persönlich eine Note auf das Ministerium des Auswärtigen, die besonders starke Zumutungen enthalten zu haben scheint, denn der Minister ärgerte sich so, dafs er heftig befahl, Tsanoff zu ihm zu führen, und ihn etwa folgendermafsen abkanzelte: „Wie können Sie es wagen, eine solche unerhörte Anforderung zu stellen? Das übersteigt doch alle Grenzen! Aufserdem wissen Sie, dafs Sie nur mit dem Ministerium des Innern zu thun haben, und ich sage Ihnen, dafs ich Sie hier nicht mehr sehen will.“ Damit war Tsanoff hinausgeworfen, natürlich nur moralisch und mit tous les égards dus à son rang. Keineswegs betrübt ging er nach Hause, wählte seine beste Feder und schrieb an den Grofsvezier etwa folgende Note: „Nachdem bisher über den geschäftlichen Verkehr zwischen der Hohen Pforte und Bulgarien bei den interessierten Teilen bedauerliche Meinungsverschiedenheiten bestanden hätten, gereiche es ihm zu hoher Genugthuung, Seiner Hoheit dem Grofs-

vezier mitteilen zu können, dafs Seine Exzellenz der Minister des Auswärtigen heute die Güte gehabt habe, ihn persönlich zu empfangen und somit die bulgarische Auffassung der Sache als berechtigt anzuerkennen. Er (Tsanoff) sei hocherfreut über die durch diesen Präzedenzfall von neuem bekundete wohlwollende Gesinnung der Hohen Pforte gegen ihn und den Staat, den er vertrete, und er werde es sich angelegen sein lassen, die in so angenehmer Weise eingeleiteten Beziehungen zum Ministerium des Auswärtigen mit allem Eifer zu pflegen."

Grofses Staunen des Grofsveziers bei Empfang dieses Briefes. Sofort wird der Minister des Auswärtigen geholt und es entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

„Wie um alle Welt haben Sie denn den Tsanoff empfangen können?"

„Tsanoff? Ich habe ihn gar nicht empfangen!"

„Aber hier schreibt er, dafs Sie ihn empfangen haben."

„Ich habe ihn nicht empfangen, ich habe ihn — hinausgeworfen."

„Um ihn hinauswerfen zu können, müssen Sie ihn doch vorher empfangen haben!"

Gegen diese Logik war nichts einzuwenden. Die Türken, welche die gröfsten Formalisten von der Welt sind, berieten eingehend über diesen schwierigen Rechtsfall und kamen endlich zu dem Beschlusse, dafs allerdings ein Präzedenzfall vorliege, dem man Rechnung tragen müsse. Tsanoff konnte also fernerhin ohne Hindernis die „in so

angenehmer Weise“ eingeleiteten Beziehungen zum auswärtigen Ministerium fortsetzen.

Neben Karaweloff und Tsanoff, zuerst in der Öffentlichkeit noch mehr beachtet als diese, ist zu nennen Dr. Stranski, Arzt von Beruf, früher Finanzdirektor in Philippopel, Mitglied des Revolutionsausschusses, Vorsitzender der provisorischen Regierung und bevollmächtigter Stellvertreter des Fürsten Alexander für Ostrumelien. Stranski ist keine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, wie denn überhaupt der Revolutionsausschuſs im allgemeinen einen, ich möchte sagen, unpersönlichen Charakter hatte. Was Stranski vor seinen Genossen auszeichnet, ist eine groſse Ruhe und Bedächtigkeit, und vielleicht wurde er gerade deshalb von den anderen, unter denen sich leidenschaftliche Hitzköpfe befanden, zum Obmann gewählt. Unleugbar hat er die Vorbereitungen mit Geschick geleitet und sich um die Sache des Aufstandes ein groſses Verdienst erworben; als es sich aber darum handelte, die Regierung des Landes als Stellvertreter des Fürsten unter schwierigen Verhältnissen zu leiten, kamen Fehler und Miſsgriffe vor, deren Vermeidung möglich gewesen wäre. Die Vereinigung der bulgarischen und ostrumelischen Verwaltung beseitigte die von Stranski bekleidete Stellung, und seitdem trat er gänzlich in den Hintergrund. Das Schicksal oder der Zufall hatten ihm eine Stellung angewiesen, in der er sich nicht zu behaupten verstand.

VII.

Sofia und Philippopel.

Der Unterschied zwischen beiden Städten. Der Konak in Philippopel und das fürstliche Schloſs in Sofia. Leibliche Verpflegung und geselliges Leben. Der Einfluſs des Fürsten auf die Entwicklung Sofias.

Der Wechsel der politischen Verhältnisse brachte es mit sich, daſs ich wiederholt meinen Aufenthalt ändern muſste und bald in Philippopel, bald in Sofia war. Beide Städte bieten reiche Gelegenheit zum Studium des neu-orientalischen Wesens und zur Vergleichung der erreichten Fortschritte.

Sofia nimmt jetzt schon in mehr als einer Beziehung unter den orientalischen Städten eine Ausnahmestellung ein. Auch in Philippopel hat man namentlich auf der nach dem Bahnhof führenden Straſse manche massive, an Europa erinnernde Häuser gebaut, aber der Fortschritt ist langsamer gewesen und besonders an den Regierungsgebäuden ist nur wenig von moderner Neuerung zu verspüren. Man nehme nur den Konak, der zuletzt Gavril Pascha Krestowitsch beherbergte und wiederholt dem Fürsten Alexander

zum Hauptquartier diente. Es ist wahr, daſs man hinter dem Konak recht artige Gartenanlagen gemacht hat, aber in welchem Zustande der Vernachlässigung befindet sich der Konak selbst! Wenn man in den geräumigen Vorhof tritt, so würde man glauben, einen riesigen Han, ein groſses orientalisches Karawanserai vor sich zu haben, nicht aber den Wohnsitz Seiner Exzellenz des auf fünf Jahre von den Groſsmächten garantierten Generalgouverneurs von Ostrumelien, dem diese Bürgschaft, beiläufig gesagt, nicht viel genützt hat. Wenn man nun gar in den Konak hineinkommt, so trifft man ein merkwürdiges Gemisch von anspruchsvollen modernen Möbeln, die in groſsen Sälen aufgestellt sind, deren armselige und ärmliche Ausstattung in schreiendem Gegensatz zu den vergoldeten, seideüberzogenen Sofas und Stühlen steht, zu denen man übrigens auch nur Seide dritter oder vierter Garnitur genommen hat. Nun haben die Ausstatter offenbar geglaubt, daſs damit der denkbar höchste Luxus erreicht sei und daſs zu thun nichts mehr übrig bleibe. Dem entsprechend hat man die Wände mit billigsten Papiertapeten beklebt, die Holzdecke einfach weiſs angepinselt, einige billige Vorhänge an den Fenstern angebracht und auſserdem für die künstliche Erwärmung dadurch Sorge getragen, daſs man schwarze Ofenröhren auf möglichst langem Wege durch den Saal führte, was sehr praktisch, aber minder schön ist. Aus den Fenstern hat man die unmittelbare Aussicht auf ein unglaublich verwildertes Stück Land, das, wie versichert wird, ein Gemüsegarten sein soll und in dem auch

in der That eine Menge struppigen Gesträuchs wuchert. Fast hätte ich den Teppich vergessen, der den Boden des ganzen Saales ausfüllt; und das wäre schade gewesen, denn dieser Teppich hat seine eigene Geschichte und war seinerzeit die Ursache politischer Verwicklungen. Als nämlich Aleko Pascha einmal eine Urlaubsreise unternommen hatte, brachte er diesen Teppich nach Philippopel mit und schmückte mit ihm besagten Saal. Dagegen hatten die Bulgaren nichts einzuwenden, aber das Ding nahm ein anderes Aussehen an, als Aleko verlangte, dafs die Provinz den Teppich bezahlen solle. Der Finanzausschufs erklärte, ein solcher Teppich sei für Aleko Pascha viel zu schade, und verweigerte die Zahlung. Aleko, der sonst fünf gern gerade sein liefs, geriet darob in grofsen Zorn, setzte den Finanzdirektor ab und begab sich auf die Suche nach einem neuen. Endlich fand man einen solchen, dessen ganzes politisches und finanzielles Programm darin bestand, dafs er sich zur Zahlung des Teppichs bereit erklärte.

Der Fremde, der ahnungslos nach Philippopel kommt, mufs sich darauf vorbereiten, dafs ihm europäische Genüsse nur kärglich zugemessen werden. Die „Hotels“ sind auf das denkbar einfachste eingerichtet, und die verschiedenen Verpflegungsanstalten besitzen Köche, die offenbar eine Kochakademie gar nicht oder nur mit ganz unmerklichem Erfolge besucht haben. Glücklicherweise giebt es aber Rohstoffe, an denen selbst sie nichts verderben können. Als Merkwürdigkeit, die in Deutschland vielfachen Neid erregen dürfte, sei hier angeführt, dafs Rebhühner in

Philippopel zu dem Geflügel gehören, das selbst ein armer Mann, wenn er sonst will, täglich in seinem Topf haben kann. Immerhin ist eine Besserung gegen früher auch hier unverkennbar, und wenn man auch auf Bequemlichkeit verzichten und in Bezug auf Reinlichkeit beide Augen zudrücken muſs, so kommt man doch nicht in die Gefahr des Verhungerns, wie sich das in frühern Jahren selbst in Städten wie Tirnova noch recht wohl für einen Europäer ereignen konnte.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Sofia, wo seit dem Regierungsantritt des Fürsten Alexander eine fast ganz europäische Stadt entstanden ist. Die Altstadt freilich sieht noch immer recht orientalisch aus, das neue Viertel aber hat groſse Ähnlichkeit mit einer europäischen Villenstadt. Das fürstliche Schloſs, die Ministerien, die hübschen und geschmackvollen Bauten einiger Generalkonsulate — das deutsche ist äuſserst einfach untergebracht —, moderne Gasthöfe, unter denen das Hotel de Bulgarie selbst den Ansprüchen einer europäischen Groſsstadt genügen würde, das alles läſst beinahe vergessen, daſs man sich von den Mittelpunkten der Zivilisation in einiger Entfernung befindet. Auch für die leibliche Verpflegung ist im ganzen gut gesorgt, und wer sich den Verhältnissen anzupassen versteht, hat wirklich keinen Grund zur Klage. Schon in Philippopel fand man den Vortrab des seinen Siegeszug durch die Welt haltenden Bieres, hier aber ist das Hauptheer bereits eingerückt und es ist nicht nur kein Mangel an Bierquellen, sondern auch nicht an solchen, die recht

trinkbaren Stoff liefern. Nicht nur für leibliche Verpflegung, sondern auch für geselligen Verkehr bildet aber den Mittelpunkt eine seit etwa einem Jahre bestehende neue Errungenschaft, der „Union-Klub", dem das diplomatische und Konsularcorps, hohe Beamte, wie überhaupt wohl die Mehrzahl aller hier lebenden eine ausgezeichnete Stellung einnehmenden Persönlichkeiten angehört. Daſs der Klub dem vorübergehend sich hier aufhaltenden Fremden gastlich seine Pforten öffnet und ihn an allen gebotenen Annehmlichkeiten, als liebenswürdige Geselligkeit, vorzügliche Verpflegung, Lektüre zahlreicher Zeitungen und Zeitschriften, teilnehmen läſst, trägt nicht wenig dazu bei, den Aufenthalt in Sofia zu einem sehr erträglichen zu machen und das Gefühl kaum aufkommen zu lassen, daſs man sich im Grunde doch „weit hinten in der Türkei" befindet. Allem Anschein nach ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo man sich auf breitem, sauberem Bürgersteig wird nach dem Klub begeben können, und ist das erst einmal erreicht, so wird man hier von den orientalischen Unbequemlichkeiten kaum noch etwas bemerken und sich einbilden können, in einer recht angenehmen europäischen Stadt mittleren Ranges zu wohnen.

Das Bestreben, zu modernisieren, ein Begriff, der sich nicht immer, gewiſs aber hier mit Verbessern deckt, zeigt sich in der ganzen Neustadt, und so haben wir auch schon einen öffentlichen, sehr hübsch angelegten Garten mit Militärkonzert, Ruhebänken und andern, dem Orient sonst unbekannten Einrichtungen, die zuerst, wie erzählt wird,

den Beifall der Bulgaren nur in geringem Maſse fanden, später aber auch von ihnen nach Verdienst gewürdigt wurden. Was diesen Teil Sofias besonders kennzeichnet und ihm ein anderes Gepräge giebt, ist der sogleich ins Auge fallende Umstand, daſs alle diese Anlagen nach einem festen, wohlüberlegten Plane entstanden sind und zusammen ein einheitliches Ganze bilden. Gewissermaſsen als Hintergrund zu den Gartenanlagen erhebt sich das fürstliche Schloſs, das, von Konstantinopel abgesehen, im ganzen Orient seinesgleichen nicht findet. Nicht als ob es von auſserordentlicher Gröſse oder anspruchsvoll und überladen gebaut wäre, sondern weil es, einfach aber doch vornehm gehalten, ganz genau dem Zwecke entspricht, zu dem es errichtet wurde. Das Schloſs ist einmal ein würdiger Wohnsitz für den Herrscher des Landes, sodann aber ein Schmuck der Stadt und endlich ein Vorbild, das, wie man sich aus manchen Nachahmungen im kleinen überzeugen kann, nicht ohne Einwirkung geblieben ist. Etwa drei Millionen Franken hat der Bau gekostet, eine Summe, die der bulgarischen Nationalversammlung während der zweijährigen Bauzeit als sehr übertrieben erschien und zu vielen Klagen Anlaſs gab. Die letzten Baukosten wurden nur sehr widerwillig herausgerückt, und die ungünstige Stimmung änderte sich erst, als der Bau beendet war und der Fürst die ganze Nationalversammlung zu einem Feste in seinem neuen Palaste einladen konnte. Es scheint, daſs die Abgeordneten zuerst der Ansicht gewesen waren, es sei rein unmöglich, drei Millionen in einen einzigen Palast hinein-

zubauen, und es bedurfte bei ihnen eines augenscheinlichen Beweises, um sie zu überzeugen, daſs ihr Geld nicht weggeworfen war. Dieser Beweis gelang nun aber auf das vollständigste und die Deputierten zeigten sich aufs äuſserste erstaunt, etwas zu sehen, wovon sie nie eine Ahnung gehabt hatten. Daſs dieses Schloſs etwas ganz anderes war, als die alten Konaks der Paschas, die ihnen früher als der Inbegriff von Luxus und Reichtum erschienen waren, drängte sich sofort ihrem Verständnis auf und ihr Stolz wurde angenehm erregt, indem sie sich sagten, daſs sie es seien, die dem Fürsten diese für bulgarische Verhältnisse ganz unerhörte Wohnung geschaffen hatten. Seitdem haben die Klagen über Verschwendung beim Schloſsbau ganz aufgehört und wenige Bulgaren würden sich finden, die den Bau und seine Kosten, wenn sie es könnten, rückgängig machen würden. Was auf sie hauptsächlich einwirkte, war der Gesamteindruck; was den europäischen Besucher vornehmlich an dem Baue interessiert, ist das stetig hervortretende Bestreben, gediegene Einfachheit mit vornehmem Geschmack zu verbinden. Mit ungemessenen Mitteln ist es leicht, Wunderpaläste aus der Erde erstehen zu lassen; bei beschränkten Krediten stilvoll und vornehm zu bauen wird selten so gelingen, wie hier. Die Zahl der eigentlichen Prunkgemächer ist nur gering, in ihnen aber ist an Ausstattung niemals gespart worden, und obgleich alle Überladung vermieden, wirken sie doch reich und prächtig. Die übrigen Säle und Zimmer sind mehr auf angenehme Wohnlichkeit berechnet und sie erreichen ihren Zweck aufs

vollkommenste. Namentlich das im reinsten altdeutschen Stil eingerichtete Arbeitszimmer des Fürsten, der Speisesaal und der sogenannte „bulgarische Saal" mit bulgarischen Waffen und Trophäen sind mit vollendetem Geschmack ausgestattet und würden jedem Königsschloſs zur Zierde gereichen. Eine Reihe anderer Gemächer ist noch gar nicht oder doch nur wenig ausgestattet; sie harren der Prinzessin, die Fürst Alexander einst nach Sofia heimführen wird.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man die breiten Marmorstufen des monumentalen Hauptaufganges hinaufschreitet und sich dann an den unglücklichen Konak in Philippopel erinnert. Bulgarien und Ostrumelien erhielten zu gleicher Zeit das Recht der freien Selbstbestimmung; in beiden Ländern wurden Fortschritte verwirklicht: wenn aber Ostrumelien den orientalischen Anstrich beibehielt und Bulgarien wenigstens in seiner Hauptstadt einen Riesenschritt zu europäischem Wesen machte, so wird man den Grund wohl nur darin finden können, daſs das eine Land, Ostrumelien, auf sich selbst angewiesen blieb, während Bulgarien von einem europäischen Fürsten eine kraftvolle Anregung zu europäischem Schaffen erhielt. Daſs dieser Fürst ein Deutscher ist und daſs mit ihm zugleich nicht nur europäisches, sondern sehr viel deutsches Wesen hier eingezogen, ist ein Umstand, den, wie ich glaube, gerade wir Deutschen nicht vergessen sollten.

VIII.

Das Eintreten Serbiens in die Handlung.

Serbiens feindliche Absichten gegen Bulgarien zeichnen sich immer deutlicher ab. Weigerung König Milans, einen Brief des Fürsten Alexander anzunehmen. Die Streichung des Fürsten aus der russischen Armeeliste. Eine verfehlte Maßregel. Die Muhamedaner Bulgariens stellen sich dem Fürsten Alexander zum Kriege gegen Serbien zur Verfügung. Serbische Grenzverletzungen. Die Kriegserklärung.

Die Wage, in der Bulgariens Geschicke auf der Konferenz gewogen wurden, stieg bald zu Bulgariens Gunsten, bald sank sie wieder jäh nach unten. Da that sich etwa Mitte Oktober ein neuer Faktor auf, mit dem, wenigstens in Bulgarien, niemand gerechnet hatte: Serbien, dessen Klagen über Störung des Gleichgewichts auf der Balkanhalbinsel bisher nur eine Drohung gegen die Türkei zu bedeuten schienen, machte eine schroffe Schwenkung und erklärte, dieses Gleichgewicht jetzt gegen Bulgarien herstellen zu wollen. Es ließ den Mächten mitteilen, daß ihm die Verhandlungen der Konferenz zu lange dauerten und daß es entschlossen sei, auf eigene Faust die Bulgaren zur Achtung des Berliner Friedens zu zwingen. Einige

Mächte suchten diesen Übereifer durch diplomatische Vorstellungen zu dämpfen — und ich glaube, daſs Deutschland zu diesen gehörte —, anderen aber schien es nicht zu miſsfallen, daſs Serbien sich die Rolle des europäischen Gendarmen anmaſste. Nur in Bulgarien weigerte man sich zu glauben, daſs Serbien wirklich in allem Ernste sich mit der Absicht eines Bruderkrieges trage, und als die serbischen Truppenzusammenziehungen an der bulgarischen Grenze denn doch gar zu bedrohlich wurden, kam bei den Bulgaren kein anderer Gedanke auf, als der, daſs dieses „Miſsverständnis“ unter allen Umständen beseitigt werden müsse. Fürst Alexander selbst war der Ansicht, daſs sich das durch offene und ehrliche Aussprache leicht werde erreichen lassen, und er schrieb deshalb an König Milan einen eigenhändigen Brief, mit dessen Überbringung der frühere Justizminister Grekoff beauftragt wurde. Gleichzeitig wurde König Milan telegraphisch davon benachrichtigt, daſs Grekoff sich mit diesem Briefe sofort in sein Hauptquartier Nisch begeben werde. Auf gleichfalls telegraphischem Wege erfolgte die unvermutetste aller Antworten: König Milan weigerte sich, den Brief des Fürsten Alexander auch nur anzunehmen, und um diese Beleidigung noch zu erhöhen, wurde das serbische Telegramm gegen jeden Gebrauch unchiffriert aufgegeben. Die serbischen Offiziösen aber erklärten gleichzeitig, daſs die Annahme des Briefes verweigert worden sei, weil derselbe ja doch nur den Vorschlag zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Türkei enthalten könne. König Milan sei aber viel zu vertragstreu, um sich

auf solche Abenteuer einzulassen und überhaupt zu vornehm, um mit der revolutionären Politik Bulgariens Hand in Hand marschieren zu können. Nun war es, wie durch spätere Veröffentlichung bewiesen wurde, freilich nicht wahr, dafs der Brief ein gemeinsames Vorgehen gegen die Türkei vorgeschlagen habe, aber das unerhörte Verfahren König Milans, der den Inhalt eines Briefes kennen wollte, ohne ihn gelesen zu haben, zeigte doch zu deutlich den bösen Willen Serbiens, als dafs Fürst Alexander nicht gezwungen gewesen wäre, Vorsichtsmafsregeln zu ergreifen. Einige Bataillone erhielten dem entsprechend Befehl, nach Bulgarien und der serbischen Grenze abzugehen, die bulgarische Landwehr wurde zu den Fahnen berufen und die Befestigung der Sofia deckenden Stellung bei Sliwnitza angeordnet. Gleichzeitig erhielt Fürst Alexander eine unerwartete Hilfe: die Muhamedaner in Ostbulgarien, in der Gegend von Schumla und Varna, erklärten sich aus freien Stücken bereit, für den Fürsten die Waffen zu ergreifen und ein Corps von 6000 Freiwilligen zum Kampfe gegen Serbien zu stellen und auf eigene Kosten auszurüsten. Diese Nachricht, die Belohnung der menschenfreundlichen und versöhnlichen Politik des Fürsten Alexander, machte einen ungeheuren Eindruck! Man konnte da recht deutlich sehen, wie tief das Andenken an die Herrschaft des Krummsäbels und das Ansehen türkischer Kriegstüchtigkeit bei den Bulgaren noch eingegraben war. So wertvoll die materielle Hilfe ihnen erschien, so war doch der moralische Eindruck noch viel gröfser. Ein bulgarischer Soldat fand hierfür eine in ihrer

Schlichtheit sehr bezeichnende Formel: „Jetzt ist der Frieden gesichert", so sagte er mir, „denn wie könnten die Serben es wagen, uns anzugreifen, wenn die Türken mit uns sind?" Die günstige Stimmung für die Türken wurde immer wärmer und wärmer.

Um ihr einen unglaublichen Aufschwung zu geben, bedurfte es nur noch eines Gegensatzes; und dieser sollte von den Russen geliefert werden. Am 7. November, in dem Augenblicke, wo Bulgarien, von ganz Europa angefeindet, seine Grenzen in Ost und Süd und West bedroht sah, traf aus Petersburg die Meldung ein, daſs Zar Alexander III. durch Armeebefehl den Fürsten Alexander von Bulgarien, russischen General und Chef des 13. Schützenbataillons, aus der Liste der russischen Armee gestrichen habe. Auf diese von äuſserster persönlicher Feindseligkeit getragene Maſsregel, die wohl nur das eine bezwecken konnte, den Fürsten Alexander mit seinem Volke ganz und gar zu entzweien, hatte man offenbar in Petersburg die gröſsten Hoffnungen gesetzt. Man glaubte, daſs sie auf die Bulgaren eine niederschmetternde Wirkung ausüben würde, — und man hatte sich abermals, wie in der Offizierfrage, gründlich getäuscht, denn nicht Furcht und Bestürzung folgten diesem Ausbruche kaiserlichen Unwillens, sondern eine ganz allgemeine Entrüstung. Jeder Bulgar fühlte sich selbst im Fürsten getroffen und beleidigt, und damals hörte ich zum erstenmale aus bulgarischem Munde den Ausruf: „Lieber türkisch, als russisch!" Der in einem Augenblicke aufwallenden Zornes von Kaiser Alexander III. gegen den

Rat seiner Minister Giers und Obrutscheff gegebene Befehl hat gewaltig zur Ausbreitung der türkischen Sympathien beigetragen. Am ruhigsten von allen blieb Fürst Alexander selbst und er wies alle Vorschläge zu heftigen Entgegnungen zurück. Die einen hatten gewollt, daſs er ein Manifest an das Volk erlasse, andere, daſs die noch jetzt in den bulgarischen Kirchen für den Zaren allsonntäglich gesprochenen Gebete eingestellt würden, noch andere hatten zur Zurücksendung der russischen Orden geraten: welch letzterer Vorschlag übrigens fallen gelassen wurde mit Hinblick darauf, daſs eine solche Antwort nach der kurz vorher stattgehabten Ordensgeschichte des spanischen Generals Salamanca, der einen preuſsischen Orden wegen des Karolinenstreites zurückgesandt hatte, reinweg unmöglich sei, wenn der Fürst nicht Gefahr laufen wolle, in allen Witzblättern Arm in Arm mit Salamanca zu erscheinen. Wenn Fürst Alexander die ihm zugefügte Beleidigung ohne Entgegnung lieſs, so geschah es, weil er die Interessen seines Landes über seine persönlichen Gefühle stellte und Ruſsland keinen Vorwand zu einem bewaffneten Einschreiten geben wollte. Empfunden hat er es allerdings, namentlich wenn er an die gütige und väterliche Weise zurückdachte, mit der Kaiser Alexander II. ihm immer begegnet war; es fehlte ihm aber auch nicht an einer Genugthuung, und diese bestand darin, daſs die Bulgaren trotz und wegen der Beleidigung nur noch fester zu ihm standen und daſs Deutschland und Oesterreich einen von Ruſsland gestellten Antrag, ihn auch aus diesen Armeen

zu entfernen, auf das entschiedenste ablehnten. Das Übermaſs der Verfolgung, welches sich in dieser Maſsregel kundthat, fand allgemeine Miſsbilligung, und damals regte sich zum erstenmale für den jungen Fürsten ein starker Zug der Sympathie in der öffentlichen Meinung, die ihm später bis zum Schluſs als seine beste und nicht machtlose Freundin treu geblieben ist.

Vielleicht faſste Serbien die Streichung des Fürsten Alexander aus der russischen Armee als eine Ermutigung seiner feindlichen Absichten gegen Bulgarien auf; jedenfalls begannen am 10. November eine Anzahl Grenzverletzungen, die den offenbaren Zweck hatten, die Bulgaren herauszufordern und so einen Zusammenstoſs, einen casus belli herbeizuführen. Von Trn, Köstendil, Zaribrod kamen in ununterbrochener Folge Depeschen der bulgarischen Vorpostenkommandanten, die meldeten, daſs serbische Truppenabteilungen bald hier bald dort die Grenze überschritten und auf die Bulgaren gefeuert hatten. Fürst Alexander, der sich in Philippopel befand, sandte sofort strengsten Befehl, unter keinen Umständen auf die serbischen Herausforderungen zu antworten und nur etwaige förmliche Angriffe abzuwehren. Mit jeder Stunde spitzte sich die Lage mehr zu, und am 13. ging in Philippopel ein Telegramm ein, des Inhalts, daſs die Serben auf bulgarischem Gebiet Vorposten ausgestellt, sodann eine bulgarische Compagnie angegriffen hätten, dabei aber mit einem Verlust von acht Toten abgeschlagen worden seien. Gleichzeitig begann ein erbitterter Notenkrieg, in dem die Serben mit erstaunlicher

Dreistigkeit behaupteten, niemals bulgarisches Gebiet überschritten zu haben, vielmehr von den Bulgaren auf serbischem Gebiete angegriffen worden zu sein. Besser als durch alle diplomatischen Noten der Welt wird diese Behauptung wohl dadurch widerlegt, daſs die Bulgaren reinweg toll gewesen sein müſsten, wenn sie, die das höchste Interesse an der Erhaltung des Friedens hatten, Serbien durch Grenzverletzungen und andere Herausforderungen gereizt hätten.

Angesichts dieser Vorgänge schien die Möglichkeit fast ausgeschlossen, daſs der Frieden zwischen Serbien und Bulgarien erhalten werden könne. Fürst Alexander, seine Offiziere und seine Minister muſsten sich sagen und sagten sich auch, daſs Serbien mit aller Gewalt einen Vorwand zum Kriege suche; und dennoch, so sonderbar das scheinen mag: man glaubte nicht an den Krieg bis zum allerletzten Augenblick. Es schien den Bulgaren unmöglich, sich an den Gedanken eines so unnatürlichen und ungerechten Krieges zu gewöhnen, und zudem war man der Ansicht, daſs Serbien durch lauten Kriegslärm und anscheinende Kriegslust nur einen Druck auf die Entschlieſsungen der Mächte ausüben wolle. Noch am 13. November abends war ich im Regierungskonak bei Herrn Karaweloff und dieser sagte mir, man habe eben eine Depesche erhalten, der zufolge die serbische Armee eine Rechtsschwenkung in der Richtung auf Leskowatsch, also nach der türkischen Grenze zu, vorzunehmen scheine. „Hoffentlich“, so fügte er hinzu, „lassen sie uns jetzt doch noch in Ruhe.“ Mit dieser Hoffnung legte ich mich schlafen.

Um 3 Uhr nachts klopfte es laut an meine Thür. Erstaunt ob dieser nächtlichen Störung öffnete ich, noch halb schlaftrunken, und herein trat eine Ordonnanz und überreicht mir einen Zettel vom Hofmarschall von Riedesel mit folgendem lakonischen Inhalt: „Serbien hat den Krieg erklärt. Seine Hoheit reist sofort nach Sofia.“ In fünfzehn Minuten war ich im Konak; im Vorsaale begegnete ich Karaweloff, der ob der furchtbaren und unerwarteten Nachricht tief gebeugt und wie gebrochen schien.

— „Ça y est?“

— „Ça y est!“

Mehr sagte er nicht und ging in seine Stube, durch deren geöffnete Thüre ich die Vorbereitungen zur Abreise sehen konnte. Durch mit Einpacken beschäftigte, hin- und herlaufende Diener drang ich bis zum Hofmarschall von Riedesel vor, der seine kurze schriftliche Mitteilung auch nur dahin erweitern konnte, daſs der Krieg nicht nur erklärt sei, sondern daſs die Feindseligkeiten nach der serbischen Anzeige schon am 14. November früh 6 Uhr — also in zwei Stunden! — beginnen sollten. Der Fürst arbeite mit dem Stabschef Petroff; alle Truppen sollten mit äuſserster Schnelligkeit nach dem Kriegsschauplatz geworfen werden.

So rasch ich konnte, begab ich mich nach meinem Gasthause zurück, um auch meinerseits die Vorbereitungen zur Abreise nach Sofia und nach dem Kriegsschauplatze zu treffen. Ich packte meine Siebensachen, bestellte einen

Wagen mit vier kräftigen Pferden, und um sechs Uhr war ich reisefertig. Inzwischen hatte sich auch in der Stadt die Nachricht von der Kriegserklärung verbreitet, und im Nu waren die Straſsen mit Menschen angefüllt. Auf dem Hauptplatze der Stadt, gerade vor meinem Fenster, stand ein Bataillon des Alexanderregiments, bereit zum — Exerzieren auszurücken. Da bekam der Kommandeur, der zu Pferde vor dem Bataillon hielt, mit der Nachricht von der Kriegserklärung zugleich den Befehl, sein Bataillon so rasch als möglich nach dem Bahnhofe zu führen, um es nach Sarambey, der Endstation, verladen zu lassen. Mit wenigen Worten teilte er seinen Leuten diese Nachricht mit. Und was nun geschah, werde ich nie vergessen: mit jubelndem, nicht enden wollendem Hurrah wurden seine Worte begrüſst, die Gewehre wurden geschwenkt, die Kalpaks in die Luft geworfen, und eine wilde, fast möchte ich sagen barbarische Freude leuchtete aus allen Gesichtern. „Abtreten, das Gepäck holen und rasch wiederkommen!“ ertönte das Kommando, und lachend, schreiend, sich überstürzend stürmten die Leute ihren Quartieren zu, so daſs ich wirklich glaubte, sie würden die Häuser umrennen. Und keine zwanzig Minuten waren vergangen, da waren sie wieder alle zur Stelle, marschfertig mit vollem Gepäck, manche noch atemlos von dem schnellen Lauf. Jeder hatte Zeit gefunden, an seinen Kalpak, in seinen Gewehrlauf eine Blume, einen grünen Zweig zu stecken; festlich geschmückt und voller Begeisterung standen sie da — und es war ein bedrückendes, fast

beängstigendes Gefühl, wenn man daran dachte, wie groſs die Wahrscheinlichkeit war, daſs die Freude sich nur allzubald in Leid verwandeln könne. Über eines aber war ich mir klar: diese Leute werden sich so vorzüglich schlagen, wie sich nur selten eine Truppe geschlagen hat.

IX.

Vor dem Gewitter.

Der Marsch des bulgarischen Heeres zum Kriegsschauplatz. Die vorteilhafte Stellung und günstige Beurteilung der serbischen Armee. Nochmals die Diplomatie.

Es klingt so einfach, wenn man sagt: „Fürst Alexander erteilte Befehl, alle Truppen nach der serbischen Grenze zu werfen", aber wenn man sich damals an Ort und Stelle befand, so sah man vor der Ausführung dieses Befehls sich einen Berg von Schwierigkeiten auftürmen, vor dem einem himmelangst und bange werden konnte. Würde der unerfahrene bulgarische Generalstab es verstehen, diesen gewaltigen Frontwechsel vorzunehmen, ohne daſs die allerärgste Unordnung einriſs? Hatte man eine Sicherheit dafür, daſs das bulgarische Heer, das auf einer einzigen Straſse marschieren muſste, auch überall Unterhalt finden würde? War zu hoffen, daſs die in Massen nach der türkischen Grenze gebrachte Munition nun rechtzeitig dorthin geschafft werden könne, wo sie jetzt nötig war? Würden die paar westlich von Sofia stehenden Bataillone den Feind solange aufhalten können, bis das Hauptheer

aus Ostrumelien ankam? Alle diese Fragen legte man sich angstvoll vor, und die Antwort lautete nicht sehr zuversichtlich. Zunächst stand den Bulgaren zur Truppenbeförderung die Eisenbahn von Tirnowa-Semenli (türkische Grenze) bis Sarambey zur Verfügung, aber wie dürftig war das vorhandene Betriebsmaterial! Als die Bulgaren nach dem Aufstande in Philippopel recht unnötigerweise den Bahnverkehr nach der Türkei durch Sprengung einer Brücke bei Mustapha-Pascha unterbrochen hatten, blieben an rollendem Material nur fünf Lokomotiven mit einer entsprechenden Anzahl Wagen auf der ostrumelischen Bahnstrecke zurück. Diese fünf Lokomotiven, die bei voller Beladung nur 20—25 km in der Stunde zurücklegen konnten, hatten den gesamten Aufmarsch der bulgarischen Armee nach der türkischen Grenze vermitteln müssen, waren wochenlang ohne Unterbrechung unter Dampf geblieben und hatten dadurch ziemlich stark gelitten. An eine gründliche Ausbesserung derselben war nicht zu denken gewesen, da die Reparaturwerkstätten sich in Adrianopel befanden, und so hatte man sich damit begnügt, sie, wie ein Bahningenieur mir sagte, notdürftig mit Ofenblech auszuflicken. Und nun wurde diesen unglücklichen Invaliden noch einmal eine wahre Gewaltleistung zugemutet! Ein einziger Unfall bei einer dieser lebensgefährlichen Maschinen hätte die ganze Truppenverschiebung auf schwer zu berechnende Zeit aufhalten können, und es ist als ein wahres Glück zu bezeichnen, daſs nichts dergleichen eintrat.

Nun begann aber erst bei Sarambey die eigentliche Schwierigkeit, denn hier hörte, dank der in dieser Angelegenheit bewährten sträflichen Nachlässigkeit der Bulgaren, die Eisenbahn auf, und die Truppen mufsten einen Fufsmarsch ausführen, der bis Sliwnitza nicht weniger als 120 km betrug und auf dem noch dazu zwischen Wetren und Ichtiman der Balkan überschritten werden mufste. Dahingegen hatten die Serben von der Grenze bis Sliwnitza kaum 40 km zurückzulegen, ein Vorteil, der, wie man befürchtete, durch die wenig zahlreichen Verteidigungstruppen zwischen Sliwnitza und der Grenze nicht ausgeglichen werden konnte. Es kam noch hinzu, dafs die bulgarischen Truppen wegen des Mangels an Eisenbahnmaterial nur allmählich in Sarambey, und somit auch nur allmählich auf dem Kriegsschauplatze anlangen konnten. Auch schlechtes Wetter stellte sich noch ein, um dem ohne Vorbereitung überfallenen Lande die Verteidigung in fast hoffnungsloser Weise zu erschweren.

Ich habe niemals recht in Erfahrung bringen können, welche Anordnungen von der oberen Heeresleitung für den Anmarsch von Sarambey bis Sliwnitza getroffen worden sind, ja ich bin sogar in Zweifel, ob derartige, die Einzelheiten, wie Marschetappen und Verpflegung, betreffende Weisungen überhaupt ergangen sind. Die Truppen, sobald sie in Sarambey ankamen, fanden nur den Befehl vor, sich in denkbar gröfster Eile auf den Kriegsschauplatz zu begeben, und den Regiments- und Bataillonsführern blieb es überlassen, das und auch

die Verpflegung der Truppen nach bestem Wissen und Können auszuführen.

Nun galt es aber auch zugleich für den Unterhalt der Armee, wenn diese ihre Vereinigung überhaupt noch bei Sliwnitza bewerkstelligen sollte, Sorge zu tragen, und für diesen wichtigen Dienst wurde ein ähnliches System befolgt: man requirierte im ganzen Lande Wagen, belud sie und sagte dann den Führern: „Geht zur Armee.“ Und aus allen Gegenden des Landes zottelten die Ochsenwagen los, meist ohne militärische Bedeckung oder Führung, und in erstaunlich kurzer Zeit — kamen sie an! Es versteht sich von selbst, daſs ein solches System in einem groſsen Kriege, der gewaltige Heeresmassen in Bewegung setzt und weite Landgebiete umfaſst, unausführbar sein würde; auch hier hatte es seine Miſsstände, und wenn diese sich weniger bemerkbar machten, so war das dem wirklich aufopfernden Eifer der Bauern zuzuschreiben, die keine Anstrengungen und Entbehrungen scheuten, um die ihnen gegebenen Weisungen gut auszuführen. Man hat nicht verfehlt, den Bulgaren ob dieses reglementwidrigen Transportdienstes Vorwürfe zu machen und die Abwesenheit jedes geregelten Armeefuhrwesens zu beklagen: gewiſs mit Recht; aber auch die Bulgaren haben eine gute Entschuldigung für sich, wenn sie sagen, daſs dort, wo nichts ist, auch der Kaiser sein Recht verliert.

Um es aber mit einem Worte zu sagen: die Lage sah für Bulgarien äuſserst schlecht aus, denn die Serben hatten,

noch bevor sie einen einzigen Schuſs thaten, schon dadurch einen ungeheuren Vorteil errungen, daſs ihr strategischer Aufmarsch an der Grenze bereits vollendet war, als der bulgarische erst, und noch dazu unter schwierigen Verhältnissen, anfing. Die Serben konnten demgemäſs ihren Feldzugsplan ohne Besorgnis vor feindlichen Offensivstöſsen den Bulgaren auferlegen, jede Überraschung war für sie ausgeschlossen, und es war eine klare, unabwendbare Notwendigkeit, daſs sie zu Anfang des Krieges Sieger sein muſsten. Aus der Aufstellung ihres Heeres lieſs sich auf den Angriffsplan mit groſser Sicherheit schlieſsen. Die Timokdivision unter General Leschjanin stand auf dem äuſsersten linken Flügel und bedrohte Widdin, die vier anderen Divisionen hatten unter persönlichem Oberbefehl des Königs Milan auf der Linie Pirot-Vlassina Stellung genommen. Aus dieser Kräfteverteilung ergab sich ganz von selbst, daſs Sofia das eigentliche Ziel des Angriffs war und daſs der Anmarsch Leschjanins auf Widdin vielleicht mehr politische als militärische Bedeutung hatte: hatten die Serben doch schon lange den Besitz dieser Stadt angestrebt, und wäre Leschjanin nun in die Stadt eingezogen, so hätten die Serben bei den späteren Friedensverhandlungen als beati possidentes auftreten können. Bulgarischerseits erkannte man das vollständig, und in der festen Überzeugung, daſs die eigentliche Entscheidung vor Sofia fallen müsse, sammelte man dort die Hauptmacht und begnügte sich, ein einziges Linienbataillon nach Widdin zu schicken, zu dem noch mehrere Landwehrbataillone und endlich die

muhamedanischen Freiwilligen stiefsen, deren aus freien Stücken angebotene Dienste der Fürst angenommen hatte.

Aufser den erwähnten strategischen schien aber das serbische Heer noch andere Vorteile vor dem bulgarischen voraus zu haben. Denn während letzteres erst seit wenigen Jahren bestand und noch dazu im Augenblicke der Mobilmachung sämtlicher höheren Offiziere beraubt worden war, bildete das serbische Heer einen seit langen Jahren wohlgebildeten Organismus, besafs Offiziere, die wissenschaftliche, moderne Studien gemacht und auch auf Schlachtfeldern Erfahrungen gesammelt hatten. Man sprach in Europa mit Achtung von dem serbischen Heere und seinem Offiziercorps, alle Berichte, die man aus Belgrad bekam, lauteten günstig, und es war eine Thatsache, dafs die serbische Mobilmachung sich mit grofser Ordnung und Regelmäfsigkeit vollzogen hatte. Ich selbst hatte Belgrad auf meiner Orientreise nur sehr flüchtig berührt, aber ich gestehe, dafs auch mir das wenige, was ich von der serbischen Armee gesehen, recht gut gefallen hatte. Die Leute waren sehr gut angezogen, bewegten sich ganz soldatisch; ihre Bewaffnung stand mit der bulgarischen auf gleicher Höhe, und wenn ihre Artillerie — meist alte Vorderlader — auch schlechter war, als die bulgarische, so wurde das wieder dadurch gut gemacht, dafs sie über viermal soviel Kanonen verfügten. Was die Stärke der fünf serbischen Felddivisionen betrifft, so ist die einer jeden Division gewifs auf 12 000 Mann, also des ganzen Heeres auf 60 000 Mann zu veranschlagen, wozu noch Reserveformationen hinzu-

traten, die etwa 10—15 000 Mann betragen haben dürften. Am ersten Tage der Kriegserklärung verfügten also die Serben über mindestens 70 000 Mann, die schlagfertig an der Grenze standen und denen die Bulgaren auf der fast 300 km langen Strecke nur 15—16 000 Mann entgegenstellen konnten.

Inzwischen hatte sich die diplomatische Lage folgendermaſsen gestaltet: Die Botschafterkonferenz stand im Begriffe, dem Fürsten Alexander durch die Türkei die Aufforderung zukommen zu lassen, sofort mit seiner Person und seinem Heere Ostrumelien zu räumen und die Provinz einem türkischen auſserordentlichen Abgesandten zu übergeben, der alsdann vorläufig die Regierung übernehmen sollte. Bevor diese Aufforderung überreicht werden konnte, hatte die Kriegserklärung Serbiens erwirkt, was den Mächten niemals auf friedlichem Wege gelungen wäre: Fürst Alexander hatte mit seinem Heere Ostrumelien verlassen, und er konnte dem Sultan melden, daſs er aus freien Stücken gethan habe, was der Hohen Pforte und den Mächten so wünschenswert schien. Vielleicht in dem Bestreben, nichts Halbes zu thun und die Wünsche der Mächte noch über Verlangen zu erfüllen, hatte der Fürst auch gleich fast alle rumelischen Truppen nach Bulgarien mitgenommen, so daſs jetzt türkische Truppen ohne ernsten Widerstand nach Philippopel hätten vordringen können; wohlbemerkt: türkische Truppen, denn ohne Truppen und Waffengewalt wäre auch jetzt der frühere Stand der Dinge nicht herzustellen gewesen. Da aber der Sultan nach wie

vor eine friedliche, unblutige Lösung wünschte, so blieben die Türken Gewehr bei Fuſs an der Grenze stehen, und auch die Bulgarien und seinem Fürsten feindlichen Mächte verhielten sich zuerst ziemlich ruhig und abwartend, da sie fest überzeugt waren, daſs die Serben den Bulgaren den „Groſsmachtskitzel“ schon austreiben würden.

Gleichzeitig fanden in ihrer Art sehr merkwürdige Verhandlungen zwischen der Türkei und den kriegführenden Teilen statt. Anfang November, als die serbischen Truppenzusammenziehungen an der bulgarischen Grenze einen bedenklichen Charakter annahmen, hatte der Groſsvezier eine Note nach Belgrad gerichtet, in welcher er der serbischen Regierung erklärte, daſs die Türkei einen Angriff auf Bulgarien, das einen Bestandteil des türkischen Reiches bilde, nicht dulden, sondern nötigenfalls mit Gewalt zurückweisen werde. Von dieser Note wurde der bulgarischen Regierung amtlich Kenntnis gegeben, und obgleich man sich in der bulgarischen Regierung niemals auf einen wirksamen Schutz durch die Türkei Rechnung gemacht hatte, so war es doch natürlich, daſs der Fürst nach Empfang der Kriegserklärung den Groſsvezier an die Einlösung des gegebenen Versprechens mahnte. Versprechen und Halten ist aber auch bei den Türken nicht immer dasselbe, und da nun auch gleichzeitig auf der Hohen Pforte ein Telegramm der serbischen Regierung eingelaufen war, in dem jedwede Absicht, türkische Rechte zu verletzen, in Abrede gestellt wurde, so antwortete der Groſsvezier dem Fürsten Alexander, daſs die Türkei, bevor sie Hülfe gewähre, zuerst

untersuchen müsse, wer von beiden Teilen eigentlich den Krieg angefangen habe. Serbien aber wurde geantwortet, daſs die Hohe Pforte mit Befriedigung von seiner Erklärung, keine türkischen Rechte verletzen zu wollen, Kenntnis genommen habe. Mit anderen Worten: die Türkei that nichts.

Hieraus ergab sich eine ganz schnurrige Lage mit allerhand völkerrechtlichen Neuerungen. Auf der einen Seite gestattete die Türkei, daſs Bulgarien, „partie intégrante de l'Empire Ottoman", von einer fremden Macht mit Krieg überzogen wurde, auf der anderen Seite konnte oder wollte die Türkei nicht hindern, daſs türkische Truppen — das waren die Rumelioten von rechtswegen — sich am Kampfe gegen Serbien beteiligten, ohne daſs Serbien dagegen etwas einzuwenden gehabt hätte. Schlieſslich sei noch der Mächte gedacht, die über Verletzung des Berliner Vertrags durch den ostrumelischen Aufstand so furchtbar aufgebracht waren, jetzt aber kaum ein Wort gelinden Vorwurfs gegen Serbien fanden, das gleichfalls im Begriff stand, den Berliner Vertrag zu verletzen, wie die Bulgaren es eben gethan hatten. Nur Kindern wird man einreden können, daſs die siegreichen Serben nach Rückgängigmachung der bulgarischen Vereinigung ruhig nach Hause gegangen wären und sich etwa mit einer Kriegsentschädigung in Geld begnügt hätten. Jedermann, also auch die Mächte wuſsten, daſs Serbien die bulgarischen Grenzbezirke begehre, also gleichfalls ein Attentat gegen den Berliner Frieden plane und auch ausführen werde; eine Aussicht, die nicht dazu

angethan war, die Mächte sonderlich zu erregen: si duo faciunt idem, non est idem.

Man sagt, daſs der Donner der Kanonen reinigend auf die Politik wirke, wie ein Gewitter auf die Luft. Nun wohl, um aus diesem Rattenkönig verwirrter und unerquicklicher Verhältnisse, unfaſsbarer Irrtümer und verlogener Heuchelei herauszukommen, bedurfte es „groſser Mittel“. Wir werden sehen, wie die Kanonen ihrer Aufgabe gerecht wurden.

X.

Das Vorspiel.

Serbische Siege und Siegesdepeschen. Die öffentliche Meinung. Fürst Alexander über die Aussichten des Krieges. Nach Sliwnitza!

„Die königlichen Truppen haben die bulgarischen Grenzen überschritten und die bulgarischen Vorposten an allen Punkten zurückgeworfen. Um 5 Uhr wurde Zaribrod besetzt. . . . Das Hauptquartier ist in Zaribrod. Die von unseren Truppen angegriffenen Stellungen von Dragoman sind von den Bulgaren geräumt . . . . Die Verschanzungen von Trn sind mit Sturm genommen, der Feind gänzlich geschlagen und Trn besetzt. Wir haben viele Gefangene gemacht. Ein bulgarisches Bataillon hat sich ergeben . . . . General Leschjanin hat zwischen Kula und Widdin eine Schlacht geliefert. Die geschlagenen und zerstreuten Bulgaren liefsen ihre Toten und Gefangenen auf dem Schlachtfelde. Wir machten 1000 Gefangene. Ein Bataillon bulgarischer Freiwilliger hat sich ergeben . . . . Die bulgarischen Truppen bei Widdin können als gänzlich aufgelöst, zerstreut und vernichtet betrachtet werden . . .

)ie königlichen Truppen setzen den Vormarsch auf der anzen Linie fort."

Diese Siegesdepeschen schleuderte Serbien in die Welt, während Fürst Alexander sich noch in Sofia und der gröfste Teil seiner Truppen sich noch in Ostrumelien befanden. Und es folgten andere, die von nicht minderer Siegeszuversicht zeugten: der Fall von Widdin sei nur eine Frage von Stunden, ja wahrscheinlich sei die Festung schon in Serbenhand; am 19. November werde König Milan in Sofia einziehen und dort den Frieden diktieren. Beförderungen und Ordensauszeichnungen regneten auf die Sieger in diesen ersten Schlachten.

Sehen wir uns einmal an, was es mit diesen männermordenden Schlachten für eine Bewandtnis hatte. Zunächst die Gefechte bei Trn-Vrapza-Bresnik, die von allen diesen Kämpfen die ernstesten waren. Es standen dort auf bulgarischer Seite zwei Linienbataillone, die durch Landwehren und freiwillige Abteilungen so verstärkt waren, dafs die Gesamtstärke auf 4—5000 Mann angenommen werden kann. Auch verfügte man über eine Kruppbatterie von acht Geschützen. Gegen dieses unansehnliche und noch dazu verzettelte Häuflein traten die Morawa- und Drinadivision in Thätigkeit, unterstützt von einer zahlreichen Artillerie. Trotzdem hielten die Bulgaren stand und zwangen die Serben zu vollständiger Entwicklung ihrer Kräfte; dann zogen sie sich langsam zurück, den Feind solange aufhaltend, dafs er erst am 18. November in Bresnik eintreffen konnte. Der Gesamtverlust der Bulgaren

dürfte in allen diesen Gefechten 3—400 Tote und Verwundete, sowie etwa 400 Gefangene betragen haben. Schlimmer war es, daſs auch die Kruppbatterie im Gebirge sich verfahren hatte und nach Unbrauchbarmachung der Geschütze im Stich gelassen werden muſste. Es war das ein schwerer Schlag für die bulgarische Armee, die ohnehin über wenige Kanonen verfügte.

Auf der zweiten Einmarschlinie — der Straſse Zaribrod-Sofia — fanden die Serben noch geringeren Widerstand, da sich in Zaribrod nur ein Bataillon Freiwilliger und eine halb aus regulären, halb aus irregulären Mannschaften zusammengesetzte Schwadron unter Befehl des Leutnants Slaweikoff befand. Diese Handvoll Leute, weit entfernt beim Anmarsch zweier Divisionen — der Schumadja- und Donaudivision — schleunigst die Flucht zu ergreifen, hielt so hartnäckig stand, daſs die Serben erst um 5 Uhr nachmittags in Zaribrod einrücken konnten. Slaweikoff erzählte mir später selbst, daſs die Serben auf jeden einzelnen seiner Leute nahezu eine Granate verschossen hätten, ehe er sich auf den Dragomanpaſs zurückzog. Auf diese Weise konnten die Serben den Paſs erst am 15. November angreifen, und auch hier wurde die Verteidigung nur hinhaltend geführt, da die aus Zaribrod zurückgeworfenen Bulgaren nur durch zwei Bataillone und zwei Batterien verstärkt worden waren. Es fand eine starke, namentlich von serbischer Seite mit groſser Munitionsverschwendung geführte Kanonade statt, ohne daſs es gelang, die Bulgaren aus ihren Stellungen zu vertreiben. Erst als der Kom-

mandant des Dragomanpasses gegen Abend die Nachricht erhielt, daſs der zehnfach überlegene Feind eine Umgehung vorbereite, gab er in der Nacht den Paſs auf und wich auf Sliwnitza zurück, so daſs die Serben am 16. früh über Dragoman in die Ebene von Sliwnitza einrücken konnten.

Ähnlich war es bei der dritten Einmarschkolonne, der Timokdivision des Generals Leschjanin. Seine groſse, zwischen Kula und Widdin gelieferte „Schlacht" beschränkte sich darauf, daſs er einige Landwehrbataillone und Freiwilligenabteilungen zurückgetrieben hatte. Weder die 1500 Mann Linientruppen, noch die türkischen Freiwilligenbataillone waren damals angekommen, und der Kommandant von Widdin, Hauptmann Usunoff, muſste froh sein, daſs diese zusammengewürfelten Truppen Leschjanin solange aufhielten, daſs, als er vor Widdin erschien, Linie und Türken zur Verteidigung der Festung bereit standen.

Die groſsen serbischen Siege mindern sich also, wenn sie auf das richtige Maſs gebracht werden, darauf hinab, daſs die Serben allerdings bei sämtlichen Einmarschkolonnen zum Teil nicht unerheblichen Terraingewinn erzielt hatten, was auf ihre Truppen natürlich einen vorteilhaften moralischen Einfluſs ausüben muſste. Wenn er der Siegestrunkenheit und Ruhmredigkeit des serbischen Generalstabes auch nur annähernd gleichgekommen wäre, so waren die Bulgaren verloren. Vorläufig stand die Sache aber noch so, daſs die Serben erst jetzt dort angekommen waren, wo die Bulgaren ihnen ernstlichen Widerstand

entgegensetzen konnten. Widdin, Bresnik und vor allem Sliwnitza, das waren die Orte, wo die orientalischen Piemontesen ihre Berechtigung zur Vorherrschaft am Balkan beweisen sollten.

Der Eindruck, den die serbische Kriegserklärung und die sofortige erfolgreiche Ergreifung der Offensive in Europa machte, war ein rührend einhelliger: alle Welt war überzeugt, daſs Bulgarien und Fürst Alexander verloren seien; und es läſst sich nicht in Abrede stellen, daſs die Dinge schlimm genug standen. Die Feinde des Fürsten triumphierten und sprachen mit Genugthuung von der Gerechtigkeit und dem weisen Walten der Weltgeschichte, die nicht gestatte, daſs eine so frevle That, wie die Verletzung des Berliner Friedens, ungesühnt bleibe. Bald werde Fürst Alexander, fern von Sofia, darüber nachdenken können, wie verwerflich es sei, Revolutionen anzustiften und noch dazu ohne Erlaubnis des Zaren. Ja, jede Schuld rächt sich auf Erden! Daſs der Fürst an der Revolution keine Schuld hatte, änderte an der Sache natürlich gar nichts. Und die bisher so stumme russische Partei erhob ihre Stimme und sprach zum Volke: „Da seht ihr, wohin dieser Unglücksmensch euch gebracht hat; da seht ihr, wie es geht, wenn man sich von Ruſsland abwendet!“ — Andere wieder bemitleideten aufrichtig den ritterlichen und liebenswürdigen Fürsten, den eine unglückliche Verkettung der Verhältnisse jetzt vom Throne stürzen sollte: nicht ohne Sang und Klang, aber doch voraussichtlich ohne Glanz und ohne Ruhm. Und bei noch

anderen bäumte sich das deutsche Gefühl dagegen auf, daſs in der Person des Fürsten Alexander Deutschland und die deutsche Armee einen Schlag ins Gesicht erhalten sollten.

Am kältesten und ruhigsten blieb der zumeist Beteiligte: Fürst Alexander. Unter den jubelnden Kundgebungen der Bevölkerung hatte er Philippopel verlassen, seine Reise nach Sofia war ein Triumphzug gewesen, in Sofia war er begeistert empfangen worden und hier — arbeitete er. Es galt, die Verteidigung des Landes zu organisieren, den militärischen Operationen Einheit zu geben, dem Lande Vertrauen einzuflöſsen. Nicht Worte, sondern Thaten muſsten beweisen, daſs Bulgariens Geschicke in zielbewuſster, fester Hand ruhten. So hatte auch des Fürsten Aufruf an seine Truppen nur folgenden kurzen Wortlaut:

„Unsere serbischen Brüder erklären uns den Krieg; anstatt uns zu helfen, wollen sie unser Vaterland zu Grunde richten. Soldaten! Zeigt, daſs ihr Mut habt, verteidigt eure Frauen und euren Herd, verfolgt den Feind, der uns feige und verräterisch angreift, bis zur völligen Vernichtung. Möge Gott uns den Sieg verleihen!“

Wie der Fürst über den Ausgang des Feldzuges dachte, ergiebt sich am besten aus einer Äuſserung, die er am 16. November gegenüber einem seiner Vertrauten that: „Ich beurteile“, so sagte er, „die Lage sehr kalt und ruhig. Beide Länder, Bulgarien und Serbien, sind ungefähr gleich groſs und können ungefähr dieselbe Kräfteanstrengung hervorbringen. Ich kenne aber das serbische und das

bulgarische Heer und ich weiſs, daſs das meinige besser ist, als das serbische. Gelingt es mir daher und lassen mir die Serben Zeit, ihnen mein ganzes Heer oder doch einen groſsen Teil rechtzeitig entgegenzustellen, so werde ich die Serben schlagen. Wenn nicht — dann ist alles verloren."

Gegen seine ursprüngliche Absicht war der Fürst am 15. und auch noch den Vormittag des 16. in Sofia geblieben, da sich bis dahin noch nicht recht absehen lieſs, an welcher Stelle seine Gegenwart am nötigsten sein würde. Zudem war es ja möglich, in wenigen Stunden auf den Kampfplatz zu eilen, sei es daſs der Hauptangriff sich auf der Straſse Pernik-Sofia oder Dragoman-Sofia entwickeln würde. Erst am 16. mittags lieſsen die eingehenden Nachrichten mit Sicherheit erkennen, daſs die Hauptmacht der Serben vor Sliwnitza stehe und daſs dort die Entscheidung fallen müsse. Sobald ich hiervon Kenntnis erhalten hatte, beschloſs ich sogleich, ebenfalls nach Sliwnitza zu gehen. Meinen eintägigen Aufenthalt in Sofia hatte ich dazu benutzt, mich für den Feldzug auszurüsten: ein Wagen und acht Pferde, die sowohl zum Fahren als zum Reiten benutzt werden konnten, waren bald beschafft, Kutscher und Diener angeworben, Mundvorräte angekauft, und nun konnte die Reise losgehen! So wenig die Lage angethan war, um zu Fröhlichkeit zu stimmen, so war ich doch hocherfreut, endlich festen Boden unter den Füſsen zu haben, d. h. nach Erledigung der verschiedenen Förmlichkeiten auf dem Wege zum Schlachtfelde und sicher zu sein, daſs ich den bevorstehenden kriegerischen Ereignissen als

Augenzeuge würde folgen können. Von der Fahrt nach Sliwnitza ist nicht viel zu sagen, und wenn man nicht hin und wieder einem Wagen mit aus dem Gefecht von Dragoman stammenden Verwundeten begegnet wäre, würde man durch nichts daran erinnert worden sein, daſs man sich in nächster Nähe des Gefechtsfeldes befand. Mehrfach lieſs ich halten, um zu hören, ob nicht Kanonendonner vernehmbar sei, aber nichts störte die Ruhe des Tages. Sonderbar, dachte ich mir: die Serben sind in aller Frühe in Dragoman eingetroffen, von da bis zu den Stellungen bei Sliwnitza ist nur ein kurzer Weg, weshalb bleiben sie wohl unthätig? Betrübt war ich hierüber nicht, denn ich wuſste, daſs jeder von den Serben so versäumte Tag für die Verteidiger von Sliwnitza einen Gewinn von 5000 Bajonetten bedeutete, deren sie nur zu sehr bedurften.

In Sliwnitza angekommen suchte ich mir zuerst ein Haus aus, wo ich mit meinen Leuten und Pferden bleiben konnte, dann lieſs ich sogleich zwei Pferde satteln und ritt mit einem Diener auf die befestigten Stellungen, die etwa 3 km vor dem Dorfe lagen. Soldaten wiesen mich nach einem kleinen Wäldchen am rückwärtigen Abhange der Höhen, wo sich das Hauptquartier des Majors Gutscheff, des Kommandanten der Stellungen, befinden sollte. Als ich dort erfuhr, daſs Gutscheff mit seinem Stabe nach den Stellungen geritten sei, um noch einmal vor Einbruch der Dunkelheit die Batterien zu besichtigen, folgte ich sogleich in der mir angegebenen Richtung, überall auf tiefe Schützen-

gräben stofsend, ohne mir aber wegen der einbrechenden Dunkelheit eine rechte Vorstellung von der Lage machen zu können. Endlich traf ich Gutscheff, stellte mich ihm vor, überreichte meine Beglaubigung, wurde sehr liebenswürdig aufgenommen und erfuhr, dafs die Serben den Tag benutzt hätten, um sich von den Strapazen der ersten zwei Gefechtstage auszuruhen. Während wir noch darüber sprachen, ertönte von rechts lauter, sich fortpflanzender Hurrahruf. Das konnte nur der Fürst sein, und im Galopp ging's ihm entgegen über den gefrorenen steinigen Sturzacker, auf dem man von Rechts wegen hätte Hals und Beine brechen müssen. In der That war das Hurrahrufen durch die Ankunft des Fürsten veranlafst worden, der, als er das Nahen des Stabes bemerkte, ihm entgegensprengte und von Gutscheff die Meldung über das Vorgefallene und die Meldung über die getroffenen Mafsregeln entgegennahm. Der Fürst war mit allen Vornahmen vollkommen einverstanden, aber nun kam die schwerwiegende Frage: „Also was haben Sie nun eigentlich?“ — „9 Bataillone, 32 Kanonen und etwa 2000 Freiwillige und Landwehren.“ — „Und drüben?“ — „Ich denke, dafs die Serben 24—30 000 Mann stark sein werden.“ — Diese Antwort war wenig tröstlich, namentlich wenn man die Länge der bulgarischen Verteidigungsstellung mit in Berechnung zog. Im günstigsten Falle waren also die Serben doppelt so stark als wir, und dabei waren in unsere Stärke noch die minderwertigen Landwehren und Freiwilligen eingerechnet. Verstärkungen waren aber vor dem Abende des nächsten Tages nicht zu

erwarten und ein ernstlicher Angriff stand morgen sicher bevor, da die Serben doch unmöglich noch länger der Ruhe pflegen konnten.

Langsam ritten wir nach Sliwnitza, wo der Fürst in einem Han sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, zurück, und als ich mich abends auf meinem harten Lager — denn von Matratzen oder Kissen war keine Rede — niederlegte, dachte ich an die armen Soldaten, die draufsen auf den Höhen erbärmlich frieren mufsten und von denen mancher morgen Abend nicht mehr sein würde.

XI.

Die Schlacht bei Sliwnitza.

Der erste Tag.

War am Vorabende das Wetter schon hart und unfreundlich gewesen, so sah es jetzt, am Morgen des 17. November, geradezu trostlos aus. Als ich früh 8 Uhr die Höhen hinaufritt, empfing mich eisig kalter Wind mit vereinzelten Regentropfen, die bald zu Schnee- und Eisflocken wurden und die Erde in kurzer Zeit mit einem nassen, weifslichen Überzuge bedeckten. Mein erster Gedanke war: Wie sollen die armen Truppen es aushalten, so ohne jedwede Bedachung schon den dritten Tag in den nassen und lehmigen Gräben zu liegen! Jetzt, wo noch Schnee und Regen hinzukam, schien das ganz unmöglich. Und je mehr man auf die Höhe kam, desto schneidender und eisiger wurde der Wind, so dafs man die Augen kaum zu öffnen vermochte. Ich ritt zunächst zu Gutscheffs Hauptquartier, das in einer kleinen Hütte bestand, die sonst den Hirten zur Unterkunft diente, oder auch vielleicht dem

Vieh, ein Punkt, über den ich mir nicht ganz klar geworden bin. Das „Palais Gutscheff“, wie man es nannte, hatte aber eine Eigenschaft, die es in der allgemeinen Achtung bedeutend hob: es war die einzige Behausung im Bereiche der ganzen Aufstellung, und nur besonders Bevorzugten war es gestattet, sich in ihm einige Minuten lang die erstarrten Glieder zu erwärmen. Dicht daneben lag noch ein kleiner Schuppen, in welchem der Feldtelegraph untergebracht war, im Palais selbst aber hauste Gutscheff und sein Generalstab. Als ich dort ankam, saſsen sie gerade vor der Thür der Hütte, sich an einem spärlichen Feuer Hände und Füſse wärmend. „Giebt's etwas Neues?“ — „Nein; wir erwarten jeden Augenblick den Angriff.“ — „Und wie ertragen die Soldaten das schauderhafte Wetter?“ — „Oh, unsere Soldaten sind sehr abgehärtet und können furchtbar viel aushalten. Lange darf's freilich nicht so weiter gehen.“ — Was mich hier in Erstaunen setzte, war die Ruhe, fast möchte ich sagen Gleichgültigkeit, die in diesem Generalstabe herrschte. Man hätte bei den jungen, in ganz ungewohnten Stellungen kommandierenden Offizieren eine gewisse Aufregung begriffen und leicht verziehen, aber sie blieben so gleichmütig, als ob es sich um ein einfaches Friedensmanöver handle. Vor allem Gutscheff, ein hochgewachsener stattlicher Mann mit starkem schwarzen Vollbart und einnehmenden Gesichtszügen. Er mochte etwa 32 bis 34 Jahre alt sein, war, ein geborener Bulgar, in die russische Armee eingetreten, hatte es dort bis zum Leutnant gebracht, als solcher den russisch-türkischen Feldzug mit-

gemacht und war dann in die ostrumelische Miliz eingetreten, die er später mit dem bulgarischen Heere vertauschte. Als die russischen Offiziere die Armee verliefsen, ernannte ihn Fürst Alexander zum Major und betraute ihn später mit dem Oberbefehl der zum Schutze Sofias aufgestellten Truppen. Von ihm, der nächst dem Fürsten Alexander zumeist auf den Namen des „Siegers von Sliwnitza" Anspruch erheben kann, erhielt ich die Auskunft, dafs Fürst Alexander bereits auf die Stellungen geritten sei, wohin auch ich mich unverweilt begab, um mich seinem Gefolge anzuschliefsen.

Bevor ich nun den Beginn des Gefechtes beschreibe, wird ein Wort über die Stellung selbst am Orte sein. Sie war vom Fürsten Alexander selbst nach genauer Untersuchung des Terrains ausgewählt und dann von bulgarischen Ingenieuroffizieren befestigt worden. Fast geradlinig erstreckte sie sich von Norden nach Süden in einer Länge von etwa 4 km. Sie lag 3 km vor dem Dorfe Sliwnitza und wurde durch die Strafse Sliwnitza-Dragoman so geteilt, dafs etwa ein Viertel auf der rechten, drei Viertel auf der linken Seite lagen. Vor der Stellung befand sich eine breite und flache Thalsenkung mit der grofsen Strafse, an welche von rechts die Berge steil und ziemlich nahe herantraten, während sich links das Gelände allmählich und erst in Entfernung von 4—5 km erhob. Vom linken Flügel der Frontalaufstellung bis zur grofsen Strafse waren durchgängig stark profilierte Schützengräben, mehrfach zu drei- und vierfachem Etagenfeuer eingerichtet, angelegt

worden, zugleich drei starke Batteriestände für je acht Geschütze. Hinter der am meisten links stehenden Batterie befand sich noch eine mächtige Redoute, welche die vorderen Batterien und Schützengräben beherrschen, zugleich aber eine wirksame Deckung nach der linken Flanke abgeben konnte. Von der Frontalaufstellung nach links zurückgebogen befanden sich noch eine Anzahl Schützengräben. Auf der anderen Seite der Chaussee hatte man eine Erhöhung zur Errichtung einer Redoute benutzt, vor der sich wiederum bis zum Fuſse des Gebirges Schützengräben hinzogen. Der äuſserste rechte Flügel der Bulgaren stand im Gebirge selbst, ohne andere Deckungen als die, die ihm von der Natur des Berggeländes geboten waren.

Als ich die Stellung, vom linken Flügel anfangend, abgeritten hatte, war ich zu der festen Überzeugung gelangt, daſs sie auf der Strecke von der linken Flügelbatterie bis zur Straſse bei ausreichender Besetzung unmöglich, bei nicht ausreichender aber fast unmöglich genommen werden konnte. Schlimm stand es dagegen auf dem zurückgebogenen linken Flügel, unserer eigentlichen linken Flanke, wo sich weiter nichts befand, als einige Landwehren und Freiwillige. Es war das unser wunder Punkt und alles kam darauf an, daſs die Feinde ihn nicht herausfanden. Was unsere rechte Flanke (rechts von der Straſse) anlangte, so konnte auch sie für recht gut geschützt gelten, nur wäre die Lage bedenklich geworden, wenn die Serben die im Gebirge stehenden Truppen zurückgedrängt und sich der die Befestigungen beherrschenden Anhöhen rechts der Straſse

bemächtigt hätten. Deshalb galt es nicht nur, die Stellung im Gebirge zu halten, sondern auch noch nach vorwärts Terrain zu gewinnen: man erreichte damit einen doppelten Zweck: die Sicherheit der rechten Flanke wurde erhöht und sodann hoffte man dadurch — und das war die Hauptsache — die Aufmerksamkeit des Feindes von der linken Flanke abzuziehen. Diesem Plane entsprechend waren die Anordnungen für den Tag gegeben worden.

Ungefähr um 1/2 10 Uhr traf ich den Fürsten Alexander mit seinem Stabe, unweit des Gutscheffschen Hauptquartiers, aufmerksam mit dem Glase die Vorgänge auf dem rechten Flügel beobachtend, wo sich langsam ein Feuergefecht entwickelte. Das Wetter war scheufslich und aufsteigender Nebel verhinderte, genauer zu sehen, wie sich das Gefecht da drüben eigentlich entwickele; und da in der Front noch alles still blieb, beschlofs der Fürst, sich selbst auf den rechten Flügel zu begeben. Bald hatten wir die Strafse überschritten und waren in die Berge hineingeritten, die sich in wüstem Gewirr zwischen der Strafse und dem Dorfe Malo Malowo erheben. Das Gebirgsgelände hat hier eine durchaus unregelmäfsige Formation, Kuppe folgt auf Kuppe, manchmal durch tiefe Schluchten von einander getrennt, die sich bald in der Richtung von Nord nach Süd, bald von Ost nach West erstrecken. Die Berge sind fast kahl und überall mit grobem Steingeröll bedeckt, so dafs ihr Besteigen ohne die berggewohnten, mit unfehlbarer Sicherheit gehenden bulgarischen Pferde fast lebensgefährlich gewesen wäre. War es an sich schon schwierig, sich in dem

Berggewirr zurechtzufinden, so hatte man heute noch aufserdem mit dem dichten Nebel zu kämpfen, der jede Fernsicht unmöglich machte. Dagegen kam eine Meldung über den Stand des Gefechts, aus welcher folgendes hervorging. In aller Frühe erhielt der den rechten Flügel kommandierende Rittmeister Bendereff die Nachricht, dafs die Serben eine umfassende Bewegung vorbereiteten, worauf er unverzüglich den Befehl erteilte, zum Angriff vorzugehen. Zwei Bataillone rückten gegen eine von den Serben besetzte Bergkuppe vor, drängten die serbischen Vortruppen zurück und suchten dann ihren Vormarsch fortzusetzen. Gerade in diesem Augenblicke trafen wir hinter der Front der beiden Bataillone ein und konnten sogleich an dem furchtbar heftigen Feuer, in das sich auch die serbische Artillerie einzumischen begann, erkennen, dafs unsere Bataillone hier auf starken Widerstand gestofsen waren. Es war das erste Mal, dafs Fürst Alexander seine bulgarischen Truppen im Feuer sah, und man kann sich vorstellen, mit welcher Spannung er die Bewegungen der in Schützenlinien aufgelösten Bataillone verfolgte. Sobald wir einigermafsen nahe gekommen waren, konnten wir uns nicht verhehlen, dafs es mit dem Vorgehen vorläufig zu Ende war, dafs den beiden Bataillonen überlegene serbische Streitkräfte entgegenstanden und dafs das Artilleriefeuer in ihren Reihen unangenehm zu wirken anfing. In das rollende Gewehrfeuer mischten sich Salven und die bulgarischen Schützen begannen zu wanken. Die Lage fing an kritisch zu werden, denn wenn die Serben uns aus den

Bergen herauswarfen, so konnten sie Sliwnitza umgehen. Das, sowie überhaupt ein ausgesprochenes Zurückgehen mufste des moralischen Eindruckes wegen um jeden Preis vermieden werden, und so gab Fürst Alexander dem Rittmeister Bendereff die Erlaubnis, die Generalreserve, die für den letzten und äufsersten Fall aufgesparten Truppen, ins Gefecht zu ziehen. Die Generalreserve — es klingt fast lächerlich, es zu sagen — bestand aus ganzen zwei Bataillonen des Donauregiments! Eine halbe Stunde war vergangen, seit der Befehl zu ihrer Herbeiholung abgeschickt war, als sich plötzlich das serbische Feuer verdoppelte und rasch näherte. Zwei Minuten lang prasselte ihm heftigstes bulgarisches Feuer entgegen, dann erhoben sich unsere Schützen und — stürzten rückwärts in vollster Eile. Hinter ihnen aber tauchte die serbische Feuerlinie auf, welche die Fliehenden mit einem Hagel von Kugeln überschüttete. Das Ganze war so rasch vorgegangen, dafs auch wir jetzt die Serben in bedenklichster Nähe hatten und die ersten feindlichen Kugeln zu hören bekamen.

Wer abergläubisch war, konnte es als ein schlechtes Omen ansehen, dafs die erste unter den Augen des Fürsten begonnene Aktion ungünstig anfing; zum Glück aber konnten die Serben ihren Vorteil nicht schnell verfolgen, da es Bendereff gelang, ihnen ein drittes Bataillon in die Flanke zu werfen und sie so aufzuhalten. Nun konnte man auch die zurückgegangenen Truppen wieder sammeln, und das regelmäfsige Feuergefecht fing von neuem an, aber ohne die frühere Heftigkeit. Hatten wir vorher fast mitten

im Gefecht weniger nach der Hauptaufstellung hingehört, so konnten wir unsere Ohren jetzt nicht mehr dem heftigen Kanonendonner verschliefsen, der von dort herüberschallte. Ununterbrochen rollte dabei das Infanteriefeuer und rasch auf einander folgende Artilleriesalven zeigten, dafs das Gefecht im vollsten Gange war. Und in der That: Gutscheff hatte in diesem Augenblicke den Hauptangriff der Serben auszuhalten.

Unter diesen Umständen und da das Gefecht auf unserer Flanke ruhiger geworden war, beschlofs der Fürst nach der Hauptaufstellung zu reiten und die Führung des rechten Flügels dem Rittmeister Bendereff zu überlassen. Und so ging die Reise wieder rückwärts, denselben Weg, den wir gekommen waren, durch dieselbe Steinwüste. Als wir das Gebirge verliefsen, begegneten wir den zwei anrückenden Bataillonen des Donauregiments, und so konnten wir beruhigter vom rechten Flügel Abschied nehmen. Da wir nicht mehr hierher zurückkehren sollten, so möge der Fortgang des Gefechtes auf diesem Teile des Schlachtfeldes gleich jetzt geschildert werden. Sobald die beiden Bataillone des Donauregiments zu Bendereff gestofsen waren, gab er Befehl, die von den Serben vorher den Bulgaren entrissene Stellung mit Sturm zu nehmen. Es bleibt für die bulgarische Geschichte ein denkwürdiger Moment, als das Donauregiment am Fufse der von den Serben gehaltenen Anhöhe zum Sturme antrat, denn es war das der Beginn jener wilden, rücksichtslosen Offensive, unter der die serbische Armee schliefslich zusammenbrechen sollte. Ohne

einen Schuſs zu thun, mit fliegenden Fahnen und schlagenden Tambours ging es den Berg hinauf, einen Berg, den in friedlichen Zeiten zu erklettern eine wahre Leistung ist. Zum erstenmale hörten hier die Serben die Klänge der Nationalhymne „Dschumi Maritza“, die später ganz allein genügen sollten, um sie in die Flucht zu werfen. Unter heftigstem serbischen Feuer wurde so der Berg erklommen, — ein Anlauf, und die Serben waren mit dem Bajonett aus ihren Stellungen heraus und den Berg hinuntergeworfen. So rasch die bulgarischen Bataillone aber den Berg erstürmt hatten, so rasch waren sie auch hinter demselben wieder verschwunden. Eine lange Pause . . . dann erklang wieder aus der Ferne das „Dschumi Maritza“, verzweifeltes Gewehrfeuer, das laute Hurrah der stürmenden Bulgaren — und die zweite Stellung war genommen. Kein Zweifel, die beiden Bataillone waren im Durchgehen begriffen, aber nach vorwärts! Noch eine dritte Höhe wurde in gleicher Weise erobert, ehe es Bendereff gelang, die Sturmkolonne zum Halten zu bringen und wieder einzufangen. Und es war gerade Zeit, denn durch weiteres Vorgehen wäre unsere Aufstellung auf dem rechten Flügel derartig verlängert worden, daſs unsere schwachen Streitkräfte nicht mehr zur Besetzung ausgereicht hätten. Wenn durch diese Kämpfe unsere strategische Stellung gestärkt wurde, so war der erzielte moralische Eindruck doch noch gröſser: zum erstenmale hatten die Bulgaren die Rücken der Serben gesehen und sie mit Bajonett und Kolben gründlich geschlagen! Den Rest des Tages verwandte Bendereff darauf,

das Dorf Malo Malowo zu nehmen und sich dort für die Fortsetzung des Kampfes vorzubereiten.

Als der Stab des Fürsten an der Hauptaufstellung ankam, dauerte das Feuer ungeschwächt fort, aber der Nebel war so dicht, daſs man fast gar nichts sehen konnte. Daſs die Serben mit aller Kraft gegen unsere Zentralaufstellung vorgingen, war aber klar, und wir waren nicht unzufrieden darüber, daſs sie gerade diesen Angriffspunkt gewählt hatten. Hier trafen wir auch den inzwischen aus Sofia angekommenen Bruder des Fürsten, Prinzen Franz Josef von Battenberg, früher Leutnant im preuſsischen 1. Garderegiment zu Fuſs, heute zum erstenmale in der Uniform des 1. bulgarischen Reiterregiments. Mit ihm waren auch der Hofmarschall Oberstleutnant und persönlicher Adjutant von Riedesel und Kabinettsrat Menges angekommen, so daſs der Stab des Fürsten nun vollzählig war. Von Gutscheff erfuhren wir, daſs unsere Truppen auf der ganzen Linie sich wacker hielten und daſs von einer Bewegung des Feindes auf die linke Flanke nichts zu verspüren sei. In der Hoffnung, von einem höher gelegenen Punkte eine bessere Übersicht zu gewinnen, ritt der Fürst nach der Redoute auf dem linken Flügel, und in der That konnte man von dort aus etwas besser sehen. Etwa 700 m vor dieser Redoute lag eine von Hauptmann Iwanoff befehligte Batterie, gegen die sich hauptsächlich das feindliche Artilleriefeuer richtete. Hunderte von serbischen Granaten wurden dorthin geschleudert, von denen freilich die meisten über das Ziel wegflogen und zwischen der

Batterie und unserer Redoute unschädlich platzten. Die Batterie antwortete unaufhörlich und gegen 2 Uhr ging sie zu einem solchen Schnellfeuer über, daſs der Fürst dem Hauptmann Iwanoff durch seinen Adjutanten Uwalieff den Befehl schicken lieſs, doch möglichst Munition zu sparen und keinen Schuſs ins Blaue abzugeben. Diese Mahnung war nur zu wohlberechtigt, denn mit unserer Artilleriemunition stand es sehr miſslich, und es konnte nicht ausbleiben, daſs wir uns bei solchem Feuer sehr schnell verschieſsen würden. Bald aber muſsten wir merken, daſs Iwanoff zu seinem Schnellfeuer guten Grund hatte, denn nicht lange dauerte es, so flogen die serbischen Infanteriekugeln bis in unsere Redoute. Die serbische Infanterie muſste also der Batterie ziemlich nahe gekommen sein. Dem Artillerieschnellfeuer und dem Feuer unserer Infanterie gelang es glücklicherweise, sie zum Stehen zu bringen. Einige Lichtblicke durch den Nebel gestatteten uns, zu sehen, daſs unsere Infanterie sich vorzüglich hielt; aber freilich, mit dem schönen und so sorgfältig vorbereiteten Etagenfeuer war es nichts, und zwar aus dem ebenso einfachen wie für uns betrübenden Grunde, daſs wir eben nur knapp soviel Leute hatten, um die vorderste Reihe der Schützengräben notdürftig zu besetzen. Dabei verfügten wir aber auch nicht über einen einzigen Mann in Reserve, und die höher gelegenen Schützengräben und unsere schöne Redoute glichen nur zu sehr Potemkinschen Dörfern.

Um etwa $^1/_2$4 Uhr wurde das Feuer der Serben langsamer, und man erhielt den Eindruck, daſs es zu einem

eigentlichen Sturme nicht mehr kommen werde. Wahrscheinlich hatten die Serben schon beim bloſsen Vorrücken starke Verluste gehabt, auſserdem aber beim Näherkommen sich davon überzeugt, daſs gegen die hartnäckig verteidigten Frontalbefestigungen ein Angriff mit Aussicht auf Erfolg nicht unternommen werden konnte. Nahe genug waren sie uns allerdings gekommen, denn einmal waren sie der Batterie Iwanoff bis auf 400 m auf den Hals gerückt. Gegen Abend hatte diese Batterie, wie schon gefürchtet worden war, sich wirklich verschossen und muſste in gröſster Eile durch eine andere ersetzt werden. Bis gegen 6 Uhr dauerte das Feuer mit schwachen Unterbrechungen auf der ganzen Front fort und schlief erst mit der Dunkelheit ein. Der erste Schlachttag war vorüber.

Sein Ergebnis? Als materieller Erfolg kam für die Bulgaren die Verbesserung der Stellung auf der rechten Flanke, noch mehr aber der Zeitgewinn in Betracht. Am allerwichtigsten aber waren die moralischen Erfolge, denn zum erstenmale hatten hier die bulgarischen Offiziere sowohl wie die Soldaten gezeigt, daſs sie siegen konnten. Mehrere Offiziere, wie Gutscheff und Bendereff, hatten bewiesen, daſs sie auch ohne vorherige Übung gröſsere Massen zu führen verständen; die Artillerie unter ihrem rastlos thätigen Führer, Hauptmann Panoff, hatte ganz Vorzügliches geleistet, die Truppen waren in der Verteidigung zäh und aushaltend, im Angriff tapfer, ja tollkühn gewesen — und es hatte sich ein festes Band um das Heer und den Fürsten Alexander geschlungen, der überall inmitten seiner Soldaten

gewesen war, ordnend und leitend und seine Person manchmal mehr aussetzend, als es ein Oberbefehlshaber eigentlich thun sollte. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde das ein Tadel sein, hier aber herrschten eben ungewöhnliche Verhältnisse, und es galt eine anscheinend verlorene Truppe durch Anfeuerung zu ungewöhnlichen, aufserordentlichen Leistungen anzuspornen. Nichts wirkt dabei aber so, wie das Beispiel des obersten Führers, der in verzweifelten Momenten nicht zögern darf, alles, auch sein Leben, aufs Spiel zu setzen. Und wie seine Soldaten ihm das dankten, bewiesen die begeisterten Hurrahs, die nicht endenwollenden Kundgebungen der Soldaten, als der Fürst vor der Rückkehr nach Sliwnitza noch einmal die Stellung abritt.

Der zweite Tag.

Den ganzen 17. November über war das Wetter schlecht gewesen, und da es sich auch gegen Abend nicht besserte, war man nicht ohne Besorgnis wegen der allen Unbilden der Witterung ausgesetzten Soldaten. Draufsen auf den Höhen müssen sie eine traurige Nacht durchgemacht haben. Aber auch im Hauptquartier kam man nicht zur Ruhe, denn man sagte sich, dafs bisher doch nur ein Anfang gemacht sei und dafs das Schwerste noch bevorstehe. Die ganze Nacht arbeitete ununterbrochen der Telegraph, und allen Truppen, die sich auf der Strafse Sarambey-Sliwnitza befanden, wurde anbefohlen auf Tod und Leben zu marschieren. Erst spät in der Nacht wurden unsere eigenen

Verluste bekannt, die nach den Zusammenstellungen der einzelnen Unterführer gegen 600 Mann an Toten und Verwundeten betrugen. Eine sichere Schätzung des serbischen Verlustes war ganz unmöglich, doch glaubte man, daſs sie 12—1500 Mann verloren haben müſsten, eine Annahme, die später durch die Aussagen der Gefangenen ungefähr bestätigt wurde.

Die Ansicht, daſs die Serben schon frühzeitig versuchen würden, die Schlappe des gestrigen Tages auszuwetzen, sollte sich bestätigen, denn schon um $^1/_2$8 Uhr begann plötzlich eine heftige Kanonade und zwar auf unserem linken Flügel. Die Serben muſsten über Nacht wohl eingesehen haben, daſs gegen unsere Front nichts zu machen sei; vielleicht hatten sie auch inzwischen in Erfahrung gebracht, daſs gestern unsere linke Flanke so gut wie schutzlos gewesen war: kurzum sie richteten ihren Angriff gegen diese. Freilich war es jetzt zu spät, denn über Nacht waren unsere ersten Verstärkungen, vier Bataillone des Breslaff-Regiments und eine ostrumelische Druschine angekommen. Als letztere, unter Befehl des Hauptmanns Kowatscheff, in Sofia eintraf, waren die Mannschaften so abgehetzt, daſs an ein Weitermarschieren nicht mehr gedacht werden konnte. Man kannte aber in Sofia die geringe Zahl der Verteidiger von Sliwnitza, man wuſste, daſs jede Compagnie für die Verteidigung von allerhöchstem Werte sei, und so entschloſs man sich kurz, das Bataillon zu Pferde nach Sliwnitza zu schicken. Man nahm die Pferde eines in Sofia in der Bildung begriffenen Reiterregiments, setzte je zwei

Rumelioten auf ein Tier, und die Druschine kam gerade noch rechtzeitig an, um in das Gefecht eingreifen zu können. Wenn irgend ein Vorgang, so beweist dieser, wie sehr uns das Feuer auf den Nägeln brannte und welchen unverzeihlichen Fehler die Serben begangen haben, als sie am 16. November, statt Sliwnitza sofort mit allen Kräften anzugreifen, ihren Truppen einen Ruhetag gaben. Auch an sich ist die Beförderung der Infanterie zu Pferde interessant genug, um so mehr, als später dieselben Pferde noch einmal zu einem ähnlichen Transport benutzt werden sollten. Allerdings glaube ich nicht, dafs diese Beförderungsweise, die überhaupt nur für den Fall der äufsersten Not in Betracht kommen kann, in einem anderen Lande als Bulgarien ausführbar ist, wo Jedermann von Kindesbeinen auf zu reiten versteht.

Die Serben, die vielleicht auf einen leichten Erfolg gerechnet hatten, stiefsen auf kräftigen Widerstand, denn schon im Morgengrauen hatte man die linke Flanke, unseren wunden Punkt, von den frischen Truppen besetzen lassen. Wo gestern nichts war, standen heute 5000 Mann, und als eine ganze serbische Division sich rasch gegen die Stellung entwickelte, mufste sie das bald gewahren und die Angriffsbewegung verlangsamen. Es entspann sich ein regelmäfsiges, mit grofser Heftigkeit geführtes Feuergefecht, in das auch bald zwei in aller Eile herbeigezogene bulgarische Batterien eingriffen. Der Fürst und Gutscheff, die sich beide auf die linke Flanke begeben hatten, leiteten hier das Gefecht, wobei Fürst Alexander, seine Truppen ermutigend und an-

spornend, wiederholt in heftiges Infanteriefeuer geriet. Zuerst gewann die serbische Uebermacht an Terrain und die bulgarischen Vortruppen wichen leicht zurück, sobald aber die Serben, die auf freiem Felde vorrücken mußten, in den wirksamen Bereich des Feuers aus den bulgarischen Schützengräben kamen, erlitten sie schwere Verluste und einige vorstürmende Kolonnen wurden vom bulgarischen Schnellfeuer förmlich niedergestreckt. Wieder begann auf beiden Seiten das Schützenfeuer und zwar unter günstigen Verhältnissen für die in gedeckten Stellungen liegenden Bulgaren und Rumelioten. Als so der Kampf fast zwei Stunden gedauert hatte, gab der serbische Führer, von der Erfolglosigkeit weiterer Versuche überzeugt, das Signal zum Rückzuge, der unter einem verheerenden bulgarischen Feuer angetreten wurde. Einzelne Bataillone, die sich sogleich mit dem Bajonett den Serben nachstürzen wollten, konnten mit Mühe zurückgehalten werden, so daß eine Verfolgung im eigentlichen Sinne nicht stattfand. Sie wäre auch nicht am Platze gewesen, da die Stellungen, die die Bulgaren hätten nehmen können, immer weniger vorteilhaft gewesen wären, als die, welche sie jetzt besetzt hielten, und da die Zeit zu einem allgemeinen Angriff noch nicht gekommen war. Die Gefahr für den linken Flügel schien aber vorläufig beseitigt und Fürst Alexander konnte wieder nach der Hauptstellung zurückkehren, wo bisher alles ruhig geblieben war. Der Erfolg auf dem linken Flügel war mit nicht unerheblichen Verlusten erkauft worden: die ostrumelische Druschine hatte allein über 100 Mann verloren und beim Breslaff-Regi-

ment waren gegen 300 Mann aufser Gefecht. Der Verlust der Serben, der diesmal ziemlich genau beobachtet werden konnte, dürfte 800—1000 Mann betragen haben.

Auf dem Rückritt nach der Hauptstellung kamen wir an einigen Lagerplätzen vorbei, wo wir einzelne Leute klagend und stöhnend liegen sahen. Wir glaubten zuerst, es seien Verwundete, aber bald konnten wir uns überzeugen, dafs wir es mit Kranken zu thun hatten, die meist an innerlichen Entzündungen litten. Kein Wunder, wenn man an die dreitägigen in Regen, Schnee und Schmutz verbrachten Biwaks denkt, bei denen es den Leuten noch dazu meist an guter, warmer Nahrung gefehlt hatte; wenn etwas ein Wunder war, so bestand es darin, dafs diese Kranken nur ganz vereinzelt waren und nicht die Mehrheit bildeten. Ich glaube, dafs zu diesem günstigen Ergebnis der Umstand viel beigetragen hat, dafs die Soldaten sich während des 17. November ununterbrochen schlagen mufsten, also fortwährend in körperlicher Bewegung, und was noch wichtiger scheint, in moralischer Anspannung blieben. Hätten die Truppen bei Sliwnitza am 17. und 18. in gleicher Unthätigkeit bleiben müssen wie am 16., so weifs ich nicht, was geschehen wäre.

Trotz des Erfolges auf dem linken Flügel wollte sich die Stirn des Fürsten Alexander nicht aufhellen; nach unserem Eintreffen beim Palais Gutscheff sollte ich erfahren, weshalb. In der Nacht um 1 Uhr war Gutscheff nach Sliwnitza zum Fürsten gekommen und hatte ihm eine höchst bedenkliche, ja erschreckende Nachricht gebracht: Ben-

dereffs Bataillone, die bis zum Abend in den Bergen gefochten hatten, waren durch einander gekommen, hatten sich verlaufen, kurz es fehlten fast 3000 Mann und niemand konnte recht sagen, wo sie hin waren. Sollte man annehmen, daſs diese Truppen, die sich eben noch so ausgezeichnet geschlagen hatten, nach dieser einmaligen Anstrengung allen moralischen Halt verloren und sich einfach gedrückt hätten? Sollte das Unwahrscheinliche eingetreten sein, daſs eine siegreiche Truppe angesichts dieses Sieges die Flucht ergriffen hätte? Man konnte und wollte es nicht glauben, aber auf der anderen Seite blieb die Thatsache bestehen, daſs die Truppen des rechten Flügels durch das Abhandenkommen von fast 3000 Mann am frühen Morgen des 18. November nahezu kampfunfähig geworden waren. So begriff sich nur zu wohl, daſs im Hauptquartier eine äuſserst gedrückte Stimmung herrschte und daſs man mit Besorgnis nach der rechten Flanke hin lauschte, wo bisher alles ruhig geblieben war, wo aber jeden Augenblick ein serbischer Angriff stattfinden konnte. Glücklicherweise blieben die Serben auch diesmal ihrer Gewohnheit treu, dachten nicht daran, sich zu übereilen und schienen überhaupt die Absicht, unseren rechten Flügel anzugreifen, ganz aufgegeben zu haben. Trotzdem war es wie eine Erlösung, als um die Mittagszeit eine Meldung Bendereffs einging des Inhalts, daſs die verlaufenen Truppen sich zum gröſsten Teile wieder zusammengefunden hätten und daſs er bereit sei, jetzt seinerseits von neuem den Angriff aufzunehmen. Gleichzeitig erhielten wir eine Erklärung über das Ver-

schwinden der Truppen: diese hatten sich in den Bergen teilweise verlaufen und in der stockfinsteren Nacht ihre Truppenteile nicht wiederfinden können, ebenso wie auch sie von den Leuten nicht wiedergefunden wurden, die ihnen von Sliwnitza aus das Essen zutragen sollten. Bei der ganz geringen Anzahl vorhandener Offiziere und bei der Unmöglichkeit für die oberen Befehlshaber, bei Nacht eine Uebersicht über die Truppen zu behalten, war alles durcheinandergekommen und die Leute hatten sich auf eigene Hand aufgemacht, um sich in Sliwnitza und rückwärts liegenden Ortschaften Lebensmittel zu verschaffen. Sobald der Tag aber anbrach, suchten sie ihre Stellungen wiederzufinden und in hellen Haufen zogen sie den Bergen zu. Das alles war natürlich das Gegenteil der wünschenswerten militärischen Ordnung, aber zum mindesten entkräftete es die schlimme Befürchtung, daſs unsere Truppen durch die Kämpfe demoralisiert worden seien. Es zeigt aber auch, welche Gefahr ein Heer laufen kann, das, wie das bulgarische, nur über ganz unzureichende Stämme an Offizieren und Unteroffizieren verfügt. Bei dieser Gelegenheit sei eines Umstandes erwähnt, der auf der einen Seite eine groſse Unzulänglichkeit des bulgarischen Heerwesens bloſslegt, auf der anderen aber dazu angethan ist, die Tüchtigkeit der bulgarischen Truppen in vorteilhaftestem Lichte erscheinen zu lassen. Es fehlte nämlich an jeglicher Einrichtung, die einer Heerespolizei auch nur von fern ähnlich gesehen hätte, und es wäre daher für einzelne Leute ein Leichtes gewesen, sich vom Kampfplatze zu drücken. Solche Nachzügler hätten

gar keine Aufsicht zu fürchten gehabt, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daſs nur diejenigen Soldaten kämpften, die es wirklich aus freien Stücken wollten. Daſs trotzdem alle nur von dem einen Bestreben, vorwärts zu marschieren, beseelt waren, daſs selbst kranke oder aufs äuſserste erschöpfte Leute nur mit Mühe davon abgehalten werden konnten, sich ihren Bataillonen nachzuschleppen, statt sich eine Stunde auszuruhen, daſs Nachzügler eine fast ganz unbekannte Erscheinung waren — das zeugt gewiſs von einem inneren Halt und einer Hingabe, die die bulgarischen Soldaten vollster Sympathie wert macht.

Etwa gegen 1 Uhr wurden wir beim Frühstück durch Kanonendonner in unserer Front gestört und verzichteten auf unsere nicht gerade sehr lukullischen Genüsse, um uns in die Batterie zu begeben, die etwa 400 m vor Gutscheffs Hauptquartier aufgestellt war. Hier sahen wir sofort, daſs die Serben wieder mit unserer Hauptstellung anbinden wollten, denn rechts von der Straſse rückten ziemlich lange, wenn auch dünne Schützenlinien gegen uns vor, während gleichzeitig serbische Artillerie gegen uns in Thätigkeit trat. Gegen diese richtete sich zunächst das Feuer der bulgarischen Batterien und hier hatten wir den handgreiflichen Beweis von der Ueberlegenheit unserer Krupps über die veralteten serbischen Kanonen, die nach ganz kurzem Geschützkampfe sich zurückziehen muſsten, wahrscheinlich nicht ohne erhebliche Verluste, während ihre Kugeln unsere Batterie nicht einmal zu erreichen vermochten. Inzwischen war die serbische Schützenlinie, ohne indessen verstärkt zu werden,

weiter vorgerückt und man konnte auf dem flachen Wiesenplan jeden einzelnen der Soldaten mit einem guten Glase genau unterscheiden. Sie boten so eine vorzügliche Scheibe für unsere Batterie, die sogleich begann sie mit Granaten zu bewerfen. Fürst Alexander war auf die Brüstung der Batterie gestiegen und verfolgte von hier die weitere Entwickelung des serbischen Vorgehens, das uns von Anfang an ganz unbegreiflich schien. Mit einer so schwachen Schützenkette unsere Stellungen ernstlich anzugreifen, wäre der helle Wahnsinn gewesen; um Demonstrationszwecke konnte es sich auch nicht gut handeln, da um diese Zeit an keiner anderen Stelle eine Operation stattfand, von der unsere Aufmerksamkeit abzulenken nützlich gewesen wäre, und ebensowenig konnten Rekognoszierungszwecke in Betracht kommen, da die Serben ganz genau sahen, was sie vor sich hatten. Es blieb somit gar nichts anderes übrig, als die Annahme, daſs die Serben das Bedürfnis empfanden, einige Dutzend ihrer Leute totschieſsen zu lassen, was denn auch vollständig erreicht wurde. Nach den ersten Probeschüssen, durch die die Entfernung festgestellt wurde, trafen unsere Granaten mit erschreckender Genauigkeit und fast jede riſs einen oder mehrere Serben in Stücke. Man wird im Kampfe hart und gefühllos, und so erregte auch bei Leuten, die diese Eigenschaften sonst gar nicht besitzen, jeder Treffer eine in lauten Ausrufen sich äuſsernde Freude. Und dabei sahen wir dieser Menschenvernichtung von unserer Batterie zu wie aus einer Theaterloge! Plötzlich setzte der Fürst sein Glas ab und stieg von der Brüstung her-

unter. „Ich mag es nicht mehr ansehen“, rief er. „Es ist eine Schande, daſs man mich zwingt, die armen Menschen totschieſsen zu lassen, und weshalb? für eine ebenso dumme wie niederträchtige Politik!“ Ich möchte, daſs König Milan und die Ratgeber, die ihn in den Krieg getrieben haben, dieses echt menschliche Wort des Fürsten hörten, den sie zu vernichten gedachten, und daſs sie darüber einige — Gewissensbisse empfänden.

Die serbischen Soldaten hielten das Granatfeuer mit einer Ruhe aus, die alle Anerkennung verdient; aber ein weiteres Vordringen war natürlich unmöglich, und mit der Zeit schienen auch die serbischen Führer die gänzliche Nutzlosigkeit ihres Unternehmens einzusehen, denn sie zogen die Schützen aus dem Bereich unseres Feuers zurück. Die Bulgaren waren um einige Dutzend Granaten, die Serben um eine Anzahl Soldaten ärmer und weiter hatte die Sache keinen Zweck gehabt. Hiermit waren für diesen Tag die Operationen in der Front beendet und die zweite Hälfte des Nachmittags und der Abend gehörten ausschlieſslich unserem rechten Flügel. Als der dort kommandierende Rittmeister Bendereff bemerkte, daſs die Serben gegen die Hauptaufstellung vorgingen, gab er seiner Brigade Befehl, sofort anzugreifen, um auf solche Weise die Verteidigung der Hauptstellung zu unterstützen, zugleich aber auch möglichst viel Terrain in der rechten Flanke zu gewinnen. Zwei Bataillone rückten in der Front vor und griffen die serbische Aufstellung mit groſsem Nachdruck an, während zugleich ein von Malo Malowo kommendes Bataillon auf

die Flanke des Feindes drückte und so den Angriff zu einem umfassenden gestaltete. Wiederholt kam es hierbei zu Sturmangriffen, denen die Serben in keinem einzigen Falle Stand zu halten vermochten. Um vier Uhr schickte Fürst Alexander Befehl, eine sehr bedeutende Höhe wegzunehmen, da die Befürchtung vorherrschte, daſs die Serben über Nacht auf dieser eine Batterie errichten und so einen gefährlichen Stützpunkt erhalten könnten. Dieser Angriff wurde von Norden und Osten von den Bendereffschen Bataillonen unternommen, während gleichzeitig ein Bataillon aus der Hauptstellung die Straſse entlang vorging und in langsamem Feuergefecht die Serben in der Ebene zurückdrängte. Bei diesem Teile des Gefechtes bot sich eine ausgezeichnete Gelegenheit, die Feuerdisziplin beider Heere mit einander zu vergleichen. Auch die Bulgaren schossen wohl schneller, als eigentlich notwendig gewesen wäre, aber was war das im Vergleich zu dem rasenden Schnellfeuer, das die Serben über eine Stunde lang gegen die bulgarische Schützenlinie unterhielten! Das Rollen des Gewehrfeuers riſs auch nicht eine halbe Minute ab und wenn die bulgarischen Verluste dem serbischen Munitionsverbrauche entsprochen hätten, so würden von den Angreifern wohl nur wenige übrig geblieben sein. So schnell aber das serbische Feuer auch unterhalten wurde, ebenso schlecht war es gezielt, und die Verluste der Bulgaren, die stetig vordrangen, blieben ganz gering. Gegen 1/26 Uhr trug uns der Wind von der nebelbedeckten Kuppe des Berges die Klänge des „Dschumi Maritza“ entgegen — sehen konnten wir nichts —, und bald darauf erkannten wir

am Schall des sich entfernenden Feuergefechts, daſs auch diese Höhe von den Bulgaren genommen war. Inzwischen aber brach der Abend herein und man sah nur noch die ununterbrochen zuckenden Feuerblitze aus den Schützenlinien in der Ebene, wo das Feuergefecht noch eine Zeitlang fortgesetzt wurde, bis es allmählich erstarb.

Wir glaubten, daſs hiermit die Arbeit des Tages beendet sei, und der Stab des Fürsten ritt langsam nach Sliwnitza zurück, überall begeistert von den Truppen begrüſst. Es war uns aber noch eine kleine Überraschung vorbehalten. Ich habe gesagt, daſs die serbischen Batterien die bulgarische Artilleriestellung mit ihrem Feuer nicht einmal zu erreichen vermocht hatten und daſs wir deshalb dem Gefecht aus unseren Batterien ohne ernste Gefahr folgen konnten. Als wir nun schon beinah in Sliwnitza, also etwa 1500—2000 m hinter den Stellungen waren, hörten wir plötzlich über unseren Köpfen ein merkwürdiges Sausen, und gleich darauf sahen wir vor und hinter uns Granaten zerspringen. Ein Blick rückwärts belehrte uns, daſs auch beim Palais Gutscheff, das sonst von allem Feuer verschont geblieben war, eine Granate einschlug, und wir hatten den Eindruck, daſs es von den Serben wirklich sehr liebenswürdig gewesen war, das Feuer ihrer weittragenden Batterien erst nach unserer Entfernung auf diese Stelle zu richten. Offenbar hatten sie jetzt am Abend eine ihrer zwei Kruppbatterien in Thätigkeit treten lassen, denn sonst wäre das plötzliche Feuer auf so weite Entfernung ganz unerklärlich gewesen. Immerhin machte es einen sehr un-

behaglichen Eindruck, als die serbischen Granaten durch die Nacht an eine Stelle angesaust kamen, wo wir uns so sicher wähnten, wie in Abrahams Schofs.

Im Hauptquartier des Fürsten herrschte die angeregteste Stimmung, die auch dadurch nicht sehr gestört wurde, dafs, wie aus einer Meldung hervorging, die Serben gegen Abend in unserer linken Flanke eine gröfsere Truppenverschiebung vorgenommen hatten, die auf die Absicht hinzudeuten schien, ein starkes Corps auf Bresnik zu werfen und von dort über Pernik einen Vorstofs auf Sofia zu unternehmen. Man begnügte sich den Hauptmann Popoff mit drei Bataillonen in dieser Richtung folgen zu lassen und legte dieser Operation vorläufig keine gröfsere Bedeutung bei. Man that daran wohl unrecht, aber es wird erklärlich, wenn man bedenkt, wie unser Stab alle Hände voll mit dem am nächsten Liegenden, d. h. mit Sliwnitza zu thun hatte. Hier aber ging alles vorzüglich: nicht nur hatten unsere „verlaufenen" Truppen sich zusammengefunden, nicht nur war der serbische Angriff abgeschlagen, sondern es ging am späten Abend noch eine Meldung vom rechten Flügel ein, in der Bendereff mitteilte, dafs er auch nach Anbruch der Dunkelheit das Gefecht fortgesetzt und den Feind noch weitere 5 km auf Dragoman zurückgeworfen habe. Also noch ein Sieg, von dem wir gar nichts gewufst hatten! Die Sache „fing gut an", und zum erstenmale suchte ich mit einem vollständigen Gefühl der Sicherheit meine harte Lagerstätte auf, nicht ahnend, dafs, während ich dort friedlich schlief, das Hauptquartier durch neue Depeschen in die gröfste Unruhe versetzt werden sollte.

Der dritte Tag.

Wo waren die Nebelwolken hingekommen, die bisher über Sliwnitza gelagert hatten? Heller warmer Sonnenschein lachte vom Himmel, als ich am 19. November um 7 Uhr morgens ins Freie trat, und es war wie eine Fortsetzung der gehobenen, siegfrohen Stimmung von gestern Abend und wie eine Verheifsung bevorstehenden glänzenden Sieges. Wie ein Gefangener die Freiheit, begrüfste ich die Erlösung von Nebel, Regen und Schnee und dreimal leichter als sonst ging ich zum „Konak", wie man die elende Dorfkneipe getauft hatte, die dem Fürsten und seinem Stabe zur Herberge diente. Wie ein Strahl kalten Wassers wirkte es auf mich, als ich dort die langen Gesichter sah. „Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?" fragte ich den Hofmarschall von Riedesel, dem ich zuerst begegnete. „Schlechte Nachrichten", lautete die Antwort, „die Serben sind über Bresnik vorgedrungen und bedrohen Sofia. Der Fürst fährt sogleich dorthin, um die Verteidigung zu organisieren." Die Serben über Bresnik vorgedrungen — das bedeutete nicht nur die Bedrohung der Hauptstadt, sondern auch die ernstlichste Gefahr für die Armee von Sliwnitza. Sollten die Bulgaren nur deshalb zwei Tage lang in heldenhaften Kämpfen gesiegt haben, um jetzt — gefangen zu werden? Ich wollte zuerst gar nicht an die Nachricht glauben, aber es war nichts daran zu ändern: dort stand der Wagen des Fürsten und neben ihm der Fürst selbst bereit zur Abfahrt. Wenn Fürst Alexander aber im Augenblicke des Kampfes

seine Truppen verliefs, dann mufste — das wufste ich genau — eine furchtbare Nötigung vorliegen, dann mufsten die Sachen sehr schlecht stehen. Was war in der Nacht geschehen, um diese Wendung zu erklären? Der Truppenkommandeur vor Bresnik hatte am 18. gegen Abend telegraphiert, dafs er nicht mehr im stande sei, die Serben aufzuhalten, dafs er auf Sofia zurückweiche und um ausreichende Verstärkungen bitte. Woher aber diese nehmen? In Sofia standen keine Truppen und die anrückenden Verstärkungen hatten erst Ichtiman verlassen. Selbst wenn diese noch rechtzeitig in Sofia anlangten, fehlte es dort an Offizieren, um die Oberleitung zu übernehmen, und doch bedurfte es dort eines Mannes, der im stande war, alle Elemente der Verteidigung zusammenzufassen und mit sich fortzureifsen. „Der Schwerpunkt", so sagte Fürst Alexander, „liegt augenblicklich auf der Linie Bresnik-Sofia; so schwer es mir fällt, ich mufs dorthin gehen: Sliwnitza ist zwei Tage gehalten worden und wird wohl auch noch weiter behauptet werden können." Trotz seiner anscheinenden Ruhe war es doch mit tiefer Bewegung, dafs der Fürst Sliwnitza verliefs. Er besitzt im hohen Grade das auch den Hohenzollern eigene Gefühl, dafs ein Fürst dort zugegen sein mufs, wo sein Volk in Waffen kämpft und wo die Gefahr am höchsten ist. Die Rolle des Schlachtenführers gegen die des Organisators zu vertauschen, war eine harte Zumutung, und wenn der Fürst sich ihr fügte, so konnte er es nur, weil ihm sein Pflichtgefühl sagte, dafs er ohne Rücksicht auf persönliche Neigungen und Bedenken sich an den Platz be-

geben mufste, wo er der Sache seines Landes am nützlichsten sein konnte. Vor dieser nüchternen Überlegung trat alles andere zurück, selbst die nahe liegende Besorgnis, dafs seine Feinde behaupten könnten, er habe sein Heer im Augenblicke der Gefahr im Stiche gelassen. Ich bin der Ansicht, dafs es nichts sehr Grofses ist, dem Feuer des Feindes mutig entgegenzugehen, denn Millionen haben es vor uns gethan und Millionen werden es nach uns thun; höher schätze ich den moralischen Mut desjenigen, der es wagt, sich aus Pflichtgefühl der Gefahr eines so tieftreffenden Vorwurfes auszusetzen.

Auch mein Entschlufs war rasch gefafst. Ich sagte mir, dafs dort, wo der Fürst sich aufhalte, die Entscheidung fallen würde — und fünf Minuten darauf war ein Pferd gesattelt und ich auf dem Wege nach Sofia. Leicht ist auch mir das nicht geworden. Ich verliefs Sliwnitza zusammen mit dem Präsidenten der Deputiertenkammer Stambuloff, der zu gleicher Zeit wie ich im fürstlichen Hauptquartier angekommen war. Es war einer der unbehaglichsten Ritte, die ich in meinem Leben gemacht habe; kaum waren wir eine Viertelstunde von Sliwnitza entfernt, da begann der Kanonendonner mit furchtbarer Heftigkeit. Stambuloff und ich hielten unsere Pferde an und lauschten; sollten wir nicht besser umkehren und auf die Stellungen zurückreiten? Es war für uns eine ganz fatale Lage, aber die Entscheidung fiel für Fortsetzung unserer Reise aus, und weiter ging es in ununterbrochenem Trabe. Je näher wir aber an Sofia kamen, desto stärker donnerten die Kanonen,

und es schien, als ob die zunehmende Entfernung auf die Weitertragung des Schalles ganz ohne Einfluſs sei. Wiederholt wurde die Frage der Rückkehr überlegt, und erst als wir in Sofia angekommen, waren wir ganz sicher, daſs wir nicht mehr umkehren würden.

Das Bild, das die Hauptstadt uns bot, war geeignet, unsere nervöse Stimmung zu erhöhen. Bis auf 7 km kam uns eine Menge Einwohner auf der Straſse entgegen, welche die Neugier dem Kanonendonner entgegengelockt hatte, eine Neugier, die selbst die Furcht überwand, die auf allen Gesichtern zu lesen war. Alle Welt drängte sich an den allgemein bekannten Stambuloff heran und fragte, wie es in Sliwnitza stehe. Ja, wenn wir das nur selbst gewuſst hätten! Wer aber nicht taub war, muſste hören, daſs der Kampf noch immer weiter tobte, denn der Kanonendonner hörte auch nicht eine Minute auf und schien sogar immer stärker zu werden. Die Straſsen der Stadt waren vollgedrängt mit aufgeregten Menschen, viele Läden waren geschlossen, kurz es sah aus, als ob man den Einmarsch der Serben von Stunde zu Stunde erwartete.

Mein erster Gang war zum Minister Karaweloff. Unterwegs begegne ich einem Bekannten, der einigermaſsen verstört auf dem Trottoir vor dem Palais umherwandelt. „Wissen Sie schon, daſs die Serben in Köstinbrod sind? In Bali Effendi müssen sie auch gleich ankommen. Heute Abend sind sie hier. Der Anfang vom Ende!“ Nun kenne ich Sofia als das unglaublichste Klatschnest und ich weiſs, daſs man von allen Gerüchten, die dort verbreitet werden,

gar nichts glauben soll; aber der Ritt von Sliwnitza und die begleitenden Umstände hatten mich so nervös gemacht, daſs ich das alles wirklich für halb und halb wahr hielt. Bei Karaweloff fand ich auch keine rosige Stimmung: die Verstärkungen von Ichtiman müſsten bald ankommen, dann werde sich der Fürst an die Spitze stellen und über Bali Effendi dem Feinde gegen Bresnik entgegenziehen. Hoffentlich werde man dann die Serben aufhalten können; verloren sei noch nichts, aber die Nationalbank und ihre Gelder habe man schon nach Plewna gebracht und die Archive der Ministerien würden sogleich nachfolgen. Karaweloffs Stube war ununterbrochen von Besuchern umlagert, und wenn ein trostloses Gesicht verschwunden war, kam ein neues, das noch trostloser aussah. Wenn man aber zum Fenster hinausblickte, sah man die Leute auf der Straſse kopflos durch einander rennen. Man konnte sich keinem Zweifel darüber hingeben: die übergroſse Mehrzahl der Bevölkerung gab das Spiel verloren, einige wenige wagten noch zu hoffen und suchten durch ununterbrochene Arbeit dem drohenden Unheil entgegenzuwirken und der Panik zu steuern. Eine unbedingte Ausnahme von alle dem machte allein eine kleine junge Frau, die in Karaweloffs Arbeitsstube saſs und sich eifrig an der Unterhaltung beteiligte: Frau Kathinka Karaweloff, des Ministers liebenswürdige Gattin und unermüdliche Mitarbeiterin bewahrte gegenüber allen Hiobsposten, die von Unglücksraben herbeigetragen wurde, ihre unerschütterliche Ruhe. „Haben Sie gar keine Angst“, sagte sie, „es ist unmöglich, daſs unsere bulgarischen

Jungen von den Serben geschlagen werden, und weil es unmöglich ist, deshalb wird es nicht geschehen. Warten Sie ruhig ab: jetzt scheinen wir unten, in vierundzwanzig Stunden werden wir wieder oben sein.“ Ich bewunderte diese unerschütterliche Ruhe und Zuversicht, aber ich gestehe zu meiner Schande, daſs ich durch die Panik angesteckt sie nicht ganz zu teilen vermochte. Später sagte man dann mit einigem Recht, daſs am 19. November von der ganzen Bevölkerung Sofias Frau Kathinka Karaweloff der einzige Mann gewesen sei.

Inzwischen war es 12 Uhr geworden und nachdem ich meinen Wagen, den ich am Abende vorher mit Depeschen nach Sofia geschickt, aufgesucht und für alle Fälle reisefertig gemacht hatte, ging ich in den Union-Klub, um in aller Eile das sehr nötige Geschäft des Frühstückens zu verrichten. Dort, am Versammlungsorte der ersten Gesellschaft und der Diplomaten, herrschte genau dieselbe Panik wie auf der Straſse. Ich erfuhr, daſs das diplomatische Corps eine Note an die Regierung richten werde, in welcher der Fürst gebeten werden sollte, Sofia nicht zu verteidigen, sondern im Interesse der Bürgerschaft kampflos zu übergeben — eine Note, deren Überreichung dann durch den raschen Gang der Ereignisse verhindert wurde. Ich erfuhr, daſs die Serben von allen Seiten heranrückten, daſs sie nur noch 17 km von Sofia entfernt seien, daſs man sie in einigen Stunden, „spätestens aber morgen früh“ hier erwarten müsse, und ich hörte in allen Tonarten das Lied des „Anfangs vom Ende“. Zugleich aber sagte

man mir, daſs die unter dem Schutze des russischen Konsulats stehenden Anhänger Tsankoffs neuen Mut faſsten, daſs sie unter der Bevölkerung herumgingen und erzählten, wie alles so habe kommen müssen, weil man von Ruſsland abgefallen, wie man jetzt die Gelegenheit ergreifen und sich durch Verjagung des Fürsten Ruſslands mächtigen Schutz erkaufen müsse, wie er, Tsankoff, im Verein mit dem russischen Generalkonsul Kojander bereit sei, die provisorische Regierung zu übernehmen und wie alle Vorbereitungen hierzu schon getroffen seien. Etwas wirr im Kopfe ging ich in das fürstliche Palais, um den Adjutanten des Fürsten, Uwalieff, aufzusuchen, der von Sliwnitza mitgekommen war. Ich traf ihn auf dem Wege zum Telegraphenbureau. „Welche Nachrichten?“ — „Gutscheff hält stand.“ — „Und Bresnik?“ — „Keine Depeschen.“ — Ich ging nun nach dem Hôtel de Bulgarie, wo natürlich auch nichts zu hören war, obgleich alle Welt dort zusammenlief und eifrig die Ereignisse besprach. Ich machte mich endlich auf, um noch einmal zu Karaweloff zu gehen, bei dem in diesem Augenblicke auch der Kriegsminister sein muſste, als ich den Minister Tsanoff freudestrahlend aus dem Palais kommen sehe. Rasch gehe ich auf Tsanoff zu, aber ehe ich noch eine Frage stellen kann, ruft er mir zu:

„Bresnik ist genommen, die Serben geschlagen, Popoff marschiert auf Trn.“

Wenn in diesem Augenblicke König Milan mitten unter uns erschienen wäre, die Überraschung hätte nicht gröſser sein können. So war denn alle die Angst und

Besorgnis unnötig gewesen, den Serben war auch dieser Weg nach Sofia versperrt, ein neuer Sieg der bulgarischen Waffen war errungen -- und mit dem Sturze des Fürsten und mit Tsankoffs Präsidentschaft war es wieder nichts. Der arme alte Mann, ich meine Tsankoff, verkroch sich auch sogleich in sein Schneckenhaus, und das um so eiliger, als er von einer in Sofia umgehenden Mär gehört haben soll, welche besagte, daſs er, Tsankoff, der Präsident der zukünftigen provisorischen Regierung, zur Vorfeier des Einzuges der serbischen Truppen in Sofia an dem groſsen Birnbaume vor Kojanders Fenster aufgehängt werden solle.

Zog aber im Herzen des russischen Generalkonsuls und des Herrn Tsankoff tiefe Trauer ein ob der bulgarischen Siege, so ging die Stadtbevölkerung aus einer kopflosen Panik in die unbändigste Freude über, sobald die Siegesnachricht allgemein bekannt wurde: ein rascher Wechsel, der von der Standhaftigkeit des menschlichen Gemütes keinen sehr vorteilhaften Eindruck giebt. Ich war aber nicht in der Lage, diesen Wechel persönlich mit anzusehen, denn als fünf Minuten nach der Siegesnachricht bekannt wurde, daſs Fürst Alexander nun sofort nach Sliwnitza zurückkehren werde, saſs auch ich, wiederum von Stambuloff begleitet, in meinem Wagen, und wir rollten in aller Eile dem Orte zu, den wir heute Morgen zu Pferde verlassen hatten. Begreiflicherweise waren wir in besserer Stimmung als am Vormittage, aber alle Befürchtungen waren doch noch nicht geschwunden, denn unausgesetzter Kanonendonner verkündigte uns den Fortgang des Kampfes.

Uns begegnende Ordonnanzen und Ärzte erzählten, daſs Gutscheff alle Angriffe der Serben siegreich abgeschlagen habe, und als wir etwa noch 10 km vor Sliwnitza waren, berichtete uns ein Offizier, daſs die Bulgaren auf der ganzen Linie zum Angriff vorgegangen seien. Der Boden brannte uns unter den Füſsen und ich trieb meinen Kutscher zu gröſster Eile an, so daſs wir schon um 5 Uhr in Sliwnitza ankamen, wo uns die Nachricht von dem erfochtenen groſsen Siege bestätigt wurde. Wir stiegen sofort zu Pferde und ritten auf die Stellungen, bei denen inzwischen der Kampf erloschen war. Die bereits eingetretene Dämmerung verhinderte uns, die auf dem Gefechtsplatze eingetretenen Veränderungen zu sehen, aber schon aus den freudigen Mienen der Offiziere konnte man erkennen, daſs der Tag mehr als gut gewesen war. Gutscheff mit seinem Stabe war noch nicht in das Palais zurückgekehrt, und als wir fortritten, um sie zu suchen, merkten wir als erstes Zeichen des Sieges, daſs unsere Batterien nicht mehr in ihren alten Stellungen, also vorgerückt waren. Endlich trafen wir auch Gutscheff, aber kaum hatten wir Zeit gehabt, ihn zu begrüſsen und zu beglückwünschen, als brausender, nicht enden wollender Jubelruf von der rechten Flanke das Nahen des Fürsten verkündete, der kurz nach uns Sofia verlassen hatte. In einer Minute waren wir beim Fürsten, der Gutscheff tiefbewegt umarmte. Nachdem er dann einen kurzen Bericht über den Verlauf des Kampfes entgegengenommen und den Offizieren nochmals gedankt hatte, kehrte der Fürst nach Sliwnitza zurück, und erst

im „Konak“ erfuhr ich Näheres über den Sieg bei Bresnik, der die von dort drohende Gefahr beseitigt hatte. Wie schon erwähnt, war Hauptmann Popoff, als sich am 18. abends eine Verschiebung der serbischen Truppen nach links bemerkbar machte, diesen mit drei Bataillonen gefolgt und so bis Bresnik gekommen, auf seinem Marsche alles, was er an Truppen vorfand, an sich ziehend. Mit jenem Geiste der Offensive, der die bulgarischen Offiziere auszeichnete und der wohl auch in etwas darauf zurückzuführen war, dafs ein jeder Hauptmann eine Schlacht für sich gewinnen wollte, griff Popoff am 19. in aller Frühe an, schlug den überraschten Feind vollständig und zwang ihn, in aller Eile den Rückzug auf Trn anzutreten, wohin er sogleich nachfolgte.

Der Kampf bei Sliwnitza selbst war in folgender Weise verlaufen. Früh morgens 8 Uhr nahm Bendereff auf dem rechten Flügel die Angriffsbewegung wieder auf, diesmal mit der festen Absicht, bis Dragoman durchzustofsen und so auf die Rückzugslinie des Feindes, die Strafse Sliwnitza-Zaribrod zu gelangen. Die durch die früheren Erfolge angefeuerten Truppen leisteten unter ihrem talentvollen jungen Führer Erstaunliches. Sie hatten ein unbegrenztes Selbstvertrauen erlangt und auch in den vorhergehenden Gefechtstagen Erfahrungen gemacht, die jetzt ausgenutzt wurden. Es stand fest, dafs die Serben einen bulgarischen Bajonettangriff nicht aushalten konnten, und deshalb ging das Bestreben dahin, sobald als möglich den Serben so nahe zu kommen, dafs man zur blanken Waffe greifen

konnte. Bendereff erzählte mir später, daſs es ihm, sobald er einmal einen Angriff angeordnet hatte, kaum noch möglich war, seine Truppen zurückzuhalten. Instinktiv hatten diese die Theorie des toten Winkels erfaſst, und die Wahrnehmung, daſs sie auf weitere Entfernungen gröſsere Verluste hatten, dagegen fast gar keine, wenn sie am Fuſse der zu erstürmenden steilen Berge angekommen waren, lieſs sie dem Bergabhange in gröſster Eile zulaufen. Dort verschnauften sie etwas und dann begann die Kletterarbeit. Und was für eine Arbeit war das! In der Nähe von Sliwnitza waren die Berge schon schlimm, bei Dragoman aber nahmen sie sowohl an Höhe als Steilheit noch zu. Ich bin später auf einzelnen dieser Berge gewesen und ich muſs sagen, daſs ich noch heute nicht begreife, wie die Bulgaren nach ihrer Erkletterung noch die Kraft zu einem Bajonettangriff hatten. Noch unbegreiflicher ist es freilich, daſs die in ihren Stellungen ausgeruhten Serben die in völliger Erschöpfung ankommenden Bulgaren nicht kopfüber den Abhang hinunterwarfen. Aber an diesem dritten Tage war der moralische Halt der Serben bereits erschüttert und in einzelnen Fällen genügte das bloſse Aufspielen des dem Sturme vorangehenden „Dschumi Maritza“, um sie zu schleuniger Flucht zu veranlassen. Man streitet viel über die Nützlichkeit der Regimentsmusiken, und ich selbst habe früher nicht eben zu ihren Freunden gehört und bin erst während dieses Feldzuges in meiner ungünstigen Beurteilung schwankend geworden. Ich weiſs nicht, ob Bendereff musikalisch ist, aber jedenfalls hat er

während dieser Kämpfe auf dem rechten Flügel die Musik in einer Ausdehnung angewandt, wie ich es früher noch bei keinem Feldzuge erlebt habe. Bei jeder Angriffsbewegung spielte die Musik, oft an der Spitze der Sturmkolonnen marschierend, trotz der sehr ernsten Verluste, die sie dabei erlitt. Nach allgemeinem Urteil machte ihr Spiel einen ungeheuren Eindruck auf die Mannschaften, und wir haben gesehen, daſs auch die Serben sich dem nicht zu entziehen vermochten.

Der schwerste Sturm war der auf die letzte, vor Dragoman liegende, besonders starke Höhe, bei der es noch einmal zu einem wirklichen Bajonettkampfe kam. Nach ihrer Einnahme war das ganze Berggelände rechts von der Straſse bis nach Dragoman hin in den Händen der Bulgaren, die einzelne Patrouillen sogar bis in das Dorf selbst vorschickten. Gleichzeitig waren auch die Truppen aus der Hauptaufstellung auf der Straſse vorgegangen, um die Operationen des rechten Flügels zu unterstützen, und hatten die Serben gleichfalls zurückgeworfen. Hiermit war die Stellung der beiden feindlichen Heere gänzlich verändert worden, denn während früher die Serben senkrecht zur Straſse standen, also eine Linie von Süden nach Norden bildeten, waren sie jetzt von den Bulgaren im Norden gänzlich überflügelt worden, so daſs sie eine Front von Süden nach Nordwesten einnahmen. Bendereff hatte die Absicht, diesen Frontwechsel zu noch schärferem Ausdrucke zu bringen und sofort, jetzt von Norden her, auf den linken serbischen Flügel zu stoſsen, die Serben gänz-

lich von Dragoman abzudrängen, so daſs sie alsdann eine Stellung von Osten nach Westen eingenommen hätten, mit der einzigen und noch dazu bedrohten Rückzugslinie auf Trn. In dem Augenblicke jedoch, wo er den Angriff beginnen wollte, erhielt er von Gutscheff den Befehl, einstweilen Halt zu machen, bis sein Vorgehen von den noch weit entfernten Truppen der Hauptaufstellung unterstützt werden könne. Ich glaube, daſs Gutscheff, der von der Hauptstellung aus nach der allgemeinen Lage urteilen muſste, nicht wohl einen anderen Befehl erteilen konnte, andererseits aber behauptet Bendereff, daſs er den Serben eine furchtbar blutige Niederlage zugefügt haben würde, wenn man ihm erlaubt hätte, sich mit seinen Bataillonen auf die demoralisierten Haufen zu stürzen. Seine Ansicht kann richtig sein, aber damals wuſste die Oberleitung noch nicht, bis zu welchem Grade die serbischen Truppen demoralisiert waren, und es bedurfte noch einiger Tage, ehe wir über diesen Punkt ins klare kamen. Ohne diese Überzeugung konnte aber Gutscheff nach meiner Ansicht nicht wohl eine so gewagte Einzeloperation des rechten Flügels gestatten.

Noch einmal suchten die Serben sich gegen $^1/_2$3 Uhr nachmittags zum Angriff aufzuraffen und gingen mit bedeutenden Truppenmassen gegen den linken Flügel der Hauptaufstellung vor, wo sich ein äuſserst erbitterter Kampf entspann, der mit gänzlicher Niederlage der Serben endete. Und nun befahl Gutscheff ein allgemeines Vorrücken der ganzen Linie: der nach links zurückgebogene linke Flügel schwenkte nach rechts ein und rückte vorwärts, die

Truppen der Hauptaufstellung beschleunigten ihren Vormarsch auf der Straſse, die Division Bendereff stieg aus den Bergen nieder und die sich vorwärts wälzenden bulgarischen Massen drängten überall die Serben zurück, bis der Einbruch der Dämmerung ihnen Halt gebot — die dritte Schlacht bei Sliwnitza war beendigt und hatte die serbischen Niederlagen der ersten Tage endgültig besiegelt.

Alle diese Ereignisse wurden im Hauptquartier in freudig erregter Stimmung durchgesprochen; die Verteidigung war abgeschlossen und es begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieses Krieges, bei dem die Rollen vertauscht waren und die Verteidigung den Serben, der Angriff aber den Bulgaren zufiel.

XII.

Nach dem Siege.

Ein Sonnenblick. Das bulgarische Hauptquartier. Der „Konak". Die serbischen Kriegsgefangenen und Überläufer. Eine „preußische" Patrouille. Die Verstärkungen. Die Verteidigung von Widdin. Popoff in Trn und Panitza in Serbien.

Nach dreitägigen ununterbrochenen Kämpfen hatten unsere Truppen zwei Tage der Ruhe wohl verdient, ja es war sogar unumgänglich nötig, sie ihnen zu lassen, schon um geregelte Verbände aus den Bataillonen herzustellen, die, sowie sie angekommen waren, gerade dort Verwendung gefunden hatten, wo man ihrer im Augenblick am nötigsten zu bedürfen glaubte. Die Serben empfanden noch mehr als wir das Bedürfnis der Ruhe und so konnten wir diese zwei Tage wie im tiefsten Frieden verleben. Warm und mai-, ja junimäßig lachte den Tag über die Sonne auf uns hernieder, und auf der ganzen Stellung von Sliwnitza herrschte das regste Leben und eine bisher nicht gekannte Lustigkeit. Die Sonne taute endlich die seit sechs Tagen eingefrorenen Glieder auf und ließ das Blut rascher durch die Adern rinnen, und zu dem körperlichen Wohlbehagen

kam der Stolz und die Freude über die errungenen Siege. Die Truppen hatten zum erstenmale für ihre langen Entbehrungen und Anstrengungen eine glänzende Genugthuung empfangen, indem sie den Serben wenigstens in etwas ihren frevelhaften Überfall vergelten konnten, und die Wirkung davon war unbeschreiblich. Die armen Leute in ihren über und über mit dem Schmutz der Laufgräben bedeckten Anzügen, mit ihrem halbleeren Magen waren förmlich aufgelebt, und als Fürst Alexander die Stellungen besuchte, da brauste ihm überall ein so begeistertes und frohes Hurrah entgegen, als ob die Truppen nie anders als in italienischem Sonnenschein und bei ägyptischen Fleischtöpfen gelebt hätten. Die Erinnerung an die überstandene schwere, sehr schwere Zeit war geschwunden, und Sonnenschein und Siegesfreude vereinigten sich, um das nasse, schmutzige und blutige Kriegsbild der letzten Tage in ein lachendes Manöverbild zu verwandeln. Die Regimentsmusiken spielten lustig auf, die Offiziere aus den einzelnen Stellungen und Batterien besuchten sich gegenseitig, die Truppen zeigten stolz die serbischen Trophäen, die sie erbeutet hatten und deren unzählige im bulgarischen Lager vorhanden waren. Fast jeder hatte ein Gewehr, einen Revolver, einen Säbel, ein Kochgeschirr, eine Mütze, ein Nähzeug oder einen andern Gegenstand den „Serbskis“ abgenommen, und wenn diese Dinge auch meist recht wertlos waren, so wohnte ihnen dafür ein desto bedeutenderes pretium affectionis bei.

Und da wir während zweier Tage von dem eigentlichen „Krieg und Kriegsgeschrei“ unbehelligt blieben, so

möge diese Schlachtenpause benutzt werden, um den Leser mit dem Hauptquartier des Fürsten Alexander und den Personen, die es bildeten, näher bekannt zu machen. Da finden wir zunächst den jungen Prinzen Franz Josef von Battenberg, den Bruder des Fürsten, der als Leutnant im preufsischen 1. Garderegiment zu Fufs diente und sich zufällig auf Urlaub in Bulgarien aufhielt, als der Aufstand in Philippopel ausbrach. Wie das natürlich war, wollte er seinen Bruder in der Stunde der Gefahr nicht verlassen, sondern begleitete ihn nach Philippopel, wo er bis zum Ausbruch des Krieges verblieb. Als die serbische Kriegsgefahr dringender wurde, erhielt er von seinem Regimentskommandeur einen Brief, in welchem ihm dieser mitteilte, dafs sein weiteres Verbleiben in Bulgarien Unzuträglichkeiten haben könne, und in dem er ihm nahelegte, entweder zurückzukehren oder seinen Abschied als preufsischer Offizier zu nehmen. Der Prinz that das letztere, und sogleich setzten die Russen ein Telegramm in die Welt, welches den Hergang so darzustellen suchte, als ob der Prinz sein Offizierspatent dem deutschen Kaiser in brüsker und beleidigender Weise vor die Füfse geworfen habe. Die wohlmeinende Absicht, auch diesen Battenberg in Berlin anzuschwärzen, mufste indessen mifslingen, da man dort über den wahren Sachverhalt ganz genau unterrichtet war. Ich glaube behaupten zu können, dafs Kaiser Wilhelm von einem deutschen Prinzen und preufsischen Offizier niemals eine andere Handlungsweise erwartet hat. Trotzdem hat schon der blofse Versuch der Verdächtigung den Prinzen,

der mit schwärmerischer Begeisterung an Kaiser Wilhelm hängt, aufs allerschmerzlichste berührt. Als der Krieg ausbrach, hatte der Prinz bereits auf telegraphischem Wege seinen Abschied aus der deutschen Armee erhalten und konnte somit schon von den ersten Tagen an als Premierleutnant des 1. Kavallerieregiments im Stabe des Fürsten an allen Schlachten und Gefechten teilnehmen. Stets war er an der Seite des Fürsten, alle Gefahren und Entbehrungen mit ihm teilend, und sein munteres, liebenswürdiges Wesen, sein unverwüstlicher, auch in ernsten Lagen selten versagender Witz erwarben ihm die Sympathie aller, die ihn dort kennen lernten.

Nächst ihm nenne ich in erster Linie den alten Regimentskameraden des Fürsten Alexander, Oberstleutnant Freiherrn Riedesel zu Eisenbach, früheren Leutnant im hessischen Leibdragonerregiment Nr. 24, der hier die doppelte Stellung eines Hofmarschalls und Flügeladjutanten ausfüllte und damit wieder einmal den Beweis erbrachte, daſs aus einem deutschen Offizier, wenn er sonst tüchtig ist, eigentlich alles gemacht werden kann. Herr von Riedesel hatte nicht nur die Sorge für das leibliche Wohlergehen des Hauptquartiers, sondern auch alle Gelegenheit, diplomatische und sonstige Künste zu entfalten, im Verkehr mit den Journalisten und den Diplomaten, die uns später — leider! — auf den Hals geschickt wurden. In Philippopel vor Ausbruch des Krieges hatte er eine Stellung, die zwischen einem persönlichen Vertrauten des Fürsten und dessen politisch-diplomatischem Kabinettschef die Mitte hielt,

und später machte er es wie alle: er arbeitete, wenn etwas zu arbeiten war, gleichviel um was es sich handelte. Es war eben kein in allen Zweigen streng geregelter Dienstbetrieb vorhanden und deshalb griff jeder zu, wo es etwas zu thun gab, und machte die Arbeit, so gut oder schlecht er es verstand; nach den Folgen zu urteilen, schien man es ziemlich gut verstanden zu haben.

Einer der eifrigsten und unermüdlichsten Diener des Fürsten war Kabinettsrat Menges, der den eigentlichen Korrespondenzdienst und das Chiffrieren unter sich hatte, im Felde aber eingedenk seiner Dienstzeit in der deutschen Armee auch Adjutantendienste leistete, vor keiner Gefahr und Arbeit zurückscheute, jeden Menschen sich zu verpflichten verstand, ungefähr soviel Arbeit erledigte, wie drei gewöhnliche Sterbliche und dabei doch fast nie seine gute Laune verlor. Auch er war gleich Riedesel ein Jugendbekannter des Fürsten und diesem nach Bulgarien gefolgt, um dort dieselbe Vertrauensstellung zu bekleiden, die sein Vater, der Geheime Finanzrat Menges, beim Vater des Fürsten, dem Prinzen Alexander von Hessen, innehat.

Hiermit wäre das deutsche Element des Hauptquartiers erschöpft und es bleiben uns noch die Bulgaren: die Flügeladjutanten Hauptleute Winaroff und Uwalieff, Premierleutnant Stojanoff und der Ordonnanzoffizier und Führer der Bedeckungseskadron, Leutnant Taneff. Es ist eine Thatsache, an der man nicht rütteln oder rühren kann, daſs Bulgarien ein Bauernstaat ist, und ich hatte mir infolge dessen, als ich nach Bulgarien kam, eigentlich vorgestellt, daſs die

nationalbulgarischen Offiziere aller Eigenschaften entbehren würden, die man in Deutschland bei einem „Ballleutnant“ zu finden pflegt; ohne daſs ich sagen könnte, daſs diese Vorstellung für mich etwas sehr Schreckliches gehabt hätte. Ich hatte eben Kommiſsoffiziere erwartet, die ihren Dienst recht gut versehen, aber sonst in der Gesellschaft nur wenig mitrechnen — und ich hatte mich in dieser Voraussicht, wie in manchen andern Vorstellungen vom heutigen Bulgarien, gründlich geirrt. Sämtliche bulgarische Offiziere vom Stabe des Fürsten waren feine, liebenswürdige, wohlerzogene, mehrere Sprachen sprechende Herren, die jedem europäischen Salon zur Zierde gereicht hätten, die dabei ihren Dienst mit einer Ausdauer und Hingabe ohne gleichen versahen und keineswegs aussahen, wie Offiziere eines „halbbarbarischen“ Heeres. Die Zeit, die ich unter ihnen verlebt habe, wird mir immer eine angenehme und freundliche Erinnerung bleiben.

Nicht eigentlich zum persönlichen Hauptquartier des Fürsten gehörend, aber doch, weil sie sehr oft dort anwesend waren, hier zu erwähnen sind der Chef des Generalstabes, Hauptmann Petroff, und der Kommandeur der Artillerie, Hauptmann Panoff. Petroff, der jugendlichste Generalstabschef den es je gegeben hat, dürfte höchstens 26 Jahre alt sein und sieht noch viel jünger aus. Ein intelligenter, fleiſsiger Arbeiter, voll von Selbstvertrauen, etwas Optimist, kalt und ruhig im Gefecht, sehr lustig und vergnügt in den Stunden der Erholung, nicht ohne das Bewuſstsein, daſs ihn sein kleiner schwarzer Schnurrbart

sehr gut kleidet: so präsentiert sich der Chef des bulgarischen Generalstabes. Eine äufserlich sehr verschiedene Erscheinung ist Hauptmann Panoff. Ein hoher, starkgebauter Mann mit schwachem Vollbart, der älter aussieht als er ist, und der auf den ersten Blick etwas Hartes in seinen Zügen zu haben scheint. Spricht man aber mit ihm, lernt man ihn näher kennen, so ändert sich dieser Eindruck und man gewinnt die Überzeugung, dafs man es mit einem sehr gebildeten, wirklich bedeutenden Menschen zu thun hat. Er besafs grofsen Einfluſs auf den Fürsten, und wenn die Artillerie bei Sliwnitza und später so viel zu den bulgarischen Siegen beitrug, so hatte daran ihr Führer ein grofses persönliches Verdienst. Dieser Mann mit eigenen Ideen war bei den Russen sehr schlecht angeschrieben und sie hatten schon vor längerer Zeit seine Entfernung aus der Armee verlangt, weil sie nicht mit Unrecht glaubten, dafs er zu denen gehöre, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, im bulgarischen Offiziercorps ein bulgarisches Nationalgefühl zu wecken und zu stärken.

Wenn ich oben Petroff den jugendlichsten aller Generalstabschefs genannt habe, so finden wir diese Eigenschaft der Jugendlichkeit überhaupt bei dem ganzen Stabe, von dem kein einziger Offizier über 31 Jahre alt war. Die bulgarische Armee hat sich eben auch darin nach dem Fürsten Alexander gerichtet, der mit gutem Beispiel — er zählte selbst erst 28 Jahre — voranging.

Die Unterbringung des Stabes in Sliwnitza war äufserst naturwüchsig: der alte Han hatte eine grofse ungepflasteret

allgemeine Gaststube, an die sich zwei kleine Verschläge oder Zimmerchen anschlossen und aus der eine Thür unmittelbar in den Stall führte. In der einen Ecke befand sich der einzige zum Kochen zu benutzende Kamin, in der anderen ein gitterartiger Schanktisch, aufserdem ein langer Holztisch mit schmalen Holzbänken. Und das war alles. Das beste Zimmer, welches sogar eine Bettstelle besafs, hatte man für den Fürsten eingerichtet, das andere für den Prinzen Franz Josef. Riedesel hatte sein Domizil im Schanktisch aufgeschlagen, wo sich aufserdem zwei kleine hölzerne Kisten befanden, die Menges, ihr Hüter, mit den pompösen Namen „bulgarisches Staatsarchiv“ und „Ordenskammer“ belegt hatte. Alle anderen Herren schliefen einfach neben einander auf der festgestampften Diele des grofsen Zimmers, und glücklich der, der aufser seinem Überzieher noch eine Decke besafs. Als letzter Insasse dieses als Schlaf-, Efs-, Wohn-, Koch- und Beratungsraum dienenden Gemachs sei schliefslich ein kleiner Hund erwähnt, den Herr von Riedesel zu seiner persönlichen Bedeckung von Sofia nachkommen liefs, weil in der ersten Nacht eine Ratte den glücklicherweise mifslungenen Versuch gemacht hatte, ihm in den Mund zu kriechen.

Erst in diesen zwei Tagen der Ruhe konnte man sich im bulgarischen Hauptquartier über die Tragweite der erfochtenen Siege klar werden, und zwar trugen hierzu hauptsächlich die Aussagen der zahlreichen serbischen Gefangenen bei. Die Leute waren gut, wenn auch etwas leicht gekleidet, ihr Anzug war von erstaunlicher, in Anbetracht

der auch von ihnen durchgemachten Lehm- und Regenbiwaks fast unbegreiflicher Sauberkeit, ihre äufsere Haltung von soldatischer Strammheit. Ich bedauere aber sagen zu müssen, dafs ich, was den moralischen Halt anlangt, niemals traurigere Soldaten gesehen habe. Ohne die geringsten Schwierigkeiten zu machen, gaben sie auf Befragen alle nur wünschenswerten Auskünfte über die Stellung und Stärke des serbischen Heeres, und zwar in durchaus wahrheitsgetreuer Weise, ja sie drängten sich geradezu zu diesen verräterischen Aussagen heran und einer schien den andern in der Erzählung von Einzelheiten übertreffen zu wollen, von denen er wissen mufste, dafs sie seinem Vaterlande zum gröfsten Schaden gereichen würden. Von Niedergeschlagenheit über die Gefangennahme war auch nicht das Geringste zu verspüren und die Leute schienen im Gegenteil sehr froh, jetzt sicher geborgen und fern vom Schusse zu sein. Sei es dafs sie ihrer wirklichen Ansicht Ausdruck gaben, sei es dafs sie dadurch eine Verbesserung ihrer Lage zu erreichen hofften: so oft auf König Milan die Rede kam, ergingen sie sich in den fürchterlichsten Verwünschungen, die sich hier gar nicht wiedergeben lassen. Ihm allein gaben sie die Schuld an diesem Kriege, und viele sprachen die Hoffnung aus, dafs die serbischen Soldaten ihn jetzt erschiefsen würden. Nicht sehr viel glimpflicher kamen die serbischen Offiziere fort, und wer etwas von militärischem Geiste versteht, mufste sich sagen, dafs solche Reden nur von Soldaten einer Armee möglich waren, die sich im Zustande moralischer Auflösung befand. Dieses

etwas widerliche Schauspiel wiederholte sich während des ganzen Krieges, namentlich als die Überläufer immer zahlreicher eintrafen. Diese konnten, je nach der Erklärung, die sie für ihre Fahnenflucht gaben, in drei Klassen eingeteilt werden: 1) solche, welche behaupteten, daſs sie als Bulgaren von Nationalität nicht gegen ihre bulgarischen Brüder fechten wollten, 2) solche, die erklärten, daſs der Mangel an warmer Kleidung und Nahrung es ihnen unmöglich gemacht hätte, bei der Armee auszuhalten, und endlich 3) diejenigen, welche als Grund der Fahnenflucht ganz kaltblütig angaben, sie hätten im Laufe der Kriegführung die Entdeckung gemacht, daſs man dabei ernstliche Gefahr laufe, totgeschossen zu werden; da dies indessen ihren Wünschen gar nicht entspreche, so hätten sie vorgezogen, sich den Bulgaren zu ergeben und sich so in Sicherheit zu bringen. Schon während des letzten Kampftages bei Sliwnitza stellten sich viele Fahnenflüchtige, und am 20. November nachmittags ereignete sich ein ganz merkwürdiger Vorfall. Zwei Serben, die zu den Bulgaren übergelaufen waren, wurden ins Hauptquartier gebracht und machten dort folgende Aussage: ihr Bataillon habe gemeutert, den Bataillonschef und sämtliche Offiziere getötet und erwarte nun die Bulgaren, um sich ihnen zu ergeben. Sie, die Gefangenen, seien bereit, die Bulgaren nach den Ortschaften zu führen, wo sich die Meuterer aufhielten. Diese Geschichte erschien denn doch etwas zu stark; da aber die Gefangenen, trotz der Drohung, daſs man sie erschieſsen würde, falls sie gelogen hätten, bei ihren Angaben

beharrten, so wurde Leutnant Stojanoff mit einer Kavallerieabteilung abgeschickt, um die Sache zu untersuchen und — wenn sie sich bestätigen sollte — das rebellische Bataillon abzuholen. Nun fand sich in den angezeigten Dörfern das Bataillon allerdings nicht vor, wohl aber wurde von den Dorfbewohnern bestätigt, daſs sich dort einen ganzen Tag 5—600 serbische Soldaten ohne Offiziere und ohne militärische Ordnung aufgehalten und sich allmählich zerstreut hätten. War die Angabe der Überläufer also richtig oder nicht? Im bulgarischen Hauptquartier wagte man diese Frage nicht zu entscheiden und lieſs deshalb die zwei Gefangenen unbehelligt. Auch ein anderer Vorfall blieb ohne recht befriedigende Erklärung. Schon am 20. ging nämlich das Gerücht, daſs die Serben auf einer von ihnen geräumten, von uns aber nicht besetzten Anhöhe, die etwa 7 km vor dem linken Flügel der Hauptaufstellung lag, eine Batterie im Stiche gelassen hätten. Aus Gründen, die mit der Mangelhaftigkeit des der Kavallerie obliegenden Rekognoszierungsdienstes zusammenhingen, hatte man sich über diese Angabe keine Gewiſsheit zu verschaffen gewuſst, und erst am 21. nachmittags brach eine freiwillige Rekognoszierungspatrouille, bestehend aus dem Prinzen Franz Josef, Herrn von Riedesel, dem eben aus Ostrumelien angekommenen Oberstleutnant von Corvin, Herrn Menges, meiner Wenigkeit, dem Ordonnanzoffizier Leutnant Taneff und etwa 20 Reitern, nach jener Höhe auf. Als wir so in einer Reihe neben einander herritten, muſste ich in einem Augenblick laut auflachen: gewiſs war die bulgarische

Armee nach dem Abzug der russischen Offiziere eine rein nationale, aber diese Patrouille war mit Ausnahme von Taneff und seinen Reitern rein preußisch. Der Prinz, Riedesel, Corvin, Menges und ich, wir alle hatten die preußischen Epauletten getragen und es war immerhin ein merkwürdiger Zufall, daß wir so zusammen zur Aufsuchung der Kanonen ausritten. Um es kurz zu machen: mit diesen Kanonen war es leider nichts, obgleich wir es uns sehr schön ausgemalt hatten, wenn wir wenigstens eine Kanone mit unseren Reitpferden ins bulgarische Lager hätten anschleifen können. Dagewesen waren sie aber wirklich und einen ganzen Tag lang hatten sie, wie die Bauern uns erzählten, ohne jede Bedeckung zu unserer Verfügung gestanden, und nur unserer Saumseligkeit war es zu danken, daß die Serben sie einige Stunden vor unserer Ankunft in aller Gemächlichkeit hatten abholen können. Weshalb man sie aber überhaupt so lange dort gelassen hatte, das mögen die Götter wissen!

Nach dem dritten Schlachttage war sofort die Ergreifung der Offensive beschlossen worden und deshalb, teilweise auch, weil man doch vor der Wiederaufnahme der serbischen Offensive nicht ganz sicher war, wurden die für die Verstärkungen gegebenen Befehle, mit Anspannung und Überanspannung aller Kräfte zu marschieren, wiederholt. Und als wir am 20. abends von den Stellungen nach Sliwnitza zurückritten, da waren sie angekommen.

„Tirnowski Polk, Primorski Polk, vier ostrumelische Druschinen, 13 000 Mann zur Stelle!“ — mit diesen Worten

sprengte ein junger Offizier, der diese Truppen aus Ostrumelien gebracht hatte, mit dem Säbel salutierend an den Fürsten heran. Und rückwärts von den Stellungen, in einer langen Schlucht, wo sonst ein einsamer Kochkessel brodelte, da starrte jetzt ein Wald von Bajonetten, und als der Fürst sich nun nahte, da brach ein Jubelruf aus, so brausend und betäubend, wie ich ihn noch nicht gehört hatte. Es war, als ob die Leute gewufst hätten, dafs mit ihrer Ankunft das Schicksal der serbischen Armee endgültig besiegelt war. Von Jamboli und Hermanli waren sie in Riesenmärschen durch Regen und Schnee über den Balkan herbeigeeilt, ohne Ruhe bei Tag und Nacht, nur von dem Drange beseelt, den kämpfenden Brüdern zu Hülfe zu kommen. Tagesmärsche von 60 km waren die Regel, und das Primorski Polk hatte in den letzten 32 Stunden sogar 95 km zurückgelegt und dabei auf einen Bestand von fast 4500 Mann nur 62 Mann auf dem Wege zurückgelassen! Gewifs eine der riesigsten Marschleistungen, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Und dabei sahen die Leute so frisch und kräftig aus, man merkte bei ihnen so wenig von Ermattung, dafs man sie ohne Zögern sofort dem Feinde hätte entgegenführen können. Und je näher wir Sliwnitza kamen: Soldaten, nichts als Soldaten! Beim „Konak“ des Fürsten marschierten die letzten Bataillone in nicht enden wollendem Zuge vorbei, und wenn wir glaubten, dafs es jetzt zu Ende sei, kam immer wieder ein neues Bataillon. Vor dem Konak spielte die Regimentsmusik das „Dschumi Maritza“, jubelnd beantworteten die vorüber-

ziehenden Truppen den begrüfsenden Zuruf des Fürsten — die bulgarische Armee war zur Stelle!

Im Konak waren neue und gute Nachrichten angekommen: Hauptmann Usunoff hatte in Widdin mit seinen türkischen und bulgarischen Freiwilligen einen Angriff des Generals Leschjanin siegreich und blutig abgeschlagen — und noch zwei andere Meldungen, die in lakonischer Kürze besagten:

„Hauptmann Popoff hat Trn genommen."

„Hauptmann Panitza ist nördlich Zaribrod in Serbien eingerückt."

Dafs Popoff nach Besetzung von Bresnik auf Trn marschierte, wufsten wir und seine Depesche kam daher nicht unerwartet. Aber Panitza? Wer oder was ist Panitza? Als der Aufstand in Philippopel ausbrach, war er Regimentsauditeur, also Militärgerichtsbeamter, in ostrumelischem Dienst und Mitglied des Revolutionsausschusses. Dann wurde er Präsident des Kriegsgerichtes in Sofia, um nach der serbischen Kriegserklärung zum Hauptmann und Kommandeur jener Mazedonier ernannt zu werden, von denen ich schon erzählt habe und denen ich der Kürze halber in Zukunft den Namen „Räuberbrigade" belassen werde. Als Panitza mit seinen Leuten aus Ostrumelien in Sofia angekommen war, bat er um die Erlaubnis, sie als unregelmäfsiges Streifcorps benutzen zu dürfen, das in der Flanke und womöglich im Rücken des Feindes operieren sollte. Die Mazedonier boten für eine solche Kriegsart ein ausgezeichnetes Material, Panitza war als ein toller Wagehals

bekannt, und so gab man ihm denn die erbetene Erlaubnis, ohne sich jedoch von seinen Operationen viel zu versprechen. Panitza verschwand nun nordwestlich von Sofia, und tagelang hörte man gar nichts von ihm. Dann aber kamen drei Männer angeritten und brachten einen Brief von Panitza und einen Sack. In dem Briefe stand geschrieben, er habe die Serben in mehreren Gefechten geschlagen, viele Gefangene und Gewehre erbeutet und nördlich Zaribrod die serbische Grenze überschritten. In der nicht ganz unrichtigen Selbsterkenntnis, daſs ein solcher überraschender Bericht vielleicht nicht ohne weiteres Glauben finden würde, hatte er für Beweisstücke Sorge getragen und zwar in recht origineller Weise: denn als man den Sack öffnete, fielen aus diesem die amtlichen Siegel der von Panitza besetzten serbischen Zollposten und Dorfgemeinden. Jetzt war natürlich kein Zweifel mehr zulässig, Panitzas zuerst wenig beachtete Brigade wurde „ernst“ und man beschloſs sofort, ihm Linientruppen als Verstärkung unter gröſster Beschleunigung nachzusenden.

So war denn alles aufs beste bestellt und wir hatten nur die eine Besorgnis, daſs die europäische Diplomatie uns Hindernisse in den Weg werfen könne. Vorerst lieſs sie aber nichts von sich hören.

XIII.

Die Macht des Erfolges.

Umschwung der öffentlichen Meinung in Europa. Rufsland. Deutschland. Ein Regen von Glückwunschtelegrammen. Die Stimmung in Bulgarien. Das bulgarische National- und Vaterlandsgefühl. Die Türken.

Mit einer gewissen Gemächlichkeit wartete Europa auf die serbischen Siegesdepeschen, und seine Presse besprach schon die Bedingungen, die der siegreiche Serbenkönig den besiegten Bulgaren in Sofia auferlegen werde. Vom Fürsten Alexander war kaum noch die Rede, er galt für eine verflossene Gröfse, denn es war klar, dafs für den geschlagenen Fürsten in Bulgarien kein Platz mehr sein konnte. Wäre er geschlagen, sein Heer in furchtbar blutigem Kampf vernichtet worden, wie hätte man ihm dann vorgeworfen, dafs er in rasendem Unverstande ein führerloses Heer dem sicheren Verderben entgegengeführt, dafs er aus persönlichem Ehrgeiz seine Soldaten auf der Schlachtbank geopfert, ein ganzes Volk ins Unglück gestürzt habe. Mit Ausnahme derer, die ihn persönlich kannten, und einiger Landsleute, die in Alexander Battenberg auch

noch als Fürsten von Bulgarien ihren alten Landsmann sahen, würden alle ihren Stein auf ihn geworfen haben. Die serbischen Generäle aber wären grofse Feldherrn und Milan vielleicht sogar ein Held geworden. Und doch wäre Fürst Alexander nach seiner Niederlage um kein Haar schlechter gewesen als jetzt nach seinen Siegen.

„Erfolg", du Zauberwort! Als die Depeschen aus Sliwnitza, dem kleinen bulgarischen Dorfe, der überraschten Welt verkündigten, dafs Serbiens vielgerühmtes Heer geschlagen, dafs der Bulgaren „zügellose Banden" den dreifach überlegenen Feind in wildem Sturme zurückgeworfen, dafs Fürst Alexander, seine Truppen führend und anfeuernd, sich selbst schonungslos der Gefahr aussetzend, die Seele des Sieges gewesen sei — welcher Umschwung, welcher Wechsel! Der eherne Mund der Geschütze hatte gesprochen, der Traum vom serbischen Piemont war verflogen und es hatte sich gezeigt, wo mehr Stahl und wo mehr Mark, bei Serbiens König oder Bulgariens Fürsten, bei Serbiens oder Bulgariens Volkskraft!

Dem eben noch so viel geschmähten Fürsten Alexander flog die Sympathie der öffentlichen Meinung aller Länder zu, sie beugte sich vor dem Erfolge und — sagen wir das als mildernden Umstand — vor der Manneskraft, die ihn errungen hatte. Nicht mehr war die Rede von der Absetzung des Fürsten, und die öffentliche Meinung sprach es mit einer Stimme aus, dafs die Bulgaren den Adelsbrief der Freiheit sich nun selbst erfochten, dafs sie die unblutige Revolution von Philippopel noch nachträglich mit dem

Strahlenkranze militärischen Ruhmes umgeben, daſs Ostrumelien bei Sliwnitza*) erobert worden sei. In Österreich, wo die Schwärmerei für die Serben an der Tagesordnung gewesen war, ging der Umschwung mit groſser Schnelligkeit vor sich, und namentlich das gröſste und bedeutendste Blatt dieses Landes, die Neue Freie Presse, trat mit ebensoviel Wärme als politischem Scharfsinn dafür ein, daſs man dem Siege Rechnung tragen müsse. Auch in Ruſsland erhob sich die öffentliche Meinung, soweit eine solche dort zum Ausdruck kommen darf, sie erinnerte sich der Bande, die zwischen Ruſsland und Bulgarien bestanden hatten, und verlangte ein Aufgeben der starren Feindseligkeit, eine Anerkennung der vollendeten, mit Blut und Ruhm besiegelten Thatsachen. Selbst in diesem absolutistischen Lande war der Druck der öffentlichen Meinung so stark, daſs die Regierung es nicht wagte, ihr im ersten Augenblicke der Begeisterung offen entgegenzutreten. Die Regierungen freilich, die ihre künstlich aufgebauten Pläne mit gänzlichem Zusammenbruch bedroht sahen, wollten noch nicht von ihren vorgefaſsten Meinungen ablassen, und es muſste noch mehr Blut flieſsen, ehe sie erkannten, daſs sie einen falschen Weg eingeschlagen hatten.

Am stärksten war zweifelsohne der Umschwung, der sich in der öffentlichen Meinung Deutschlands vollzog, und

---

*) Es ist gewiſs ein merkwürdiges Zusammentreffen, daſs Sliwnitza, von dem Worte „sliwanie“, Vereinigung, abgeleitet, nichts anderes heiſst als „Mittel der Vereinigung“.

im ganzen Lande, namentlich aber in der Armee, brach heller Jubel aus, daſs ein deutscher Fürst im Auslande den deutschen Namen und deutschen Waffenruf in den schwierigsten Verhältnissen so glänzend zu Ehren gebracht. Bis in den verräucherten „Konak“ von Sliwnitza konnten wir diese Schwingung der Volksstimmung fühlen, denn zahllos waren die Glückwunschtelegramme, die aus allen Gegenden unseres Vaterlandes vom elektrischen Drahte herbeigetragen wurden. Ich habe sie, die Telegramme und die nachträglich eingehenden Briefe, später in Sofia in mächtigen Bänden geordnet gesehen, ein sprechendes Zeugnis für die Anhänglichkeit, die sein altes Vaterland dem Fürsten bewahrt hat. Daſs die Freunde und Bekannten dem Fürsten telegraphierten, war ja natürlich, aber alle möglichen Vereine, Körperschaften, Stammtische, gänzlich unbekannte Privatpersonen, mehrere Offiziercorps übermittelten telegraphisch den Ausdruck ihrer Freude. Die Lektüre dieser Telegramme war oft recht interessant und sie wechselten vom unterthänigsten Amtsstil bis zu einem burschikosen „Feste druff! Wir halten den Daumen.“ Besonders interessierte mich ein Telegramm, das ich leider nur nach dem Gedächtnis wiedergeben kann und das etwa folgenden Inhalt hatte: „Dem Fürsten, der es verstand, die blutigen Folgen einer Revolution abzuwenden, der die Wohlthaten des Friedens zu schätzen wuſste und erst zum Schwerte griff, als frevelhafter Übermut sein eigenes Land und Volk bedrohte, senden zu seinen gerechten Siegen ihre achtungsvollen Glückwünsche — die Bergleute von

Gleiwitz.“ — Schade, daſs Höhergestellte von der Thätigkeit und dem Wesen des Fürsten Alexander nicht eine ebenso richtige Vorstellung hatten, wie diese einfachen Arbeiter . . . . .

Was die Hessen, des Fürsten nähere Landsleute, aber geschrieben und telegraphiert haben, ist ganz unglaublich. Kein deutscher Stamm interessierte sich so für die Siege der Bulgaren, keiner sammelte so viel Geld für die Verwundeten, wie die Hessen, und nichts hätte mich weniger in Erstaunen gesetzt, als wenn ich plötzlich in der Schlacht einige hessische Baschi-Boschuk-Bataillone hätte auftauchen sehen. Wir hätten sie nur zu gut gebrauchen können! Wie oft hörte ich während der ersten Tage von Sliwnitza den sehnsuchtsvollen Ruf: „Nur eine deutsche Division!“

Hatten die Siege im Auslande schon einen gewaltigen Eindruck gemacht, so muſsten sie in Bulgarien selbst natürlich noch stärker wirken, und wenn die Bulgaren schon früher fest zur Vereinigung und zur Person des Fürsten gestanden hatten, so schien es jetzt noch viel unmöglicher, die Vereinigung rückgängig zu machen oder den Fürsten zu beseitigen. Die russischen Parteigänger wagten es nicht mehr, offen ans Tageslicht zu kommen, und sie handelten damit sehr weise. Allenthalben trat unter dem Stolz auf die Siege ein wirkliches bulgarisches Nationalbewuſstsein immer stärker hervor, namentlich in der Armee, im Offiziercorps. Was die Bulgaren zusammen-

gehalten hatte, war die Religion und das Stammesbewufstsein, während der eigentliche Begriff des „Vaterlandes“ ihnen ferner lag und zur Türkenzeit ganz unbekannt war. Beim Donner der Kanonen von Sliwnitza schien ihnen zum erstenmale diese Idee aufzugehen, und zwar dem ganzen Volke Bulgariens, Bulgaren und Türken. Die Versöhnung des Christentums mit dem Islam, oder richtiger gesagt, die Anerkennung der Gleichberechtigung der Muhamedaner ist immer eine meiner Lieblingsideen gewesen und seit acht Jahren habe ich für sie gekämpft: mit herzlich schlechtem Erfolge, denn der unduldsame Geist, der einst zu der Narrheit der Kreuzzüge führte, wirkt heute noch bei uns in alter Kraft. Jetzt aber, nach den Schlachten von Sliwnitza und — wie ich vorausgreifend erwähne — während des ganzen Krieges schien es mir, als ob diese Idee einen raschen Schritt vorwärts gemacht habe und zum erstenmale in einen Anfang der Verwirklichung eingetreten sei. Seite an Seite sah ich Türken und Bulgaren kämpfen, und wenn das bei den Türken am Kalpak fehlende Kreuz sie nicht von den Bulgaren unterschieden hätte, so wäre niemand auf den Gedanken verfallen, dafs hier die Vertreter zweier Rassen neben einander standen, die sich noch vor wenigen Jahren auf das grausamste befehdet hatten. Die in der bulgarischen Linie eingestellten Muhamedaner blieben den Bulgaren gegenüber zwar stets in grofser Minderheit, immerhin aber waren sie in den Regimentern Breslaff, Plewna, Varna mit 10 bis 15 Prozent vertreten. Diese muhamedanischen Soldaten schlugen sich nach dem Ur-

teile sämtlicher Offiziere ganz vorzüglich, standen hinter ihren bulgarischen Kameraden in nichts zurück und gingen ihnen sehr oft mit gutem Beispiel voran. Es fehlte ihnen dafür nicht die vollste Anerkennung ihrer Vorgesetzten und, was für ein späteres friedliches Zusammenleben noch wichtiger ist, die ihrer Kameraden, die, sie die Mehrheit, oft freiwillig hinter der Minderheit zurücktraten und ihr den Vortritt liefsen. Es bedarf dies einer kurzen Erklärung. Die bulgarische Armee hat aus der russischen den Gebrauch übernommen, dafs bei Verleihung kriegerischer Auszeichnungen diese nicht einzelnen Leuten, sondern dem Regiment gegeben werden, das sie auf die einzelnen Compagnien verteilt. In den Compagnien aber wählen die Leute selbst diejenigen ihrer Kameraden, welche die Auszeichnungen tragen sollen. Als nun die ersten Tapferkeitskreuze gegeben wurden, ereignete sich der merkwürdige Fall, dafs die in verschwindender Minderheit befindlichen Muhamedaner in einigen Regimentern fast ebensoviel Kreuze erhielten, wie die Christen, und das durch die Wahl ihrer Kameraden. Das erste Tapferkeitskreuz erster Klasse schmückte gleichfalls die Brust eines Muhamedaners. Scheint darin nicht die Hoffnung begründet, dafs dieser Geist der Kameradschaftlichkeit und freundlichen Anerkennung sich auch ins bürgerliche Leben übertragen wird?

Ungleich den Türken thaten die Griechen nichts zur Verteidigung des Landes, und auch die Siege machten auf sie höchstens einen schmerzlichen Eindruck. Zu energielos,

um gegen die bulgarische Bewegung aufzutreten, warteten sie darauf, daſs ein anderer für sie die Kastanien aus dem Feuer holen und dem heldenmütigen griechischen Volke die Mühe ersparen solle, seinen Heldenmut auch wirklich zu bethätigen. Und sie warten noch.

XIV.

Von Sliwnitza bis Zaribrod.

Der Eintritt in die Offensive Angriff auf den Paſs von Dragoman. Ein diplomatisches Zwischenspiel. Die Höhen von Dragoman genommen. Die Serben räumen den Paſs. Vormarsch auf Zaribrod und Kampf bei der Stadt. Der Einzug des Fürsten.

Am 22. November früh 1/28 Uhr stand vor den Befestigungen von Sliwnitza auf der Hauptstraſse nach Dragoman eine bulgarische Brigade, gebildet aus dem Tirnowski und Primorski Polk, jedes zu vier Bataillonen, in Marschformation. Derselben waren zwei Batterien und zwei Schwadronen beigegeben. Den Befehl über die Kolonne führte der ostrumelische Oberstleutnant Nikolajeff, dem der Auftrag geworden war, mit ihr gegen Dragoman vorzurücken und den Paſs zu nehmen. Gleichzeitig hatte Rittmeister Bendereff Befehl erhalten, mit seinen Truppen die nordöstlich vor Dragoman gelegenen Höhen anzugreifen, aufserdem aber den Versuch zu machen, mit einer Abteilung den Serben durch einen nach rechts ausgreifenden Flankenmarsch in den Rücken zu kommen und ihnen womöglich den Rückzug durch den Paſs zu verlegen. Gut-

scheff blieb mit der Hauptmacht vorläufig in Sliwnitza zurück.

Da die Straſse bis fast zum Dorfe Dragoman hin im Besitz der Bulgaren war, so hätte Nikolajeffs Kolonne ohne weitere Umstände bis dorthin marschieren können, wenn sich nicht im Laufe des Vormarsches herausgestellt hätte, daſs man durchaus nicht darüber im klaren war, ob die Anhöhen links von der Straſse auch ganz rein vom Feinde seien. Es ergab sich daraus die Notwendigkeit, dieses Gelände erst jetzt während des Vormarsches durch Reiterei aufklären zu lassen, eine Arbeit, die schon am Tage vorher hätte besorgt werden müssen. Aber mit den Rekognoszierungen war es ein sehr miſsliches Ding und dieser wichtige Dienstzweig wurde recht oft nicht mit dem Verständnis gehandhabt, das man mit Fug und Recht hätte verlangen dürfen. Die Reiter waren bei den Patrouillenritten langsam und unbeholfen und man merkte ihnen bald an, daſs dieser Abschnitt des Felddienstes nur wenig oder gar nicht eingeübt sein konnte. So sehr ich die ausbildende Thätigkeit der russischen Offiziere bei der bulgarischen Infanterie und Artillerie anerkenne, so wenig scheinen die Kommandeure der beiden Reiterregimenter ihrer Aufgabe gewachsen gewesen zu sein. Um rasche und gute Meldungen zu haben, muſste man fast immer berittene Gendarmen oder Soldaten der Leibeskorte nehmen, die den Meldungsdienst sehr befriedigend besorgten. Ich habe später wiederholt mit bulgarischen Kavallerieoffizieren über diesen im Heere allgemein erkannten Übelstand gesprochen, und

alle versicherten, daſs die russischen Kommandeure der Kavallerieregimenter dem Felddienste nur ganz geringe Wichtigkeit beigelegt und ihn dem entsprechend sehr oberflächlich geübt hätten. Den Schaden von dieser Vernachlässigung hatte jetzt das ganze Heer zu tragen und nicht am wenigsten der Oberstleutnant von Corvin, der früher Kommandeur der Leibeskorte gewesen war und nun, als er den Befehl über die Kavalleriebrigade erhielt, die alten Ausbildungssünden natürlich nicht im Handumdrehen gutmachen konnte. Eine andere Mangelhaftigkeit bei dem bulgarischen Heere, die ich mir nie habe erklären können, war das gänzliche Fehlen eines Kundschafterdienstes, der gerade hier leicht hätte eingerichtet werden können, wo das Terrain alle Schleichgänge und die Gleichheit der Sprache und Kleidung die Entsendung von Kundschaftern bis in das feindliche Gebiet hinein so sehr erleichterte. Unter den in der ganzen Gegend genau bekannten Bergbewohnern wären vorzügliche Kundschafter aufzutreiben gewesen.

Endlich hatten unsere Rekognoszierungen festgestellt, daſs die Serben aus unserer linken Flanke ganz und gar verschwunden waren und daſs nur noch der Paſs von Dragoman, sowie die Höhen rechts und links von demselben besetzt seien. Auf dem äuſsersten rechten Flügel der Serben zeichnete sich eine auf einem hohen Berge errichtete redoutenartige Batteriestellung ab, die das ganze Vorland beherrschte, während man auf den Höhen hinter Dragoman frisch aufgeworfene Schützengräben wahrnehmen konnte. Die serbische Stellung war unzweifelhaft sehr stark, doch

gab der Umstand, daſs die Serben manche recht gute Stellungen im Vorterrain aufgegeben und sich eigentlich nur auf die Paſsverteidigung beschränkt hatten, zu der Vermutung Anlaſs, daſs der von ihnen hier beabsichtigte Widerstand wohl nur den Rückzug der Hauptarmee decken solle. Genaues wuſsten wir aber nicht, auch kannten wir nicht die Stärke der uns entgegenstehenden serbischen Truppen.

Erst gegen Mittag konnte der Angriff begonnen werden, und zwar entwickelte sich dieser so, daſs zunächst die bulgarische Infanterie unter dem Schutze der links von der Straſse aufgestellten Artillerie gegen die serbischen Stellungen südlich des Passes vorging. Eine erste, flach vor dem eigentlichen Gebirge sich hinstreckende Höhe konnte ohne nennenswerten Widerstand genommen werden, hinter ihr aber verlangsamte sich das Vorgehen unter der Einwirkung des sehr heftig werdenden Feuers. Dicht neben der bulgarischen Batterie war ein kleiner Hügel, auf welchem sich bei Beginn des Kampfes der Fürst mit seinem Stabe aufstellte. Unsere Geschütze feuerten auf die serbische Batterie, die nur sehr langsam antwortete, unbegreiflicherweise aber gar nicht daran dachte, nach unserem Hügel einige Granaten zu werfen. Von der serbischen Batterie aus muſste man mit voller Sicherheit erkennen können, daſs sich auf dem Hügel ein groſser Stab aufgestellt hatte, und man hätte unschwer erraten können, daſs sich der Fürst darunter befand. Je mehr unsere Truppen an Terrain gewannen, desto schwieriger wurde es aber, von diesem Hügel aus das Gefecht zu verfolgen, und da nun auſserdem auch auf un-

serer rechten Flanke das Feuer begann, so mufste nach einem anderen Feldherrnhügel gesucht werden, und es wurde beschlossen den hohen rechts von der Strafse liegenden letzten Berg dieser Ehre für würdig zu erklären. Als wir an seinem Fufse angekommen waren, machte sich das Frühstücksbedürfnis dringend geltend und der Stab liefs sich bei einer Schäferei an einem Heuschober nieder und begann seine Efsvorräte aus den Satteltaschen zu packen. Viel war nicht da, aber der Appetit um so besser, und so waren die Vorräte bald aufgezehrt. Wir dachten schon an den Aufbruch, als eine Ordonnanz geritten kam und dem Fürsten ein Paket Depeschen überreichte. Es war eine recht angenehme Überraschung! Als die Serben fast vor den Thoren Sofias standen, hatte das weder die Mächte noch die Hohe Pforte berührt, aber jetzt, wo die Bulgaren gesiegt hatten, kamen beide mit ihrem diplomatischen Geschütz angerückt: der Fürst sollte einen Waffenstillstand schliefsen, die Pforte wollte einen aufserordentlichen Kommissar nach Philippopel schicken, um die Regierung Ostrumeliens zu übernehmen: mit anderen Worten, man wollte den Bulgaren hier den Serben gegenüber die militärischen, dort in Philippopel aber die politischen Vorteile entreifsen, welche sie sich in dreitägiger Schlacht erkämpft hatten. So leicht sollte das denn aber doch nicht werden, und wie die Serben sich in der Beurteilung der militärischen Kraft des Fürsten verrechnet hatten, ebenso unterschätzten die Mächte seine staatsmännischen und diplomatischen Fähigkeiten. Fast mitten im Gefecht, während auf 1000 m die Granaten

platzten und rechts und links das Gewehrfeuer rollte, verwandelte sich der Feldherr in den Staatsmann, der militärische Stab in eine diplomatische Kanzlei. Das Bild war wirklich sehr merkwürdig: der Fürst saſs auf dem Heuhaufen, um ihn herum lagen seine Offiziere und schrieben nach seinen Anweisungen diplomatische Noten: der eine versicherte dem Groſsvezier, daſs es der Fürst „als seine heilige Pflicht gegen die auf dem Schlachtfelde Gefallenen und als Gebot seiner militärischen Ehre betrachte, vor der vollständigen Räumung Bulgariens durch die serbischen Truppen weder einen Waffenstillstand vorzuschlagen noch anzunehmen, und daſs er erst dann einem Friedensschluſs zustimmen könne, wenn er sich auf feindlichem Boden befinden werde". Der andere kopierte ein vom Fürsten selbst abgefaſstes Rundschreiben an die Mächte, in welchem diesen mitgeteilt wurde, daſs der Fürst jede Verantwortung ablehne, wenn die Pforte einen Kommissar nach Philippopel schicke. Die Maſsregel würde die furchtbarsten Folgen haben und deshalb bitte er, der Fürst, von ihrer Ausführung und der Regelung der ostrumelischen Verhältnisse überhaupt so lange Abstand zu nehmen, bis zwischen Bulgarien und Serbien Frieden geschlossen sei. Ein dritter schrieb Instruktionen für das Ministerium des Auswärtigen in Sofia, in denen ausgeführt wurde, daſs der Fürst bereit sei, alles zu thun, um den Friedensabschluſs zu erleichtern, daſs er daher keinerlei Gebietsabtretungen von Serbien verlange, sondern sich mit einer Kriegsentschädigung von 30 Millionen Franken begnügen wolle. Tsanoff wurde angewiesen, sich in diesem

Sinne den Vertretern der Mächte gegenüber zu äufsern. Alle diese Depeschen wurden auf ausgerissenen Notizblättern mit Bleistift niedergeschrieben und sofort durch eine Ordonnanz nach dem Feldtelegraphen in Sliwnitza gesandt. Es scheint, dafs diese in aller Eile niedergeschriebenen Depeschen eine überzeugende Sprache redeten, denn die Pforte verzichtete auf ihren Kommissar und die Mächte liefsen ab, sie zur militärischen Besetzung Ostrumeliens zu drängen. So war einmal ausnahmsweise durch die Feder mitten in Krieg und Pulverdampf eine drohende Gefahr abgewendet worden. Es war eigentümlich: als die Depeschen abgesandt waren, hatten alle die Zuversicht, dafs sie wirken würden, und als die improvisierte diplomatische Kanzlei zu Pferde stieg und wieder ein militärischer Stab wurde, dachte man kaum noch an die Noten und betrachtete die ganze Angelegenheit als in einem Bulgarien günstigen Sinne erledigt. Und dabei behauptet man noch, dafs es keine Vorahnungen giebt!

Während dieses Zwischenspiels hatte sich niemand mit dem Kampfe beschäftigt, jetzt aber wandte sich die Aufmerksamkeit wieder seiner weiteren Entwickelung zu. Wir beeilten uns auf den Berg zu gelangen, was zu Pferde ganz unmöglich war, zu Fufs aber manchen Schweifstropfen kostete. Und doch hatten die Bulgaren diesen Berg vor drei Tagen mit stürmender Hand genommen! Beim Aufstieg fanden wir schon ganze Haufen serbischer Patronenhülsen, die in der Verteidigung verschossen worden waren, der langgestreckte Rücken des Berges war aber im vollsten Sinne des Wortes über und über mit Patronenhülsen bedeckt.

Einige Erdhügel schienen die Reste beim Sturme gefallener Bulgaren zu bedecken, während die Leichen der Serben noch unbeerdigt umher lagen. Ueberall auf dem hellen Gestein Blutlachen und Blutspuren, die von der Heftigkeit des Kampfes und der Gröfse der Verluste zeugten. Man wird im Kriege gegen solchen Anblick sehr abgestumpft, und so betrachteten wir die Toten nur flüchtig, um unsere Aufmerksamkeit dem sich entwickelnden Kampfe zuzuwenden.

Auf der ganzen Linie war das Feuer im vollsten Gange. Unser linker Flügel hatte grofse Fortschritte gemacht, was wir nicht nur aus dem Vorrücken der Schützenlinien, sondern auch daraus erkennen konnten, dafs die serbische Artillerie das Feuer eingestellt und ihre Redoute geräumt hatte. Es hängt das zusammen mit einer Eigenart der serbischen Artillerietaktik, die wohl darauf zurückzuführen ist, dafs man in Serbien ein Geschütz nicht als eine einfache Kriegsmaschine betrachtet, sondern gleich der Fahne als eine Art Feldzeichen, dessen Verlust schimpflich und unter allen Umständen zu vermeiden ist. Es ist das ein sehr schöner Grundsatz, nur führt seine Befolgung häufig dazu, dafs die Geschütze aus Besorgnis vor Wegnahme gerade in dem Augenblicke zurückgezogen und aufser Thätigkeit gesetzt werden, wo sie die gröfste Wirksamkeit hätten entfalten können. So oft unsere Infanterie in den wirksamsten Schufsbereich der serbischen Kanonen kam, fuhren letztere mit gröfster Beschleunigung ab, so dafs wir zwar kein einziges Geschütz erbeuten konnten, dafür aber auch nur ganz geringe Verluste durch Artilleriefeuer erlitten. Eine Kanone

aber, die keine Menschen totschieſst, scheint mir ihren Lebensberuf verfehlt zu haben. Unsere Infanterie hatte es somit auch hier im letzten Abschnitt des Angriffs nur mit Infanterie zu thun, die noch dazu von den bulgarischen Geschützen lebhaft unter Feuer genommen wurde. Die Serben, vorher schon erschüttert und nun noch von ihrer Artillerie im Stiche gelassen, vermochten dem bulgarischen Angriff nicht zu widerstehen: ein Anlauf und die Stellung war gestürmt und die Serben gegen den Paſs zurückgeworfen, dessen eigentlichen Eingang sie aber noch besetzt hielten.

Gegen 4 Uhr hatte sich das Feuergefecht auf der rechten Flanke verstärkt und die Serben hielten nur noch die Höhe hinter Dragoman, die nach dem Dorfe zu ziemlich steil abfällt, gegen Osten aber von dem durch die Bulgaren besetzten Gebirgszuge durch einen tiefen, schluchtartigen Einschnitt getrennt wird. Ueber diese Schlucht weg ging das Feuergefecht, das aber den in Gräben liegenden sehr gut gedeckten Serben wenig anzuhaben vermochte. Diese Lage änderte sich aber mit dem Augenblicke, wo durch die Erstürmung der Höhen auf der linken Flanke unsere Artillerie verfügbar wurde und im Galopp auf eine Anhöhe südlich Dragoman ging, von wo sie die serbische Aufstellung aus der Flanke beschieſsen konnte. Das Einschlagen unserer Schrapnels muſste den Aufenthalt in den Gräben bereits sehr unangenehm gemacht haben, als wir plötzlich zu unserem Erstaunen bemerkten, daſs auch Granaten in der serbischen Stellung zersprangen. Zuerst begriff niemand, woher diese wohl kommen konnten, schlieſslich aber, als

wir merkten, daſs sie von seitlich rückwärts kamen, blieb nur die Annahme übrig, daſs Bendereffs Umgehungskolonne vom Rücken des Feindes in das Gefecht eingreife. So war es auch in der That. Bendereff hatte ein Bataillon und eine halbe Batterie zu dem Umgehungsversuche bestimmt und sich persönlich an ihre Spitze gestellt. Ueber Golemo Malowo war er nach Berender gelangt, hatte sich aber dort überzeugen müssen, daſs es unmöglich sei, mit dieser schwachen Truppe, wie ursprünglich beabsichtigt war, auf die Mitte des 10 km langen Passes zu stoſsen und die Serben so abzuschneiden. Mehr Truppen hatte er aber der Unwegsamkeit des Gebirges halber nicht mitnehmen können, auch würde ein Bataillon in guter Stellung ausgereicht haben, um den Paſs zu verschlieſsen. Als Bendereff nun merkte, daſs auf der rechten Flanke bei Dragoman das Gefecht im stärksten Gange war, beschloſs er seine Abteilung zu einer Bedrohung dieses Teiles der serbischen Aufstellung zu verwenden und rückte in südlicher Richtung von Berender auf Dragoman vor. Bald konnte er seine Geschütze in der Flanke oder vielleicht fast schon im Rücken der Serben in Stellung bringen, und seine Granaten gesellten sich auf solche Weise plötzlich zu unseren Schrapnels. Sein Infanteriebataillon formierte Bendereff in ein einziges Glied, so daſs die vier sehr starken Compagnien wie vier Bataillone aussahen, und in dieser Formation lieſs er es vorrücken. Die Serben, welche schon aus der Front stark genug bedrängt waren und es mit einem furchtbaren Artilleriefeuer zu thun hatten, konnten jetzt, da sie anscheinend beträcht-

liche Streitkräfte in ihrem Rücken auftauchen sahen, nicht mehr an die Behauptung ihrer Stellung denken und zogen sich in grofser Eile auf den Eingang des Passes zurück, so dafs unsere Truppen die Höhen hinter Dragoman ohne Kampf besetzen konnten. Darüber war aber auch die Dunkelheit eingebrochen und eine Fortsetzung des Kampfes unmöglich geworden. Vor dem Eingang des Passes entwickelte sich noch ein leichtes Feuergefecht ohne ernstliche Bedeutung, das aber ziemlich bald abgebrochen wurde.

Schon im Laufe des Nachmittages, als der Sieg der bulgarischen Waffen mit grofser Sicherheit vorausgesehen werden konnte, als man aber auch erkannte, dafs man nicht weit über Dragoman hinauskommen werde, war nach Sliwnitza Befehl geschickt worden, sogleich eine weitere Brigade nach Dragoman zu senden, damit diese am nachfolgenden Morgen mit frischen Kräften vorgehen könne. Das Hauptcorps sollte dann am 23. früh Sliwnitza verlassen und auf der Strafse nachfolgen. Wir hatten aber die Überzeugung erlangt, dafs die Serben am Dragomanpasse nicht Stand halten würden und dafs wir ohne grofse Schwierigkeit durch den Pafs durchstofsen und vielleicht bis nach Zaribrod und somit an die Grenze gelangen würden. Da in Dragoman kein Unterkommen war und aufserdem der Train des Hauptquartiers in Sliwnitza zurückgelassen war, so ritten wir gegen $^1/_2$6 Uhr dorthin zurück, wobei wir dicht vor Dragoman der aus Sliwnitza anrückenden Brigade begegneten.

In Sliwnitza gab es nichts Neues, und etwas ermüdet legte ich mich zeitig zur Ruhe, nicht ohne vorher alle An-

ordnungen getroffen zu haben, um am folgenden Tage, am 23., diesmal mit Sack und Pack, d. h. mit Wagen und allen Pferden, nach Dragoman aufzubrechen; denn ich war fest überzeugt, dafs das Hauptquartier nicht wieder nach Sliwnitza zurückkehren, sondern vor, im günstigsten Falle in Zaribrod übernachten werde. Da mir abends gesagt worden war, dafs diesmal das Gefecht sehr früh beginnen sollte, so verliefs ich am 23. schon vor ½7 Uhr Sliwnitza und traf um 8 Uhr in Dragoman ein, oder vielmehr bei zwei kleinen Häuschen, die in einiger Entfernung von Dragoman an der Hauptstrafse, dicht vor dem Eingange des Passes lagen. Wie wir vorausgesehen, hatten die Serben den Eingang des Passes thatsächlich in der Nacht geräumt, doch schien es nicht ratsam, so ohne weiteres hinein zu marschieren, da es leicht möglich gewesen wäre, dafs uns die Serben einen Hinterhalt gelegt hätten. Zudem befanden sich auch noch im Berggelände links von der Strafse serbische Truppen, gegen welche unsere Infanterie gegen 9 Uhr ins Gefecht trat. Um diese Zeit traf auch der Fürst vor Dragoman ein, von wo aus er in einem kurzen Ritt die eingenommenen Stellungen besichtigte, um sich dann gleichfalls zu jenen beiden Häusern zu begeben, wohin alle Meldungen gerichtet wurden. Das eine dieser Häuser war bereits als Verbandplatz eingerichtet worden, das andere, ein Neubau, zeigte nichts anderes als die kahlen Wände. Über zwei Stunden safsen wir hier in Unthätigkeit; links von uns wurde noch hin und wieder geschossen, ab und zu auch einige Verwundete herangetragen, aber man sah, dafs die

Sache keine Bedeutung hatte. Die Bauern erzählten uns, König Milan sei tags vorher in demselben kleinen Hause gewesen, in dem jetzt Fürst Alexander saſs, und sie fügten hinzu, er habe von den Höhen die Schlacht beobachtet. Einige der gefangenen Serben behaupteten dasselbe, andere dagegen wollten es nicht wahr haben, so daſs ich mir noch heute über diesen Punkt keine bestimmte Meinung gebildet habe. Ist aber König Milan bis hierher gelangt, so ist er doch jedenfalls nicht weiter gekommen, namentlich aber hat er von den Kämpfen bei Sliwnitza nichts gesehen. Über das, was eigentlich in der serbischen Armee vorgegangen ist, weiſs man auch heute noch so gut wie nichts, da die Serben alle Berichterstatter zurückgewiesen hatten, vielleicht in der richtigen Erkenntnis, daſs sich auf serbischer Seite Dinge ereignen würden, die eine unparteiische Darstellung nicht ertragen könnten. Was die Serben aber in ihren offiziellen Telegrammen selbst berichtet haben, bietet ein so unzuverlässiges Material, daſs man davon auch nicht das Geringste benutzen kann. Wir tauschten gerade im Stabe unsere Ansichten darüber aus, wie die Serben wohl ihre Niederlagen bei Sliwnitza darstellen würden, als kurz vor 12 Uhr die Meldung eintraf: „Der Paſs ist gänzlich geräumt, die Serben weichen auf Zaribrod zurück.“

Rasch war alles im Sattel, die Wagen wurden zur Abfahrt bereit gemacht, denn es war keine Zeit zu verlieren, wenn man nicht im Passe selbst unter die anrückende Infanterie geraten und dadurch am raschen Fortkommen gehindert werden wollte. Wie ich mich noch einmal um-

drehe, sehe ich hinter mir den Minister Karaweloff, der soeben zu Wagen von Sofia angekommen war; neben ihm saſs Stambuloff, der kriegerische Kammerpräsident, mit dem ich am 19. November meinen verfehlten Ritt nach Sofia gemacht hatte. Wir begrüſsten uns erfreut, Karaweloff forderte mich auf, mit in seinen Wagen zu steigen, ein Anerbieten, das ich um so dankbarer annahm, als ich nun aus erster Hand hören konnte, was in den letzten Tagen in Sofia vorgegangen war. Karaweloff war ungeheuer vergnügt und erzählte mir von der Begeisterung, die in Sofia herrsche, von dem unterdrückten Ärger Tsankoffs und seiner Freunde, von der Abreise Kojanders, den seine Regierung unter einem Vorwande abberufen hatte, weil dieser Unheilstifter und Aufhetzer nachgerade doch ganz unmöglich geworden war, von der Aufnahme der Verwundeten in Sofia, von dem Umschwunge der öffentlichen Meinung und tausend anderen Dingen. Hierher ins Feldlager sei er gekommen, weil es ihn einmal zu Hause nicht mehr gelitten habe, dann aber weil die Mächte wieder anfingen, Bulgarien zu drangsalieren, und weil er sich darüber mit dem Fürsten beraten wolle. Wir hatten aber nicht nur Anlaſs zu sprechen, sondern auch zu sehen. Ich verstehe es nicht und werde es nie verstehen, daſs die Serben uns sogar ohne die üblichen Salutschüsse durch den Paſs durchgelassen haben, denn wenn auch die ganze Armee zu einem erfolgreichen Widerstande nicht mehr fähig sein mochte, so hätte man doch einige Bataillone unter kühnen, entschlossenen Offizieren finden sollen, die vollkommen ausgereicht haben würden, um uns

den Durchmarsch recht sauer zu machen. Der Paſs ist eng und schmal, hochauf steigen zu beiden Seiten die Felswände, an ein Ausweichen nach den Seiten ist kaum zu denken, manchmal kann die Straſse von einem bollwerkartig sich vorlegenden Fels, um den die Straſse sich dann herumkrümmt, auf 1000 m beherrscht werden, einige Compagnien konnten das ganze bulgarische Heer stundenlang aufhalten — und nichts ist versucht worden und nichts ist geschehen! „Wir fahren ohne Unterbrechung bis Zaribrod und gehen noch heute über die Grenze", urteilte Stambuloff, wogegen der weniger optimistische Karaweloff sich mit der einfachen Ankunft in Zaribrod begnügen wollte. Auch ich war optimistisch geworden und glaubte, daſs uns die Serben auf bulgarischem Boden keinen Widerstand mehr leisten würden, und deshalb überraschte es mich — und uns alle drei — sehr unangenehm, als wir beim Verlassen des Passes plötzlich ziemlich starken Kanonendonner hörten. Mit den Wagen war nun nicht mehr fortzukommen, ich rief also meinen Diener, der mit zwei Reitpferden gefolgt war, herbei, stieg auf mein Tier, während Karaweloff und Stambuloff sich bei den Truppen zwei Pferde requirierten, und dann setzten wir unsere Reise zu Pferde fort, um zu sehen, was es vorne gäbe. Wir waren erst wenige hundert Meter geritten, da sahen wir ganz genau, wie die Sachen standen: die Serben hatten sich auf den Höhen nördlich Zaribrod noch einmal festgesetzt und unsere Truppen gezwungen, sich im Gefecht gegen sie zu entwickeln. Die Stellung sah für uns gar nicht schön aus, denn die Zaribroder Höhen

schliefsen die schmale Ebene zwischen dem Ausgang des Passes und Zaribrod amphitheatralisch ab, beherrschen also vollständig nicht nur den Zugang zu Zaribrod, sondern auch den gröfsten Teil der Ebene, durch die alle unsere Truppen notgedrungen marschieren mufsten. Wem Gott aber ein Amt giebt, dem giebt er manchmal auch keinen Verstand, und so geschah es, dafs die Serben weder den Zugang nach Zaribrod sperrten, noch auch aufpafsten, was in der Ebene vorging, sondern sich lediglich damit begnügten, sich gegen die die Höhen angreifenden Bulgaren zu verteidigen. In der Ebene stand eine ganze rumelische Brigade in Reserve aufgestellt und bot in ihrer dichten Masse einen vortrefflichen Zielpunkt, wurde aber nicht mit einer einzigen Granate bedacht, weil die Serben wieder aus Furcht, eine der alten Kanonen zu verlieren, diese auf ganz unglaubliche Entfernung zurückgezogen hatten. Der Weg nach Zaribrod wurde allerdings vom Gewehrfeuer bestrichen, was aber den Fürsten Alexander nicht hinderte als erster an der Spitze der ersten Patrouille in Zaribrod einzureiten. An seiner Seite ritt Leutnant Slaweikoff, der vor neun Tagen Zaribrod fünf Stunden lang gegen eine zwanzigfache Übermacht verteidigt hatte. Slaweikoff hatte mit seiner Baschi-Boschuk-Eskadron Zaribrod vor neun Tagen als letzter geräumt und sie hatten es wohl verdient, dafs sie jetzt mit dem Fürsten als erste einziehen durften. Inzwischen war der Kampf vor Zaribrod noch lange nicht zu Ende, und da ich mich diesmal mit Karaweloff und Stambuloff im Passe verspätet hatte, so konnte ich noch von der Ebene aus be-

obachten, wie unsere Truppen sich gegen die Berge entwickelten und den Feind Schritt um Schritt zurückdrängten, kräftig unterstützt von unserer stets bereiten und stets gegenwärtigen Artillerie, die ungleich der serbischen soweit vorging, wie nur immer möglich. Bei Einbruch der Dunkelheit waren wir im Besitz der ganzen Stellung mit Ausnahme eines schwer zugänglichen Berges, den wir nicht mehr angreifen konnten und der uns am folgenden Tage noch Schwierigkeiten genug machen sollte.

Gegen 6 Uhr ritt ich in Zaribrod ein, wo mein glücklicher Stern mich in den Besitz eines der besten Quartiere setzte: gute Stube, gute Betten, freundliche Leute, leidliches Essen. Und da ich die Gewohnheit habe, mich Strapazen nur dann auszusetzen, wenn ich durchaus nicht anders kann, da ich ferner wufste, daſs wir mindestens morgen noch in Zaribrod bleiben würden, so richtete ich mich so bequem wie möglich in meiner neuen Behausung ein, die ich mit einem deutschen Landsmann aus Sofia, Herrn Paul Kaufmann, teilte, der im Dienste des Roten Kreuzes dem Heere gefolgt war und mit dem ich bis zur Beendigung des Feldzuges gute Kameradschaft gehalten habe. Noch ein kurzer Gang nach dem neuen „Konak", wo ich erfuhr, dafs aufser dem, was ich gesehen, nichts Absonderliches vorgefallen sei, dann ein sogenanntes Diner aus Konserven, Thee und Wein, eine halbe Stunde Arbeit, um die Ereignisse des Tages zu telegraphieren und dann schlief ich wie ein Dachs — zum ersten Male seit zehn Tagen in einem wirklichen Bette!

XV.

In Zaribrod.

Das bulgarische Hauptquartier unter serbischem Feuer. Serbische Parlamentäre. Der angebotene Waffenstillstand abgelehnt. Erstürmung einer Höhe. Ein tapferer Serbe. Die Stellungen vor Zaribrod.

Weniger die Rücksicht auf die Ermüdung unserer Truppen, als vielmehr die Schwierigkeit der Verpflegung und die Notwendigkeit, unsere ganze Hauptmacht zum Vorstofs auf serbisches Gebiet zu vereinigen, zwang uns, zwei ganze Tage in Zaribrod zu bleiben. Da ich so selten Gelegenheit gehabt habe, von den Serben etwas Günstiges zu sagen, so freue ich mich umsomehr, hier feststellen zu können, dafs sie während ihres neuntägigen Aufenthaltes in Zaribrod ganz vorzügliche Mannszucht gehalten haben und dafs sich die Bewohner über die feindliche Einquartierung in nichts beschweren konnten. Auch in den Dörfern traf man nirgends auf Verwüstungen, die grofsen Hammelheerden zeigten nicht die geringsten Verluste, kurz die Serben haben sich in dieser Beziehung ganz musterhaft benommen. Es wurde erzählt, dafs das in der Gegend von

Trn und Widdin ganz anders gewesen sei; doch halte ich diese Angaben nach dem, was ich hier gesehen habe, für ganz unwahrscheinlich. Wir waren von dem Zustande Zaribrods um so angenehmer überrascht, als am 22. das Gerücht gegangen war, die Serben hätten aus Ärger über ihre Niederlage bei Sliwnitza die Stadt gänzlich verwüstet und dann in Brand gesteckt, ein Gerücht, das vielleicht durch den Schein der Biwakfeuer entstanden war, welche die ganze Nacht den Himmel röteten. Das fürstliche Hauptquartier war in demselben Hause untergebracht, in welchem König Milan gewohnt hatte, und Fürst Alexander schlief in demselben Bette, das König Milan am 23. früh um 2 Uhr in aller Eile verlassen hatte. Es scheint, daſs um diese Zeit die Nachricht im serbischen Hauptquartier eingetroffen war, daſs Panitza sich von Norden her in bedenklicher Weise Zaribrod nähere, und das königliche Hauptquartier, das offenbar eine Abschneidung befürchtete, brach Hals über Kopf mitten in der Nacht nach Pirot auf. Wir fanden das Haus noch ganz so, wie es die Serben verlassen hatten: auf dem Schreibtische König Milans lagen noch zerstreut verschiedene Papiere herum, Anfänge von Konzepten, alles Sachen, die für uns keinen Wert hatten. Auf einem weiſsen Blatte waren auch zwei schöne Eselsohren mit Bleistift gezeichnet, der zugehörige Kopf aber war noch nicht beendet. Dieses Blatt war der auf mich entfallende Teil der Kriegsbeute, dessen Autographenwert bedeutend gesteigert werden würde, wenn ich mit voller Bestimmtheit wüſste, wer diese auf dem Schreibtisch König

Milans gefundenen Eselsohren eigentlich gezeichnet hat. Angenehm war der Aufenthalt in diesem neuen Hauptquartier nicht zu nennen, denn da Zaribrod von dem noch von den Serben besetzten Berge aus vollständig beherrscht wurde, da ferner das Haus auf der dem Berge zugewandten Seite der Stadt lag, so wurde es von den Serben bisweilen etwas beschossen, anscheinend aber weniger aus böser Absicht, als zum Zeitvertreib. Die Gewehrkugeln kamen sehr vereinzelt, blieben manchmal eine ganze Stunde aus, machten aber immerhin Spaziergänge in Zaribrod ziemlich unsicher, so dafs gegen Mittag Befehl erteilt wurde, den Berg zu nehmen. Vorher hatte man schon daran gearbeitet, auf den umliegenden Höhen gegen die serbische Grenze Geschütze in Stellung zu bringen, doch war man wegen der grofsen Schwierigkeit, welche die Ersteigung der Berge bot, damit noch nicht fertig geworden. Etwa gegen drei Uhr erfolgte der von zwei Bataillonen des Primorski Polks ausgeführte Angriff, der in seiner Einleitung und Durchführung eine Wiederholung der schon früher beschriebenen bulgarischen Bergangriffe war. Von der Stadt aus konnte man den Angriff so ziemlich verfolgen, und alle Welt, Zivilbevölkerung und Soldaten, war auf den Beinen. Als das Feuer aber am heftigsten wurde, bekamen auch wir unseren Teil davon ab und das Einschlagen der Kugeln räumte rasch die vorher so belebte Strafse, und man suchte in oder hinter den Häusern Deckung. Wie es die Serben angefangen haben, um diese offenbar den Sturmkolonnen bestimmten Kugeln den Weg nach Zaribrod finden zu lassen,

ist mir ein vollständiges Rätsel, und es ist gar nicht anders denkbar, als dafs sie ohne auch nur im geringsten zu zielen, ihre Gewehre einfach in die Luft abgeschossen haben. Die geringen Verluste der bulgarischen Sturmkolonne scheinen diese Annahme zu bestätigen. Bald trug uns der Wind die Klänge des „Dschumi Maritza“ zu, aber diesmal sollte es nicht so leicht gehen, wie an den letzten zwei Gefechtstagen. Die Serben hielten Stand und es kam zu einem Bajonettkampfe, der uns beinahe in den Besitz einer serbischen Fahne gebracht hätte. Schon war sie dem fallenden Fahnenträger entrissen, als ein serbischer Hauptmann sich mit Todesverachtung in das Handgemenge stürzte, vier Bulgaren mit seinem Revolver niederstreckte und sich der Fahne bemächtigte. In demselben Augenblicke sank er auch selbst aus vielen Wunden blutend zusammen, hatte aber noch Zeit, die Fahne rückwärts den Abhang hinunterzuwerfen, wo sie von einem serbischen Soldaten aufgefangen und gerettet wurde. Ich bedauere sehr, den Namen dieses tapferen Offiziers vergessen zu haben, der später in der Gefangenschaft mit grofser Achtung behandelt und auch glücklich von seinen Wunden geheilt wurde. Mit seinem Falle war der Widerstand der serbischen Truppen gebrochen und sie flohen in wilder Hast den Berg hinunter. Wie es auf dem Kampfplatze aussah, werde ich an anderer Stelle erzählen.

Nunmehr waren alle Stellungen um Zaribrod in unserer Hand, aber die Lage der Stadt blieb noch immer nicht unbedenklich, da die Serben kaum 5 km von ihrem west-

lichen Eingange standen und sie ihrer ganzen Ausdehnung nach mit Kanonen hätten bestreichen können. Ich mag mir heute noch nicht die Verwirrung vorstellen, die unvermeidlich hätte ausbrechen müssen, wenn die Serben die mit Soldaten vollgepfropfte Stadt bei Nacht bombardiert hätten; dafs sie es nicht thaten, war abermals sehr liebenswürdig gegen uns, bewies aber nur ein geringes Verständnis für die eigenen Interessen. Wir wagten kaum zu hoffen, dafs die Nacht vom 24. zum 25. ohne Granaten vergehen werde, und zogen für alle Fälle einen Teil der Truppen aus der Stadt hinter eine rückwärts gelegene Anhöhe zurück, trafen auch alle Vorkehrungen, um mit dem Hauptquartier die Stadt verlassen zu können, wenn das serbische Nachtbombardement beginnen sollte. Gegen alles Erwarten wurden wir aber vollständig in Ruhe gelassen.

Während am 24. das Wetter regnerisch und trübe gewesen war, kündigte sich der 25. mit hellem Sonnenschein an. Als ich aus meinem Hause, dessen zweite Stube der hier kommandierende Oberstleutnant Nikolajeff mit seinem Stabe bewohnte, heraustrat, sah ich vor der Thür nichts weniger als — zwei serbische Parlamentäre, die einen Brief des Oberbefehlshabers „der vereinigten Schumadja-, Drina-, Donau- und Morawadivision“ überbracht hatten. Dieser enthielt eine Bitte um Waffenstillstand, da König Milan „aus Achtung vor dem Willen der Mächte“ auf die Fortsetzung des Krieges verzichten und Frieden schliefsen wolle. Wie schade, dafs der serbische König nicht 14 Tage früher von denselben friedlichen Gefühlen durch-

drungen war und daſs er den „Willen der Mächte“ erst dann zu achten anfing, als sein Heer dem bulgarischen erlegen war! Für uns, die wir im Laufe der Zeit ganz genau erfahren hatten, was von der Loyalität der Serben zu halten sei, war die Bedeutung dieses Briefes natürlich ganz klar: das serbische Heer war nicht mehr in der Lage, dem bulgarischen Widerstand zu leisten, und deshalb suchte König Milan jetzt auf diplomatischem Wege den Einmarsch der Bulgaren in serbisches Gebiet zu verhindern. Hätten wir seinen Vorschlag angenommen und ihm Zeit gelassen, das Heer an der Grenze neu zu organisieren und zu verstärken, so würden nach Erreichung dieses Zweckes sowohl die friedlichen Gesinnungen wie auch die „Achtung vor den Mächten“ arg in die Brüche gegangen sein. Die Antwort lautete dem entsprechend ablehnend, und Oberstleutnant Nikolajeff benachrichtigte den „Oberbefehlshaber der vereinigten Schumadja-, Drina-, Donau- und Morawadivision“, daſs er vom Fürsten Alexander keinen Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten erhalten habe und daſs diese demnach ihren Fortgang nehmen müſsten. Da aber der serbische Befehlshaber sich einen so langen und schönen Titel beigelegt hatte, so wollten die Bulgaren auch in dieser Beziehung nicht hinter den Serben zurückstehen, und Nikolajeff zeichnete als: „Lieutenant-Colonel et Commandant en chef des armées bulgare et rouméliote réunies“. Unser Titel war aber nicht nur noch länger als der serbische, sondern es steckte auch mehr dahinter. Kaum war dieser Brief abgefertigt, als ein neuer Parlamentär in der Person eines

serbischen Oberstleutnants eintraf, der ebenfalls zu Nikolajeff geführt wurde. Ort der Verhandlung war diesmal meine Stube. Wie sich herausstellte, hatten die Serben wirklich den Bulgaren die Dummheit zugetraut, daſs sie den Waffenstillstand annehmen würden, denn der Serbe kam nicht etwa mit neuen Anerbietungen, sondern einfach mit dem Auftrage, gemeinsam mit den Bulgaren die Abgrenzungslinie festzustellen. Er war ganz verblüfft, als ihm Nikolajeff mitteilte, daſs von Waffenstillstand keine Rede sein könne, zuckte mit den Achseln und empfahl sich offenbar sehr peinlich berührt. Wäre nicht schon vorher der Beschluſs gefaſst gewesen, am 26. über die Grenze zu gehen, so wäre es jetzt geschehen. Was wir über den Zerfall des serbischen Heeres wuſsten, wurde uns durch dies Angebot eines Waffenstillstandes noch bestätigt.

Nachdem die Parlamentäre abgefertigt waren, ritt Fürst Alexander mit seinem Stabe auf die rechts von Zaribrod liegenden Höhen, um die dortigen Stellungen zu besichtigen. Vor uns sahen wir wieder sich nach rechts ausbreiten dasselbe vertrackte Berggelände, das uns bei Sliwnitza so viel zu schaffen gemacht hatte. Auf einem der Berge war die uns schon von Sliwnitza her wohlbekannte Batterie Iwanoff aufgestellt und von hier aus konnten wir die uns in geringer Entfernung gegenüberliegenden Stellungen der Serben mit ihren zahlreichen Schützengräben deutlich sehen, ja wir erkannten auch kleine marschierende Abteilungen und einzelne Leute. Längere Zeit betrachtete der Fürst diese Stellung und beriet mit Panoff, wie dieselbe

angegriffen werden könne. Etwas leichtsinniger Weise versammelten sich viele Offiziere in der Batterie, aber die Serben blieben ihrer Gewohnheit, solche Ansammlungen zu übersehen, treu und schickten uns auch nicht eine einzige Granate, wie es denn auch den ganzen Tag über vollständig ruhig blieb. Von hier aus konnte man, wenn man den Blick rückwärts wendete, erst recht beurteilen, welche ungeheuerliche Unterlassungssünde die Serben am 23. begangen hatten. Von diesem Berge aus war die ganze Ebene vom Ausgange des Passes bis nach Zaribrod mit einigen Batterien zu beherrschen, unsere ganze Anmarschlinie hätte unter das furchtbarste Feuer genommen werden können und wir wären sicherlich nicht ohne die ernstesten Verluste nach Zaribrod gekommen, ja wahrscheinlich würden wir einen ganzen Tag verloren haben. Obgleich das geradezu handgreiflich war, hatten es die Serben nicht bemerkt, oder aber sie hatten diese wunderbare Artilleriestellung nicht ausgenutzt wegen ihrer alten Furcht, eine Batterie verlieren zu können, eine Furcht, durch welche die Wirkung der serbischen Geschütze gelähmt worden ist.

Von dieser Stellung aus sollte die gestern gestürmte Höhe besucht werden, wo der Fürst selbst eine Aufstellung für eine Batterie auswählen wollte, die bereits dorthin beordert war. Unterwegs aber wurde Halt gemacht und gefrühstückt. Der Fürst war sehr guter Laune, erzählte viel von seinem Aufenthalte am Hofe des Königs Milan, der in diesem Augenblicke vielleicht ebenfalls da drüben auf den Bergen auf rauhem Felsgestein sitzen und frühstücken

mochte, allerdings wohl in etwas schlechterer Stimmung. Der Fürst scherzte darüber, daſs es erst heute morgen herausgekommen sei, daſs er und sein Stab nunmehr schon zwei Nächte auf Dynamit geschlafen hätten, eine Entdeckung, die zuerst doch ein leichtes Unbehagen verursachte. Es verhielt sich damit folgendermaſsen: Das Haus, in welchem der Fürst wohnte, war Eigentum eines Eisenbahnunternehmers, der den Bau der Bahn bei Zaribrod leitete. Das von diesem zu seinen Sprengarbeiten gebrauchte Dynamit war aber in dem Keller des Hauses untergebracht und der als Wärter zurückgelassene alte Mann hatte nur ganz zufällig davon gesprochen. Wie leicht hätte es geschehen können, daſs eine der zahlreichen Kugeln, die am 24. die Stadt unsicher machten, durch ein Kellerfenster geschlagen wäre, das Dynamit getroffen und das ganze Hauptquartier in die Luft gesprengt hätte! Gleich dem Fürsten hatte König Milan unwissentlich fünf Tage lang auf dieser Dynamitmine gelebt. Auch vom König Alfons von Spanien wurde gesprochen, dessen schwere Erkrankung soeben durch Depeschen gemeldet wurde. Ich erzählte bei dieser Gelegenheit, daſs einer meiner Pariser Freunde, ein Arzt, der über den Zustand des Königs aufs genaueste unterrichtet war, mir vor etwa einem Jahre versichert habe, daſs der König an unheilbarer Schwindsucht leide und nur noch höchstens zwei Jahre zu leben habe. Am Tage darauf erhielten wir die Nachricht von seinem Tode. Auch der deutschen Heimat wurde gedacht und wir verweilten bei

diesen Erinnerungen, bis Leutnant Taneff die Meldung brachte, daſs die beorderte Batterie zur Stelle sei.

Es klingt eintönig, wenn man immer und immer wieder erzählt, welche Schwierigkeiten die Ersteigung der pfadlosen Berge für Menschen und Pferde bot; aber bei diesem Berge muſs ich doch wieder darauf zurückkommen, schon weil es sich nicht nur um Menschen und Pferde, sondern um Kanonen handelte. Hatten wir schon Mühe hinaufzukommen, so galt das zehnfach von der Batterie. Vierzig bis fünfzig Infanteristen muſsten an jedem Geschütz ziehen und schieben helfen und die Arbeit war eine der sauersten, die ich je gesehen habe. Aber es ging, und sogar mit überraschender Geschwindigkeit, denn die Batterie brauchte zu ihrem Aufstieg nur 20 Minuten mehr als wir. Auf der Kuppe des Berges befanden wir uns auf dem Schauplatze des gestrigen Bajonettkampfes und rings herum zerstreut lagen die noch unbegrabenen Leichen. Ich habe diese gezählt und bin zu dem auffallenden Ergebnis gekommen, daſs auf 83 Serben nur 9 Bulgaren kamen, und wenn mir auch später von einem Offizier versichert wurde, daſs ich einen Fleck übersehen hätte, wo noch 5 Bulgaren lagen, so würde das Verhältnis von 14 : 83 immer noch befremdend genug bleiben, umsomehr, als die Bulgaren die Angreifer waren. Die Hälfte der Serben war durch Schüsse getötet worden, die andere Hälfte und die Bulgaren trugen Bajonettstiche. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daſs die bulgarischen Soldaten einen Teil ihrer Sturmerfolge dem Umstande zuschreiben, daſs sie das Bajonett immer

aufgepflanzt haben, während die Serben es, wie auch bei uns in Deutschland, als Seitengewehr tragen und erst unmittelbar vor dem Bajonettangriff, bezw. vor der Verteidigung, aufstecken. Die bulgarischen Soldaten behaupten, daſs diese einfache Vornahme den Serben immer soviel Zeit gekostet habe, daſs sie sich auf sie im Augenblick dieser Arbeit, während sie sich also in halber Entwaffnung befanden, hätten losstürzen können. Ich muſs indessen sagen, daſs diese Erzählung für mich nicht sehr überzeugend gewesen ist.

Während wir uns noch auf dem Berge aufhielten, zog eine tiefschwarze Wolke, die die Gestalt eines mächtigen Panzerschiffes mit starkem Rammbug hatte, aus den serbischen Bergen zu uns herüber, und was die von der anderen Seite drohenden serbischen Kanonen nicht vermocht hatten, bewirkte dieses phantastische Marineungeheuer: der Stab des Fürsten zog sich in gröſster Eile nach Zaribrod zurück, nicht ohne vorher vom Regen ereilt und gründlich durchweicht zu werden. Zum Glück dauerte der Guſs nur eine Viertelstunde und die Regenwolke machte bald wieder der Sonne Platz, die bei ihrem Untergehen uns zu unserer groſsen Freude gutes Wetter für den folgenden Tag versprach. Nichts aber konnten wir für den 26. besser gebrauchen, denn die Überschreitung der Grenze war beschlossene Sache und wir glaubten, daſs die Serben uns den Einmarsch in ihr eigenes Land aus allen Kräften verwehren würden und daſs somit eine groſse, vielleicht den Feldzug endgiltig entscheidende Schlacht bevorstehe.

XVI.

Von Zaribrod nach Pirot.

Die Überschreitung der Grenze. Eine unausgeführte Kavallerieattacke. Fürst Alexander und sein Stab vom Granatfeuer überrascht. Die Einnahme Pirots auf den 27. November verschoben. Die Sprengung der Zitadelle von Pirot. Ein mangelhaftes Nachtquartier. Die Schlacht vor Pirot. Seine Einnahme. Zersprengung des serbischen Heeres.

Am 26. November früh 8 Uhr befand sich das bulgarische Heer in folgender Stellung: die Hauptkolonne unter Oberstleutnant Nikolajeff bei Zaribrod, die Spitze an der von den Serben gesprengten Nissawabrücke; eine rechte Seitenkolonne unter Major Gutscheff, 16 Bataillone und 2 Batterien, im Gebirge mit dem Auftrage, auf parallel mit der Hauptstraße führenden Gebirgswegen auf Pirot zu marschieren; eine linke Seitenkolonne unter Hauptmann Popoff, die um diese Zeit bei Trn die Grenze überschritten haben mußte und welcher der Auftrag geworden war, sich, sowie es die Verhältnisse gestatten würden, an das Hauptheer in der Richtung auf Pirot heranzuziehen und den linken Flügel der Hauptarmee zu unterstützen. Uns gegenüber standen

4 serbische Divisionen, und aufserdem ging das Gerücht, dafs Truppenteile der Timokdivision des Generals Leschjanin von Widdin aus zur Verstärkung des Hauptheeres im Anmarsch seien. Die bulgarische Hauptkolonne unter Nikolajeff wird etwa 30 000 Mann stark gewesen sein, so dafs die Bulgaren mit den 16 000 Mann Gutscheffs und den 9000 Mann Popoffs im ganzen etwa 55 000 Mann zu der Angriffsbewegung auf Pirot zur Verfügung hatten, von denen jedoch die 9000 Mann Popoffs erst am zweiten Tage die Verbindung mit dem Hauptheere herstellten, während die 16 000 Mann Gutscheffs in die eigentliche Schlacht bei Pirot gar nicht eingreifen konnten. Den Bulgaren gegenüber standen die 4 serbischen Divisionen, deren Stärke nach den Verlusten bei Sliwnitza nur noch auf 40 000 Mann geschätzt werden kann, so dafs sie den zum Angriff kommenden bulgarischen Truppen an Zahl ungefähr gleich waren. Sie hatten den Vorteil des Verteidigers, der allerdings durch die gedrückte Stimmung ihrer Truppen gegenüber der bei den Bulgaren herrschenden Begeisterung und Siegeszuversicht mehr als ausgeglichen wurde.

Obgleich die Serben fast widerstandslos vor der bulgarischen Vorhut zurückwichen, wurde zuerst doch nur sehr langsam vorgegangen, einmal weil das Bergterrain sorgfältig aufgeklärt werden mufste, sodann aber weil es einige Zeit erforderte, unsere Batterien aus den Stellungen in den Bergen herunterzuholen. Da die Serben die massive Brücke über die Nissawa gesprengt hatten, so mufste eine kleine Notbrücke gebaut werden, was auch einige Zeit

aufhielt. Inzwischen überschritt der Fürst mit seinem Stabe südlich der Brücke die Nissawa und nahm auf einem kleinen bewaldeten Hügel Stellung, von dem aus aber nicht übermäfsig viel gesehen werden konnte. Soviel war aber jetzt schon zu erkennen, dafs die Serben es aufgegeben hatten, uns den Eintritt in ihr Land zu verwehren. Richtete man den Blick rückwärts, so sah man ein langes, breites schwarzes Band, das sich von der Nissawabrücke bis nach Zaribrod hinzog und in dieser Stadt verschwand, und dieses Band war die erste Division unserer Hauptkolonne. Um 1/2 12 Uhr kam Leben in diese starre Masse, wir sahen das Band, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, sich vorwärts schieben — der Vormarsch begann. Um seine Truppen als erster auf serbischem Boden begrüfsen zu können, galoppierte der Fürst nach dem ersten serbischen Dorfe voraus, wo er sich mit seinem Stabe vor dem serbischen Zollhause aufstellte, gegenüber den friedlich neben einander aufgepflanzten bulgarischen und serbischen Grenzpfählen. An den Thüren der Häuser waren Stöcke mit weifsen Tüchern in die Erde gesteckt als Zeichen der Unterwerfung, und hie und da lugte ein Bauer aus einem Fenster heraus. Im ganzen waren die Einwohner weniger ängstlich, als ich es früher bei gleichen Gelegenheiten beobachtet habe, und bald nahte sich auch eine alte Frau, um dem Fürsten ein Glas Wein zu kredenzen. Die Annahme des Trankes hatte zur Folge, dafs nun noch andere Leute kamen und auch den Stab mit Wein versorgten, so dafs wir unmittelbar nach Überschreitung der Grenze mit

serbischem Wein auf die Einnahme von Pirot anstoſsen konnten. Nun nahte aber auch unsere Infanterie, die Musik an der Spitze, und marschierte unter brausendem Hurrahrufe am Fürsten vorbei. Die Musik hatte abgeschwenkt und spielte das „Dschumi Maritza", das so oft die Bulgaren zum Siege geführt, und hinter dem Fürsten bildete sich ein Halbkreis aus den Offizieren seines Stabes und den Dorfbewohnern, die, immer dreister werdend, herbeiströmten. Es war eine Szene, die sich dem Gedächtnis einprägte, ob man wollte oder nicht.

Wer hätte das vor zehn Tagen gedacht! Damals schien alles verloren und heute standen wir im Serbenlande, dessen Truppen nicht einmal mehr die Kraft zu haben schienen, ihren eigenen Boden zu verteidigen. Sic transit gloria mundi, und selten verdienterermaſsen.

So sehr der Fürst über die jubelnden Kundgebungen seiner Truppen erfreut war, so konnte er doch nicht daran denken, den ganzen langen Zug an sich vorbeigehen zu lassen, und nachdem die ersten Bataillone vorüber waren, stiegen wir zu Pferde und trabten fort, um die Spitze wieder zu erreichen. Nicht lange waren wir geritten, da hörten wir Kanonenschüsse, die ersten an diesem Tage, und sahen Ordonnanzen in wilder Eile rückwärts jagen. Eine flache, sich quer durch das Thal ziehende Bodenerhöhung verdeckte die Aussicht nach vorn, aber durch Meldungen erfuhren wir, daſs in der eigentlich erst hinter dieser Erhöhung sich öffnenden Ebene von Pirot die gesamte feindliche Reiterei, 3—4 Regimenter stark, aufgestellt sei und die

bulgarische Kavallerie zu einer Attacke herauszufordern scheine. Beim ersten Auftauchen der serbischen Reiter hatte unsere, aus der fürstlichen Leibeskorte bestehende Vorhut rückwärts Meldung an den Befehlshaber der Kavalleriebrigade geschickt, die leider etwas sehr weit im Hintertreffen gehalten worden war. Dafür rückte sie jetzt in desto schnellerer Gangart vor, und das Feuer unserer Avantgardebatterie schien alle unsere Truppen elektrisch zu berühren. Die Infanterie beschleunigte fieberhaft ihren Schritt, zwei Batterien verliefsen die Straſse und setzten sich in Trab, und rechts neben ihnen erschien jetzt die Kavalleriebrigade in vollem Galopp auf schäumenden Pferden. Was war vorn los? Von den Leuten wufsten es die wenigsten, aber alle fühlten, „dafs etwas los war", und jeder eilte so sehr als möglich, um dabei sein zu können. Als militärisches „Bild" war dieser Moment entschieden der schönste aus dem ganzen Feldzuge und die drei neben einander herstürmenden Linien von Infanterie, Kavallerie und Artillerie erinnerten an jene alten Schlachtenbilder, auf denen man noch nicht in Schützenlinien focht und auf 5000 m Granaten versandte, sondern wo man sich noch zu Fufs und zu Pferde mit der blanken Waffe in der Hand zu Leibe ging. Es war nur ein kurzer Blick, den ich auf diese hinjagenden Massen warf, zwei Minuten darauf waren wir auf der Höhe selbst. Vor uns breitete sich die Ebene von Pirot aus, rechts und links von Bergzügen begleitet, an deren Fufse auf der rechten Seite einige Dörfer lagen, während vor den linksseitigen Bergen sich ein mit ihnen parallel

laufender Höhenzug erstreckte, der, mit Weinbergen und vereinzelten Bäumen bestanden, sich bis auf etwa 4 km vor Pirot ausdehnte. Vor uns, wenn auch in weiter Entfernung, lag Pirot mit seinen im Sonnenlicht hell glänzenden weifsen Kirchen, und abgeschlossen wurde der Hintergrund durch hohe Gebirgskuppen, die hinter Pirot steil ansteigen. Unmittelbar vor uns lag ein wie ein Seebecken sich erweiternder Plan, der einem Exerzierplatze glich, und auf etwa 2000 m Entfernung standen unbeweglich lange schwarze Linien, die serbische Kavallerie. Der Platz war zu einem Reitergefecht so günstig wie nur denkbar, und als unsere Kavallerie in die Ebene einrückend sofort die Gefechtsformation herstellte, glaubten wir auch bei der serbischen Kavallerie eine Bewegung nach vorwärts beobachten zu können. Die gespannteste Aufmerksamkeit herrschte, alle Gläser richteten sich auf die serbische Kavallerie — nimmt sie die Attacke an, nimmt sie dieselbe nicht an? Die Bewegung bei den Serben dauerte fort, die Regimenter gingen aus einer Formation in die andere über, aber während unsere Reiter ohne Aufenthalt auf ihr Ziel losritten, kamen die serbischen nicht von der Stelle. Noch einmal schien es, als ob die Serben zur Attacke anreiten wollten, aber es war ein Irrtum: sie schwenkten Kehrt und zogen sich längs der Strafse auf Pirot zurück. Von der Strafse her aber tauchten kleine blauweifse Pulverwölkchen auf und man erkannte, dafs die serbische Kavallerie nur für ihre Infanterie Platz gemacht hatte, die sogleich das Feuer auf die bulgarischen Reiter eröffnete. Wäre die

bulgarische Reiterei noch ganz frisch gewesen, so hätte sich vielleicht der Versuch machen lassen, die serbische Infanterie zu attackieren, um so mehr als sie nicht sehr zahlreich schien und man annehmen konnte, dafs sie nicht allzufest stehen werde. Nun aber war unsere Reiterei im letzten Augenblicke von der Nachhut — wo allerdings nicht ihr Platz hätte sein sollen — herbeigeholt worden, sie hatte die ganze Entfernung in gröfster Beschleunigung zurückgelegt, dann im Anreiten zur Attacke einen ungeheuer langen Galopp durch tiefen Acker gemacht, kurz sie war so erschöpft, die Pferde waren so ausgepumpt, dafs an das sofortige Ansetzen einer neuen Attacke nicht gedacht werden konnte. Es wurde also Kehrt geschwenkt und die Brigade ging zurück, wobei sie noch durch das Infanteriefeuer einige Leute und gegen 30 Pferde verlor. Auf solche Weise entging uns das seltene Schauspiel einer gröfseren Reiterattacke, unsere Infanterie trat wieder an die Spitze der Vorhut und vor ihr wichen die Serben zurück, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen. Unsere Truppen rückten ruhig vor, nirgends war etwas vom Feinde zu sehen, so dafs wir nachgerade auf den Gedanken kamen, die Widerstandsfähigkeit der Serben noch überschätzt zu haben. Prinz Franz Josef, Riedesel und Menges waren der Infanterie auf der Strafse gefolgt, und da der Fürst selbst nachher auf den niedrigen links gelegenen Höhenzug ritt, um diesem folgend die Operationen besser übersehen zu können, so war diesmal eine Teilung des Stabes eingetreten. Dafür ritten aber jetzt mit uns der eben von Sofia angekommene Minister

des Auswärtigen, Tsanoff, und der Vertreter der Agence Havas, mein munterer und liebenswürdiger Kollege Georges Fillion, mit dem ich, wenn nichts anderes zu thun war, über die Mittel beriet, aus Deutschland und Frankreich ein Herz und eine Seele zu machen. Wir waren darin schon ziemlich weit gekommen, und es ist eigentlich schade, daſs der Krieg nicht länger dauerte, da wir sonst diese wichtigste Frage der europäischen Politik wahrscheinlich endgültig erledigt haben würden.

In einem einsam liegenden kleinen Bauernhause wurde gefrühstückt und dann der Spazierritt auf Pirot weiter fortgesetzt. Mit uns marschierten mehrere Bataillone ostrumelischer Infanterie durch die Weinberge, rechts von uns auf der Straſse sahen wir unsere Hauptmacht heranrücken, von Serben aber gewahrten wir keine Spur. So trabten wir bei den Rumelioten vorbei und befanden uns bald an der Spitze unserer Vorhut. Etwa 4 km vor Pirot senkte sich die Anhöhe, auf der wir bisher geritten waren, langsam zur Ebene nieder, und Pirot lag unmittelbar vor uns. Weiter zu reiten hielten wir doch nicht für rätlich, und so saſsen wir ab, um das Herankommen unserer Infanterie abzuwarten. Niemand zweifelte daran, daſs wir noch heute in Pirot einziehen würden und daſs der Fürst so seiner in Zaribrod angenommenen Gewohnheit, in König Milans Bett zu schlafen, werde treu bleiben können. Mit unseren Gläsern begaben wir uns auf die Wohnungssuche in Pirot, und der eine wählte dieses, der andere jenes Haus als seine zukünftige Residenz aus. Am meisten Beifall fanden

einige grofse Häuser in der Nähe der Kirche, da man dort die Wohnungen der Popen vermutete, die auch in Bulgarien, oder vielmehr in Serbien, wie es hier heifsen mufs, im Rufe stehen, die beste Küche zu besitzen. In diesem harmlosen Vergnügen wurden wir gestört durch Kristoff, den martialischen, nach montenegrinischer Art gekleideten Leibdiener des Fürsten, dessen reiche Tracht und gewaltiger Schnurrbart einem serbischen Gefangenen in Zaribrod derartig imponiert hatte, dafs er ihm mit der ehrfurchtsvollen Frage nahte: „Bist Du, o Herr, der Führer der Schrecklichen?“ Kristoff also, der zwar nicht der „Führer der Schrecklichen“, wohl aber mit einem Falkenauge begabt war, trat an mich heran und bat mich um mein Glas. Er richtete es einen Augenblick nach vorwärts und sagte dann gelassen: „Dort vor uns steht eine grofse serbische Batterie.“ „Wo?“ Alles blickte nach der angegebenen Richtung, ohne aber die Batterie entdecken zu können. „Ich sehe sie ganz genau“, sagte Kristoff, und als ob die Serben seine Worte bestätigen wollten, stieg plötzlich vor uns auf etwa 1500 m eine gewaltige Rauchwolke auf. Das war allerdings eine Batterie, und zwar eine grofse starke Schlachtenbatterie von mindestens 20 Geschützen. Aber nicht nur dafs diese Batterie feuerte, sie feuerte sogar in bedauerlicher Mifsachtung aller früheren Gewohnheit gerade auf unsere Gruppe. Vor uns, rechts und links, schlugen die Granaten ein, und ehe wir uns über den Rechtsfall klar werden konnten, schickte eine andere Batterie, auf den Höhen in der linken Flanke

sich plötzlich demaskierend, ihre Geschosse sausend über unsere Köpfe. Hier war nicht gut Hütten bauen, und weder die schöne Aussicht auf Pirot, noch die erhofften Popendiners hielten uns zurück, sondern wir konzentrierten uns schleunigst rückwärts. Es war auch gerade Zeit gewesen, denn von links schickten die Serben jetzt noch Schrapnels, und auch die weittragenden serbischen Gewehre machten sich bemerkbar. Angenehm war die Geschichte nicht, aber es war doch der reine Segen, daſs uns die Serben so schnell ihre Stellungen verraten hatten, denn sonst hätte es wahrhaftig geschehen können, daſs wir munter und vergnügt, durch die Ruhe des ganzen Tages sicher gemacht, in die serbischen Batterien hineinmarschiert wären! Mit dem Einzuge in Pirot war es nun für heute nichts. Es war schon 1/2 4 Uhr, also zu spät, um noch einen ernstlichen Kampf anzufangen, und ein solcher, das sahen wir aus der ganzen Lage, würde uns nicht erspart bleiben. Fürst Alexander schickte also sogleich dem Oberstleutnant Nikolajeff den Befehl, sich unter keinen Umständen auf einen ernstlichen Angriff einzulassen und die Truppen nur noch soweit vorzuschieben, wie es ohne nennenswerten Widerstand geschehen könne. Alles andere muſste dem folgenden Tage überlassen werden, und obgleich wir so auf unsere Hoffnung, Pirot noch heute zu nehmen, verzichten muſsten, so konnten wir doch mit dem Ergebnis des Tages ganz zufrieden sein, da er uns wenigstens einen bedeutenden Terraingewinn gebracht hatte. Auſserdem hofften wir am folgenden Tage den Kampf unter noch

günstigeren Verhältnissen aufnehmen zu können, da auf das Eingreifen Gutscheffs und Popoffs gerechnet wurde.

Nachdem die Serben einmal das Feuer begonnen hatten, setzten sie es auch mit grofsem Eifer fort, ohne uns jedoch gröfseren Schaden zuzufügen. Die Geschosse schlugen meist links von der Strafse ein, manche erreichten aber auch die Strafse selbst. Als wir dort angekommen waren, trafen wir wieder mit dem Prinzen Franz Josef, Riedesel und Menges zusammen, die von dort aus unsere Beschiefsung auf der Höhe mit angesehen und auch einen Teil der über uns wegfliegenden Granaten bekommen hatten. Auch Nikolajeff und Petroff waren dort und so konnten gleich die Anordnungen für den nächsten Tag getroffen werden. Von Gutscheff und Popoff waren Nachrichten gekommen, und wir wufsten, dafs beide ihren Vormarsch fortsetzten. Nähere Weisungen konnten ihnen von hier aus nicht gegeben werden, da man nicht wufste, unter welchen Umständen sich ihr Vormarsch bewerkstelligte und ob und auf wie starke feindliche Truppen sie stofsen würden. Für die Hauptkolonne wurde angeordnet, dafs sie sich am folgenden Tage zunächst der Höhen auf dem linken Flügel bemächtigen und dafs sodann von da und von der Strafse aus der Angriff auf Pirot stattfinden solle.

Als man hierüber einig geworden, war die Dunkelheit bereits eingebrochen, und es trat an uns die Frage heran, wo der Fürst mit seinem Stabe nächtigen könne. Ein Dorf rechts von der Strafse schien nicht viel zu bieten, lag aufserdem auch ganz unter dem feindlichen Feuer, ein

Biwak versprach um so geringere Annehmlichkeiten, als der Nähe des Feindes halber keine Biwakfeuer angezündet werden konnten, und so wurde denn beschlossen, das Hauptquartier nach einem etwa 6 km rückwärts befindlichen Han zu verlegen, den wir beim Herreiten bemerkt hatten. Unterwegs fand ich auf der Straſse noch meinen Wagen, was sich später als ein besonders glücklicher Zufall erweisen sollte. Als wir so über die Ereignisse des Tages sprechend des Weges dahinritten, wurde plötzlich die ganze Gegend in feurigem Glanze erhellt, ein Blick rückwärts zeigte uns eine ungeheure Feuergarbe, welche hoch zum Himmel aufstieg, einige Sekunden stand und dann in sich zusammensank. Dann herrschte wieder dunkle Nacht und es währte noch einige Sekunden, bis ein dumpfer Knall sich hören lieſs. Dieses Ereignis hatte in seiner unerwarteten Plötzlichkeit und Groſsartigkeit etwas Erschreckendes. Daſs es eine Explosion war, muſste jedem im ersten Augenblicke natürlich klar sein; aber wo hatte sie stattgefunden, war sie zufällig oder bezweckt und welche Folgen hatte sie gehabt? Wie sehr man sich bei Beurteilung der Entfernung solcher plötzlicher Feuererscheinungen irren kann, bewiesen die verschiedenen Schätzungen, die abgegeben wurden: die einen meinten, eine kleine nur wenige hundert Meter hinter uns gelegene Mühle sei in die Luft geflogen, andere verlegten den Schauplatz der Explosion in unsere Batteriestellungen, noch andere nach dem 7—8 km entfernten Pirot. Letztere Annahme war die richtige, denn wie später gemeldet wurde, hatten die Ser-

ben, als bulgarische Reiterpatrouillen in die Stadt eindrangen, diese verlassen, gleichzeitig aber die Zitadelle mit Dynamit in die Luft gesprengt. Von den Bulgaren waren durch diese Explosion 2 Mann verwundet, von den abziehenden Serben aber angeblich 40 Mann getötet oder verwundet worden, eine Behauptung, die ich für irrtümlich halte, da ich später beim Besuch der Zitadelle weder Leichen noch auch Blutspuren entdecken konnte.

Als wir, noch unter dem Eindruck der Explosion stehend, bei dem Han ankamen, stellte sich heraus, daſs das fürstliche Hauptquartier hier nichts weniger als fürstlich untergebracht sein würde. Die wenigen Räume des Hans waren voll von Verwundeten, zum Teil Serben, die von den Aerzten verbunden wurden, und mit Mühe und Not wurden für das Hauptquartier zwei kleine Stuben aufgetrieben, in denen sich als ganzes Mobiliar ein Tisch, eine Holzpritsche und zwei Bänke befanden.

Erst als der Fürst seinen Einzug in diese Butike gehalten hatte, machte man die traurige Entdeckung, daſs niemand daran gedacht hatte, für Mundvorräte zu sorgen, und daſs auch nicht das allergeringste der Verspeisung Würdige oder auch nur Fähige zur Stelle war. Glücklicherweise hatte ich in meinem Wagen einige Vorräte, zwar nichts Besonderes und recht wenig, aber es war doch immerhin besser als nichts. Sechs Brote, ein halber Meter Wurst, eine geräucherte Zunge, Thee, Zucker, das war alles, was ich zur Verfügung stellen konnte, auſserdem ein Messer, eine Gabel und ein Glas. Ferner fand ich im

Wagen als kostbarsten Gegenstand noch ein Paket Stearinlichter, so daſs wir das Diner sogar bei hellem Lichterglanz — soweit den zwei Stearinlichter geben — beginnen konnten. Da man sich im Felde in alles schicken muſs, so ging das noch ganz gut, als aber nach dem „Diner“ der hier zu Lande ganz unentbehrliche Thee kam, da begannen erst die wirklichen Schwierigkeiten. Es verstand sich von selbst, daſs der Fürst auf den alleinigen Besitz des Glases Anspruch hatte, aber wie sollten wir andern nun trinken? Kein Glas, keine Tasse, kein Topf, kein trinkbares Gefäſs irgend welcher Art war im ganzen Han aufzutreiben, aber schlieſslich fand ein Diener einen halb zerbrochenen flachen Suppenteller und brachte diesen als gemeinsames Trinkgefäſs in Vorschlag. Zuerst allgemeines Schütteln des Kopfes und eingehende miſstrauische Betrachtung dieses Produktes der Töpferkunst, als ob es sich um die Prüfung moabitischer Altertümer gehandelt hätte; schlieſslich einstimmige Erklärung, daſs dieser Teller sehr wohl als Theetasse zu benutzen und daſs seine Entdeckung als eine verdienstvolle That zu betrachten sei. Es ging auch wirklich über Erwarten gut: der Humpen, ich wollte sagen Teller, kreiste zu groſser Befriedigung aller um den Tisch, ein Beweis was man alles ermöglicht, wenn nur guter Wille vorhanden ist und die — Not ordentlich nachhilft. Nach der Eſsfrage kam die Schlaffrage, und es wurden zunächst für den Fürsten zwei Decken aufgetrieben, die eine zum Zudecken, die andere, um die Härte der Pritsche minder empfindlich zu machen. Das Staatszimmer nämlich, in

welchem die Pritsche stand, war für den Fürsten bestimmt. In das andere Zimmer, durch welches man gehen mufste, um in das des Fürsten zu gelangen, wurde ein Bündel Heu geworfen, und darauf lagerten Prinz Franz Josef, Riedesel, Menges, Winaroff, Uwalieff und meine Wenigkeit, und dabei war die Bude nur etwa 5 m lang und etwa 3 m breit. Ist man aber den ganzen Tag zu Pferde gewesen, so schläft man auch in solcher Lage, und wir hätten sogar recht gut geschlafen, wenn wir nur nicht gestört worden wären. Denn kaum waren wir eingeschlafen, so ertönten höchst unzufriedene Laute an unserer rechten Flanke, wo Menges sich neben der nach dem Flur führenden Thür hingelegt hatte. Er hatte nämlich schlau berechnet, dafs er, an der Wand liegend, nur von einer Seite bedrängt werden könne. Mal lui en prit! Denn alle Verwundeten und sonstigen Leute, die in der Nacht Obdach suchend im Han herumstolperten, versuchten auch in unsere Stube einzudringen und „betraten" dabei natürlich zuerst die Beine von Menges. Nachdem, um die Wiederholung solcher bedauerlichen Vorfälle zu verhüten, ein Posten vor die Thür gestellt worden war, glaubten wir alles Mögliche zur Sicherung unserer Ruhe gethan zu haben. Als wir aber wieder aufs schönste schliefen, ertönte mitten in der Stube ein lauter Schrei. Die Streichhölzer wurden angezündet und jetzt stellte sich heraus, dafs der Stabschef Petroff, der noch in der Nacht den Fürsten sprechen wollte, beim Durchgehen durch unser Zimmer über uns gestolpert und dem Prinzen Franz Josef auf den Leib gefallen war,

was diesem jenen Schreckensruf entrifs. Ruhe hatten wir aber noch lange nicht, denn draufsen vor dem Han fing ein heilloser Spektakel an. Auf eingezogene Erkundigung erfuhren wir, dafs Slaweikoffs Baschi-Boschuks, die neben dem Han lagerten, mit einer zahmen Schweinejagd beschäftigt seien, die gerade vor unserem Fenster mit der Ergreifung und Abfangung des Borstentiers endigte. Ich kann nicht verschweigen, dafs in dieser Nacht in unserer Stube ganz erheblich geflucht worden ist und namentlich das Jagdvergnügen vor unseren Fenstern gar keinen Beifall fand. Als uns freilich am anderen Morgen die Baschi-Boschuks Kibab (an langen Stäben geröstete kleine Stückchen Schweinefleisch) brachten, ein äufserst schmackhaftes und vortreffliches Gericht, dachten wir hierüber viel milder.

Ohne grofses Bedauern verliefsen wir am Morgen des 27. November den alten Han an der Landstrafse; viele Dinge waren möglich, aber dorthin wären wir unter keinen Umständen zurückgekehrt! Eine oberflächliche Waschung — Waschgefäfse fehlten in dieser Musterwirtschaft natürlich auch —, ein einfaches Frühstück mit dem schon erwähnten vortrefflichen Kibab: und vorwärts ging es auf der Landstrafse in der Richtung auf Pirot. Um neun Uhr morgens begegneten wir auf der Hälfte des Weges dem Hauptmann Winaroff, der vorausgeritten war und jetzt von den Vortruppen zurückkehrend eine ausgezeichnete Nachricht brachte. Als nämlich unsere Truppen in aller Frühe sich anschickten, den gegebenen Anordnungen folgend die Höhen auf der linken Flanke anzugreifen, machten

sie die überraschende Entdeckung, daſs sie bereits von Bulgaren besetzt seien. Es war die allerhöchste Zeit, denn unsere Batterien schickten sich gerade an, das Feuer auf die Höhen zu eröffnen, wo unsere Granaten nicht Serben, sondern Bulgaren getroffen haben würden. Diese Änderung der Lage war dem Eingreifen Popoffs zu verdanken, der am Abend des 26. dem Kanonendonner nachmarschierend von Trn aus angekommen war und mit seiner Division die Serben noch in der Nacht von den Anhöhen vertrieben hatte. Hierdurch war uns nicht nur der erste Teil unserer Tagesarbeit erspart, sondern das Angriffscorps war auch noch um 9000 Mann verstärkt worden. Winaroff brachte ferner die Meldung, daſs die Serben die Stadt Pirot geräumt hatten und daſs diese von bulgarischen Vortruppen besetzt sei, daſs aber die Höhen rechts von Pirot und ebenso eine starke Stellung links von der Stadt noch von den Serben gehalten werde. Als Winaroff diese Meldung erstattete, fing auch schon die bulgarische Artillerie zu feuern an und gleich darauf griff die Infanterie ebenfalls ins Gefecht ein. Als wir noch weiter bis in die Artilleriestellung an der Straſse vorgeritten waren, konnten wir sehen, wie das Gefecht sich entwickelt hatte. Gegen neun Uhr hatte eine serbische Division Pirot angegriffen und es war ihr in der That gelungen, die schwachen bulgarischen Vortruppen aus der Stadt hinauszuwerfen. In übertriebener und phantastischer Weise ist erzählt worden, daſs dabei wilde Straſsenkämpfe stattgefunden, daſs Bulgaren und Serben wiederholt ins Handgemenge gekommen seien und

sich mit furchtbarer Erbitterung geschlagen hätten. Es ist nun aber in Wirklichkeit durchaus nicht so schlimm zugegangen. Unsere Vortruppen hatten, als sie Pirot besetzten, fast gar keinen Kampf zu bestehen gehabt, und als sie jetzt daraus vertrieben wurden, hielten sie sich zwar so lange als möglich, konnten aber ihrer geringen Zahl halber natürlich gar nicht daran denken, es auf ein Handgemenge ankommen zu lassen. Gerade als wir in der Artilleriestellung ankamen, es war gegen 11 Uhr, sahen wir unsere Schützenlinien gegen Pirot vorgehen, um die Stadt wiederzunehmen. Die Serben, die sich am diesseitigen Ausgange der Stadt festgesetzt hatten, richteten ein heftiges Feuer auf die Angreifer, konnten aber dem Feuer unserer von der Artillerie unterstützten Infanterie auf die Dauer nicht standhalten; den abziehenden Serben auf dem Fuſse folgend besetzte sie die Stadt zum zweiten Male. Hierbei ist in der That in der Stadt etwas geschossen worden, doch niemals in dem Grade, daſs man von einem „Straſsenkampfe“ zu sprechen berechtigt wäre. Ernster lieſs sich das Gefecht auf der rechten Flanke an, wo die ostrumelische Division ungefähr von der Stelle aus, wo der Stab des Fürsten gestern das starke Artilleriefeuer erhielt, zum Angriff vorging. Sie fand vor sich und namentlich in der linken Flanke, wo die Serben eine Gruppe niedriger Berge besetzt hatten, sehr hartnäckigen Widerstand, wie man nicht nur aus dem starken Feuer, sondern auch aus der groſsen Zahl Verwundeter ersehen konnte, die von dort nach der Straſse kamen. Auch zahlreiche serbische Gefangene wur-

den nach der Straſse gebracht, um von hier nach Zaribrod geführt zu werden. Bis Mittag entwickelte sich das Gefecht an dieser Stelle sehr langsam, zumal da das Vorgehen der Rumelioten durch unsere Artillerie, die ihr Augenmerk auf Pirot haben muſste, vorerst nur schwach unterstützt werden konnte. Gegen unsere Artillerie traten um diese Zeit auch zwei serbische Batterien in Thätigkeit, aber aus einer minder günstigen Stellung, als die, welche sie gestern innegehabt, aber aus Besorgnis vor Abschneidung verlassen hatten; lange vermochten sie jedoch dem Feuer der bulgarischen Artillerie nicht zu widerstehen und muſsten sich bald gegen die Höhen zurückziehen, die den Eingang des Engpasses beherrschen, durch den die Straſse nach Nisch aus der Piroter Ebene wieder in Gebirgsland eintritt. Auch auf dem rechten Flügel fand auf den Bergen ein leichtes Feuergefecht statt, das von den Bulgaren nur hinhaltend geführt wurde, weil es nicht im Plane lag, die Straſse nach Knäjewatsch abzuschneiden, ehe man die Sicherheit hatte, daſs Gutscheff auf ihr angekommen sei. Dann hätte man versucht, noch mehr Serben auf diese Straſse zu drängen, wo sie dann Gutscheffs Division geradewegs in die Arme gelaufen und aller Wahrscheinlichkeit nach entweder gefangen oder gänzlich aufgerieben worden wären. Von dieser Division war aber nichts zu sehen und nichts zu hören.

Um 1/2 1 Uhr nahm das Gefecht auf unserer linken Flanke einen äuſserst heftigen Charakter an und die Rumelioten gingen in breiten Schützenlinien zu einem ausge-

sprochenen Angriff vor. Zwei der erwähnten niedrigen Höhen wurden nach heftigem Feuergefecht mit Sturm genommen, worauf die Serben sich nach der Nischer Straſse zurückzogen, Schritt um Schritt das Terrain tapfer verteidigend. Dieser Rückzugsbewegung folgend machten die Rumelioten, denen unterdessen auch Popoff zu Hülfe gekommen war, eine vollständige Rechtsschwenkung, die aber nur langsam ausgeführt werden konnte. Während sie noch, fortwährend kämpfend, in dieser Bewegung begriffen waren, tauchten plötzlich in einem Gelände seitlich Pirot zwei Batterien auf, die sogleich zu feuern begannen und die Rumelioten seitlich und fast aus dem Rücken beschossen. Unsere Überraschung war nicht gering, denn da wir dies Gebiet für gänzlich von den Serben verlassen hielten, konnten wir uns nicht recht erklären, was wir von diesen Batterien eigentlich halten sollten. Daſs serbische Batterien sich so dicht an unsere Feuerlinien heranwagten, war noch nie dagewesen, und deshalb wollten wir zuerst gar nicht glauben, daſs es serbische Kanonen seien. Sollte Gutscheff herangekommen und mit seinen Batterien schon über Pirot vorgestoſsen sein? In diesem Falle hätte er unsere eigenen Leute zusammengeschossen! Augenblicklich wurden Adjutanten abgeschickt, um bei den Vortruppen anzufragen, was es mit diesen Batterien auf sich habe, und gleichzeitig erhielt der Kommandeur der auf dem rechten Flügel stehenden Kavalleriebrigade, Oberstleutnant von Corvin, Befehl, einen Versuch zu machen die Batterien wegzunehmen. Die Brigade brach unverzüglich auf und erhielt, gleich uns, im

Anreiten die Bestätigung, daſs man es in der That mit Serben zu thun habe. Sofort richtete nun unsere Artillerie ihr ganzes Feuer auf die serbischen Geschütze, die diesmal aber mit anerkennenswertem Mute und groſsem Trotz fortfuhren, unsere Infanterie zu beschieſsen, ohne unser Artilleriefeuer zu beachten. Das Vorgehen unserer Kavallerie scheiterte an sumpfigem, ungangbarem Terrain, hatte aber doch das Gute, den Batterien das Gefährliche ihrer Stellung so klar vor Augen zu führen, daſs sie abprotzten und auf der Nischer Straſse verschwanden. Jedenfalls hatten sie sich vorzüglich gehalten und durch ihre Kühnheit die Bewunderung der Bulgaren erregt. Fürst Alexander selbst sagte mir, noch während die Batterie im Feuer stand, daſs ich ja nicht vergessen möge, in einer Depesche die von den Serben hier an den Tag gelegte Tapferkeit und Verwegenheit rühmend zu erwähnen. Ich that das auch, selbstredend ohne zu ahnen, daſs, wie wir zwei Tage später durch serbische Parlamentäre erfuhren, der Befehlshaber der Batterien der Oberstleutnant Horstig, ein früherer preuſsischer Artillerieoffizier, gewesen war. Ich für meinen Teil hätte Deutsche lieber nicht auf jener Seite gesehen, da sie aber einmal dort waren, freute ich mich doch, daſs sie sich wenigstens tapfer geschlagen hatten, Horstig sowohl als auch der Major Sturm, der in einem Kampfe bei Trn gefallen ist. In der bulgarisch-rumelischen Armee befand sich auſser den schon erwähnten Deutschen nur noch der Hauptmann von Mach, von der ostrumelischen Miliz, der sich beim Angriff auf Pirot ebenfalls ausgezeichnet hat.

Inzwischen war es drei Uhr geworden, und wenn wir nicht nur Pirot, sondern auch die umliegenden die Stadt beherrschenden Höhen nehmen wollten, durfte keine Zeit mehr verloren werden, und so erteilte denn der Fürst Befehl, mit aller Kraft vorzustoſsen. Unser linker Flügel, der seinen Frontwechsel beendet hatte, marschierte gegen die Nischer Straſse, unser Zentrum rückte durch Pirot, die Hauptmacht der Serben auf die Nischer Straſse, den anderen Teil auf die Straſse von Knäjewatsch werfend. Die Schlacht von Pirot war damit beendet, das serbische Heer nicht nur abermals geschlagen, sondern auch auseinandergesprengt und nur dank einem Zufall, dem Nichteintreffen Gutscheffs, der teilweisen Vernichtung entgangen. Die Division Gutscheff hatte auf ihrem Vormarsch zunächst mit groſsen Terrainschwierigkeiten zu kämpfen gehabt und kam daher naturgemäſs langsamer vorwärts, als das auf der glatten Straſse marschierende Hauptcorps. Trotzdem wäre sie, wie der für diese Expedition zum Stabschef Gutscheffs ernannte Rittmeister Bendereff mir später versicherte, noch rechtzeitig eingetroffen und hätte die Serben abgefangen, wenn ihr nicht am zweiten Tage, am 27., serbische Truppen in den Bergen entgegengetreten wären. Diese verteidigten in dem schwierigen Bergterrain eine Stellung nach der andern, und während einzelne Offiziere im Hauptquartiere über die Lässigkeit der Division Gutscheff klagten, stand diese ununterbrochen im Gefecht. Übrigens war das Anrücken dieser Division, wie serbische Offiziere später sagten, doch nicht ohne Einfluſs auf den Gang des Gefechtes ge-

wesen, da die Serben sich erst dann zum Aufgeben von Pirot entschlossen, als sie sich von der Straſse von Knäjewatsch aus bedroht fühlten. Im Laufe des Nachmittages bewerkstelligte Gutscheff seine Vereinigung mit der bisher vereinzelt operierenden Brigade Panitza, die nunmehr die Avantgarde der Division übernahm und gegen Abend in Pirot einrückte.

„Heute Abend Siegesmahl in Pirot", rief mir um vier Uhr Herr von Riedesel zu. „Seine Hoheit hat Sie dazu befohlen, hoffentlich wird es besser sein als gestern." Da um diese Zeit alles rings herum ziemlich ruhig war, machte ich mich gleich von meinem Wagen gefolgt nach Pirot auf, um dort noch bei Tage die Wohnungssuche in der Stadt selbst antreten zu können, deren aus der Entfernung bewerkstelligte Vorbereitung am vorhergehenden Tage so übel unterbrochen worden war. Unterwegs fand ich einen durch den Rücken geschossenen freiwilligen Krankenträger des Roten Kreuzes, den ich in meinen Wagen lud, um ihn in der Stadt in einem Lazarett abzuliefern. Im Lazarett aber begegnete ich Kaufmann, der gerade mit einem Piroter Eingeborenen über die Wohnungsfrage verhandelte. Nach Ansicht des Eingeborenen war nur ein einziges Haus in Pirot zu unserer Aufnahme würdig, das des Dr. Valenta, „des Vaters des schönen Fräuleins, das in Sofia auf den Hofbällen mit dem Fürsten Alexander getanzt hat". Das war unser Fall! Wir lieſsen uns sogleich dorthin führen und fanden, daſs der Eingeborene uns wirklich einen klugen und weisen Rat gegeben hatte, für den er denn auch König-

lich belohnt wurde. Der Dr. Valenta und das „schöne Fräulein“ waren zwar vor den Bulgaren geflüchtet, aber dafür fanden wir eine höchst angenehme Wohnung mit europäischen Möbeln, wirklichen Betten und einer Dienerschaft, die entzückt war, uns aufnehmen zu können. Bot unsere Gegenwart ihnen doch eine Bürgschaft, daſs sie während der Nacht unbehelligt bleiben würden. Kaum hatten wir von Eſsbedürfnissen gesprochen, als auch ein Tisch gedeckt mit allen möglichen, vorzüglich zubereiteten Gerichten vor uns stand: kurz wir hätten es nicht besser treffen können. Das Übermaſs des Glückes lieſs schwarze Gedanken in mir aufsteigen: „Kaufmann“, sagte ich, „passen Sie auf, die Sache wird schon schief gehen. Das Haus ist viel zu schön für uns, Sie werden sehen, daſs der Fürst hierher kommt!“ Der Fürst kam aber diesen Abend noch nicht, da er im letzten Augenblicke seine Anordnungen geändert und in einem Dorfe vor Pirot Nachtquartier bezogen hatte, so daſs auch das angesagte „Siegesmahl“ nicht stattfinden konnte. Diese erste Nacht in Pirot sollte sehr unruhig werden, zwar nicht für mich, aber für die Einwohner der Stadt. Schon am Abend kamen mehrere Leute zu mir und baten um Schutz gegen Ausschreitungen der Soldaten und gegen plünderndes Gesindel: eine Auszeichnung, die ich, wie ich später erfuhr, meinen Hausleuten verdankte, welche, um ihr Haus mit gröſserem Nimbus und gröſserer Sicherheit zu umgeben, das Gerücht verbreitet hatten, ich sei der Kommandant von Pirot. Was

konnte ich aber den Leuten helfen in dunkler Nacht und in einer Stadt, wo man auf jedem Schritt Gefahr lief bis an den Leib in Schlammlöcher zu fallen! Ich gab ihnen den Rat, den wirklichen „Natschalnik“ ausfindig zu machen, und legte mich schlafen.

XVII.

In Pirot.

Die Wahrheit über die Plünderung von Pirot. Ausquartiert. Die Ankunft des Grafen Khevenhüller. Die erzwungene Waffenruhe und die Stimmung im bulgarischen Heere. Die Zustände in Serbien.

Als wir früh morgens am 28. November aufwachten, erzählten uns unsere Hausleute, die Stadt sei in der Nacht geplündert worden. Auch an unser Haus hätten die Plünderer sich machen wollen, wären aber auf die Erklärung der Hausleute, daſs hier der Natschalnik wohne, schleunigst abgezogen. Später aber — unsere Hausleute waren die ganze Nacht aufgeblieben — seien sie wiedergekommen und hätten mit groſser Aufmerksamkeit die Visitenkarten betrachtet, die Kaufmann und ich, lediglich in der Absicht, uns leichter auffinden zu lassen, wenn wir gesucht werden sollten, an den Gartenzaun genagelt hatten. Nach kurzer Beratung hätten sie die Karten abgerissen und sich mit ihnen entfernt; eine Stunde darauf seien aber zwei Männer zurückgekommen und hätten die Karten sorgfältig wieder angenagelt. In der That waren die Karten nicht mehr

genau an derselben Stelle, und ich kann mir diese Odyssee, der sie unterzogen worden waren, nicht gut anders erklären, als daſs die Plünderer in den Karten befremdliche, unbekannte Gegenstände erblickt haben, denen sie nicht trauten und deren sie sich daher wieder zu entledigen trachteten. Bei diesem Anlaſs möge auch gleich die Wahrheit und zwar die wirkliche Wahrheit über diese Plünderung erzählt werden, die an sich ja höchst bedauerlich war, von manchen Seiten aber in fast noch bedauerlicherer Übertreibung dargestellt worden ist. Unsere Truppen befanden sich nach dem Kampfe in auſserordentlicher Aufregung, da die Serben nicht nur die Zitadelle in die Luft gesprengt, sondern auch unter der Landstraſse Minen gelegt hatten, die glücklicherweise vor der Explosion entdeckt worden waren. Die Soldaten hielten die Minenlegung — wie ich glaube mit Unrecht — für eine gemeine und völkerrechtswidrige That und kamen dadurch in eine Stimmung, die sie zu Widervergeltung und zu Ausschreitungen nur zu geneigt machte. Es kam hinzu, daſs die Truppen in dichten Massen ganz in der Nähe der Stadt lagerten und daſs es da vielen Soldaten leicht fiel, sich vereinzelt in die Stadt zu stehlen. Ich glaube, daſs sie ursprünglich in der harmlosen Absicht kamen, Mundvorräte einzukaufen; als sie aber sahen, daſs in Pirot bereits geplündert wurde, haben sie sich allerdings daran beteiligt. Wer waren aber die ersten Plünderer, welche die Plünderung angefangen haben? Niemand anders, als das einheimische Gesindel von Pirot selbst und beutegierige Bauern, die aus den umliegenden

Ortschaften gekommen waren. Diese Leute warfen sich auf die Häuser der reicheren Einwohner und haben in vielen derselben allerdings gestohlen," was sie nur immer mitnehmen konnten, und viele Soldaten sind dem so gegebenen Beispiele gefolgt. Es ist das sehr beklagenswert, aber es mufs der Gerechtigkeit halber festgestellt werden, dafs höchstens ein Zwanzigstel des angerichteten Schadens auf Soldaten zurückzuführen ist. Noch ein anderer Umstand spielte bei der Plünderung eine Rolle: die Stadt Pirot hat nämlich eine stark gemischte, aus Serben und Bulgaren bestehende Bevölkerung, und manche Bulgaren, die jetzt die Oberhand zu haben glaubten, suchten sich an persönlichen Feinden zu rächen und alte Zwiste jetzt auf gewaltsame Weise auszutragen. In der Hauptstrafse von Pirot sah es ziemlich schlimm aus und namentlich die Tabakläden waren gründlich ausgeräumt, auch war ein Mann in seinem Hause von einer eindringenden Bande getötet worden. Damit ist aber auch alles gesagt, was über diese Plünderung gesagt werden kann. Wenn die Stadt einen so furchtbar verwüsteten Eindruck machte, so lag das hauptsächlich daran, dafs in allen Häusern, namentlich in denen der Hauptstrafse, die Fenster fast ausnahmslos zerbrochen waren, nicht aber durch Schuld der Bulgaren, sondern infolge der von den Serben vorgenommenen Sprengung der Zitadelle, die ganz Pirot aufs furchtbarste erschütterte und alle derselben zugewandten Fensterscheiben zertrümmert hat. Bei den phantasiereichen Erzählungen über die Plünderung von Pirot hat man auch Panitzas „Räuberbrigade" eine hervorragende Rolle zu-

geteilt und alles angestiftete Unheil den Mazedoniern in die Schuhe geschoben. Allerdings waren die Mazedonier an der Sache beteiligt, aber in folgender Weise: Als Panitza abends in Pirot einrückte, traf er auf plündernde Eingeborene, die er, etwa dreifsig an der Zahl, einfangen und mit dem Gesicht nach unten in einer Reihe auf die Strafse legen liefs. Neben jeden Daliegenden traten dann zwei „Räuber" und applizierten ihm auf dem nach oben gewandten bloßgelegten Teil des Körpers eine furchtbare Tracht Hiebe. Gleichzeitig schickte Panitza Patrouillen in die Stadt, die das Raubgesindel vertrieben, und so wurde durch die Räuber Ruhe und Ordnung hergestellt und Eigentum und Besitz gesichert. Man sagte, dafs sie das mit besonderem Eifer gethan hätten, weil sie empfindlich davon berührt worden wären, dafs unberufene Leute sich in eine Sache mischten, die eigentlich nur in ihr Fach schlug. Auf die erste Nachricht von der in Pirot ausgebrochenen Unordnung wurden auch vom Hauptquartier Offiziere abgeschickt, die in kurzer Zeit, soweit das bei stockfinsterer Nacht und einer Stadt mit winkligen, engen und bodenlosen Strafsen möglich war, den Ausschreitungen ein Ende machten. Man kann der bulgarischen Armeeleitung den Vorwurf machen, dafs sie diese Ereignisse nicht vorausgesehen und demgemäfs ihre Vorkehrungen getroffen hat; dafs das unterlassen war, hat später niemand mehr bedauert als Fürst Alexander: aber man denkt eben nicht an alles, und es geschieht ja auch anderswo, dafs man den Brunnen erst zudeckt, wenn das Kind hineingefallen ist.

Wenn man auch nicht gerade sagen kann: tant de bruit pour une omelette, so ist doch jedenfalls sehr viel mehr Lärm gemacht worden, als die ganze Geschichte wert war.

Ich kehre von dieser Abschweifung nach meiner Wohnung zurück, die bald nicht mehr meine Wohnung sein sollte. Während ich noch beim Anziehen war, trat der Adjutant des Fürsten, Stojanoff, in meine Stube. Halb that's mir leid, halb freute ich mich über meine Prophezeiungsgabe, die mich gestern Abend dies Ereignis hatte voraussehen lassen. Ich war mir natürlich im Augenblick darüber klar, was Stojanoffs Erscheinen zu bedeuten hatte, und rief ihm gleich entgegen: „Aber eine Viertelstunde müssen Sie uns zum Anziehen Zeit lassen." — „So eilig ist es nicht", war die Antwort, „denn der Fürst kommt erst in einer halben Stunde. Übrigens habe ich schon für Sie Quartier belegt, Sie ziehen mit uns in das gegenüberliegende Haus" — Und so geschah es; der Umzug war schnell bewerkstelligt und wir waren auch drüben, wo wir mit Winaroff, Uwalieff, Stojanoff und Taneff zwei Stuben bewohnten, ganz gut untergebracht, während der Fürst, Prinz Franz Josef, Riedesel und Menges das von uns geräumte Palais Valenta bezogen. „Palais" sagt etwas viel, denn es war schliefslich doch nicht mehr, als ein zwar europäisches, nach unseren Begriffen aber doch nur kleinbürgerlich und bescheiden eingerichtetes Haus; in Pirot freilich fand es nicht seinesgleichen. Später habe ich in serbischen Berichten

gelesen, daſs Fürst Alexander die Barbarei so weit getrieben habe, das prachtvolle Naturalienkabinett des Dr. Valenta zu zerstören, und ich begreife, daſs die gelehrte Welt diese Nachricht mit tiefem Bedauern vernommen haben wird. Um aber hierüber bekümmerten Seelen Trost einzuflöſsen und um zu verhüten, daſs man nach tausend Jahren von der Zerstörung dieses Naturalienkabinetts spreche, wie jetzt von der Vernichtung der alexandrinischen Bibliothek, sei hier aus bester Kenntnis gesagt, woraus das Naturalienkabinett bestand. Es waren nämlich etwa 10—12 ausgestopfte kleine Tiere vorhanden: Eichhörnchen, Mäuse, Ratten, kleine Vögel, auſserdem aber ein groſser Adler, der seine Schwingen über den Platz ausbreitete, wo der Fürst an der Tafel zu sitzen pflegte. Als „Bild“ machte sich das sehr schön, aber es hatte den Übelstand, daſs das Naturalienkabinett, ich wollte sagen der Adler, sehr stark nach Arsenik roch, so daſs eines Tages seine Entfernung angeordnet wurde. Man setzte ihn in den Hof, wo er zwei Tage lang ganz ruhig blieb, eines schönen Morgens aber allerdings verschwunden war. Wohin er geflogen, wissen die Götter, im Palais des Fürsten zu Sofia ist er jedenfalls nicht angekommen. Die kleinen ausgestopften Biester wurden irgendwo auf einen Schrank gesetzt, wo sie wohl auch geblieben sein werden. Das ist die Geschichte von der barbarischen Zerstörung eines „Naturalienkabinetts“.

Ich war der festen Überzeugung, daſs die Bulgaren

den 28. November benutzen würden um die Verfolgung kräftig fortzusetzen, und es schien mir so gut wie sicher, dafs zwei bis drei Tage ausreichen würden, um dem serbischen Heere den Rest zu geben. Meine erste und natürlichste Frage, als ich etwa um 8 Uhr den Kabinettsrat Menges im neuen Hauptquartier traf, war daher: „Wann greifen wir an?“ — „Noch nicht“, lautete die überraschende Antwort und nun erfuhr ich, dafs in der Nacht ein Brief des österreichischen Gesandten Grafen Khevenhüller aus dem serbischen Hauptquartier angekommen sei, in dem der Graf den Fürsten um eine sofortige Unterredung bat, da er ihm im Auftrage seines Kaisers eine Mitteilung zu machen habe. Mehr als dieses besagte der Brief nicht, aber es war das nachgerade genug! Ein fremder Diplomat im Hauptquartier, und noch dazu Graf Khevenhüller! Wir alle wufsten, dafs es sich nur um den Versuch handeln könne, die serbische Armee zu retten und den Bulgaren die Früchte ihrer Siege zu entreifsen. Der Fürst, Karaweloff, alle Bulgaren waren aber fest entschlossen, einem solchen Versuche den entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen und die gegen die serbischen Soldaten errungenen Erfolge auch dem österreichischen Diplomaten gegenüber zu verteidigen. Wenn Khevenhüller annehmbare Friedensvorschläge brachte, so war er willkommen; wenn es sich aber, wie wir in richtiger Voraussicht annahmen, um eine faule Waffenruhe handelte, dann sollte er, dahin ging die allgemeine Stimmung, seinen Weg umsonst gemacht haben.

Um ½ 9 traf Khevenhüller im Hauptquartier ein und um ½ 10 hatte Fürst Alexander eingewilligt, die Feindseligkeiten ohne jedwede Bedingung einzustellen. —

Wie war das möglich gewesen, wie hatten die festen Entschlüsse des Fürsten in einer kleinen Stunde umgeworfen werden können?! Darüber soll an anderer Stelle ausführlich berichtet werden; hier aber sei der Eindruck geschildert, den diese durch Österreichs Abgesandten erzwungene Waffenruhe im bulgarischen Hauptquartier und im ganzen Heere hervorrief. Es war ein Gefühl der Empörung, das sich aller bemächtigte. Man hatte nichts dagegen gehabt, als die Serben ohne jedwede Herausforderung, ohne den Schein eines Vorwandes den Nachbarstaat mit Krieg überzogen: und jetzt, wo diese schmählich überfallene Nation in ungeahntem Aufschwung den Angriff zurückgewiesen, den Angreifer bis zur Vernichtung geschlagen hatte, da kam die Diplomatie desjenigen Staates, der die Hauptschuld an dem Kriege trug, um dem siegreichen Heere ein Halt entgegenzurufen, um es um seine Erfolge zu prellen. Um so bitterer war dies Gefühl, als die Bulgaren ihre Erfolge nur ihrer eigenen nationalen Kraft zuzuschreiben hatten. Denn wenn heute Serbiens Heer am Boden lag, wem hatten die Bulgaren das zu verdanken? Einem jungen Fürsten aus deutscher Schule, ihren jungen, jeder Erfahrung entbehrenden Offizieren! Die Nikolajeff, Gutscheff, Panoff, Popoff, Bendereff, Panitza hatten die Serben überall vor sich hergejagt, und der Generalstab, die Hauptleute Petroff, Paprikoff und die anderen, alle erst vor

kurzem zu Hauptleuten befördert, hatten die Operationen so geleitet, daſs zuletzt auch alles strategisch klappte. Fehler sind genug begangen worden, häufig halfen auch die groben und unverzeihlichen Fehler der Serben; wenn man aber diesen 20tägigen Krieg in seiner Gesamtheit betrachtete, so war es doch wahrhaftig nicht in Abrede zu stellen, daſs die bulgarische Armee Groſsartiges geleistet und allen Anspruch auf hohe Achtung erworben hatte. Tapferkeit und militärische Tüchtigkeit pflegen doch anderen Völkern Anerkennung und Sympathie zu bringen — warum muſste das gerade bei den Bulgaren so anders sein! Es giebt aber Rätsel in der Weltgeschichte, die man nur lösen kann, wenn man sich von gewissen althergebrachten Vorurteilen freimacht und einschneidende politische Maſsregeln nicht auf tiefsinnige, staatsmännische Überlegungen, auf dem Auge des Laien sich entziehende geheime Erwägungen zurückführt, sondern auf einen häufiger als man meint in die Erscheinung tretenden Faktor, den ich das Gegenteil der Weisheit, oder um mich kurzweg und undiplomatisch auszudrücken, politischen Unverstand nennen möchte.

Ehe ich mich aber in die Irrgänge der Politik näher einlasse, sei hier kurz dargestellt, wie sich die Verhältnisse in Serbien selbst im Laufe der Kriegsereignisse gestaltet hatten. Sobald die Kriegserklärung und der Einmarsch der serbischen Armee erfolgt war, hatte sich die bei solchen Anlässen fast regelmäſsig wiederkehrende Erscheinung gezeigt, daſs die inneren Zwistigkeiten schwiegen, der Streit über Nützlichkeit und Berechtigung des Krieges aufhörte

und einhellige Begeisterung des Volkes das Heer zum Kriegs- und wie man hoffte Siegeszuge begleitete. Als die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze eintrafen, erging sich die serbische Hauptstadt in hellem Siegesjubel. Auf der ganzen Linie waren die serbischen Streitkräfte im Vorteil gewesen. Man fühlte sich des schnellen Schlufserfolges gewifs. Schon wurde hie und da mit ziemlicher Bestimmtheit behauptet, Sofia sei in serbischen Händen. An anderer Stelle hiefs es: heute, morgen, übermorgen wird der König dort einziehen. Wer da glaubte, es dürften bis zu diesem Zeitpunkte immerhin noch einige Tage verlaufen, galt bei seinen Landsleuten als eine kleinmütige Seele, und war es zufällig ein Ausländer, als eine unwissende, unfreundliche und den Serben mifsgünstige Persönlichkeit. Doch auf einmal trat eine Pause ein. Die erwarteten weiteren Siegesnachrichten blieben aus und die Zensur hielt gleichzeitig sämtliche unabhängige Zeitungen Tag für Tag erbarmungslos in ihren Krallen fest, bis die unglücklichen Abonnenten am serbischen Schlachtenglück, Feldherrntalent und Kampfesmut schier verzweifeln wollten. Man sprach inzwischen in der ganzen Stadt von serbischen Kämpfen bei Sliwnitza. Man leugnete diese Kämpfe. Man behauptete, Sliwnitza sei genommen, wenigstens umgangen, zum allermindesten überflügelt und umstellt, während eine serbische Division entweder bereits in Sofia eingerückt sei oder doch vor den Thoren angekommen sein müsse. Die amtlichen Nachrichten wurden mittlerweile kärglich, fast widersprechend, man könnte sagen, theelöffelweise ausgegeben. Man las

zwischen den Zeilen das Bestreben, zu beruhigen, Berichte der andern Seite zu entkräften und möglichst wenig zu sagen. Als ob man heutzutage die Wahrheit in eine Schreibstube verschliefsen könnte! Es begannen Transporte Verwundeter einzulaufen. Die Zahl derselben häufte sich, häufte sich in einem Grade, dafs die wenigen Vorbereitungen, welche man getroffen, sich als vollkommen unzulänglich erwiesen, und die Verwundeten sprachen laut, furchtlos und grollend. Die Stimmung wurde trübe und düster. Man redete von schwerem Mifsgeschick. Das serbische Heer sei geschlagen, gegen die Grenze zurückgeworfen, das Hauptquartier nach Pirot zurückverlegt, das Spiel verloren. Noch einmal schwang sich die Preſsleitung des Hauptquartiers zu etwelchem Widerspruch auf: das Hauptquartier stehe nach wie vor in Zaribrod, General Leschjanin sei mit Verstärkungen in eiligem Anmarsche, das Südheer nun ganz vereinigt. Doch diese Berichtigungsdepeschen tönten hohl. Es klang da durch das bekannte Wort: „Tout peut se rétablir.“ Fort und fort wurden die ausländischen Zeitungen mit Beschlag belegt, und endlich meldete das amtliche Bulletin mit der schlimmen Zahl 13, dafs das serbische Südheer auf dem Rückzuge und das Hauptquartier wirklich wieder auf serbischem Boden in Pirot eingetroffen sei. Seit die Nachricht von diesem Rückzuge in Belgrad eintraf, wurde die Verwirrung in den Köpfen vollständig. Ganz vernünftige Leute leugneten die unzweifelhafte Thatsache ganz unbedingt und klammerten sich an eine haltlose Hoffnung an, dafs die Nachricht vom

Rückzug irgend eine Kriegslist verhüllen solle. Allein man wartete vergeblich auf eine Siegesnachricht, und alle Versuche der Regierung, die wahre Sachlage dem Volke zu verheimlichen, mufsten auf die Dauer der sich bahnbrechenden Wahrheit weichen. Um diese zu entstellen hat die serbische Regierung das Menschenmögliche geleistet, und ich kann versichern, dafs, als in Pirot die ersten die Kriegsereignisse behandelnden Zeitungen ankamen, wir geradezu erstarrt waren über die Kühnheit, mit welcher alles, aber auch reinweg alles in den serbischen Berichten auf das unglaublichste entstellt oder erfunden war. Viele bulgarische Offiziere, die sich der besten Gesundheit erfreuten, waren getötet worden, der Oberstleutnant Nikolajeff sogar dreimal an drei verschiedenen Orten, die bulgarischen Verluste gingen ins ungeheuerliche und gar Gefangene wollten die Serben nahezu so viel gemacht haben, wie die Stärke der gesamten bulgarischen Armee betrug. Es machte den Eindruck, als ob es der serbischen Heeresleitung thatsächlich nicht möglich sei, auch nur ein einziges wahres Wort zu veröffentlichen, und ich habe manchmal gedacht, ob es den Serben nicht vielleicht ebenso ergangen sei, wie manchen Gewohnheitslügnern, die beim besten Willen kein wahres Wort mehr reden können und schliefslich ihre eigenen Aufschneidereien für wahr halten.

Durch diese Art der Volksaufklärung wurde dem Volke die Wahrheit allerdings nur tropfenweise und allmählich bekannt. Wenn die serbischen Staatslenker aber geglaubt hatten, dafs dadurch der Ausbruch des Volks-

unwillens verhalten worden wäre, so befanden sie sich im Irrtum; denn wenn das Land auch nach den Niederlagen und ihrem Bekanntwerden in musterhafter Ruhe blieb, so war das einem Umstande zuzuschreiben, auf welchen die serbische Regierung weder Einfluſs hatte noch haben konnte. Nicht König Milan und seine Regierung haben den Ausbruch eines Aufstandes verhindert, sondern Fürst Alexander von Bulgarien, der den aufstandslustigen serbischen Elementen seine Genehmigung und Unterstützung verweigerte — nicht aus Liebe zu Milan, sondern aus wohlerwogenen politischen Gründen.

XVIII.

Österreich-Ungarns Orientpolitik.

Osterreichs Machtstellung vor und nach dem Kriege. Graf Khevenhüllers Wirksamkeit in Serbien, sein Anteil an der Kriegserklärung, sein Eingreifen in Pirot, die eigenmächtige Überschreitung der ihm gegebenen Weisungen. Die Gefährdung des europäischen Friedens. Was Österreich hätte thun sollen und können.

Dieses Buch erhebt den Anspruch, einem jeden etwas zu bieten, das ihn zu interessieren vermag; es ist nicht für einzelne Gesellschaftsschichten bestimmt, und ich glaube, daſs auch die in diesem Abschnitte behandelten Verhältnisse allgemeiner Beachtung wert sind. Ganz besonders aber widme ich dies Kapitel der österreichischen Diplomatie und schreibe an seinen Kopf als Motto das tiefe Wort des alten Oxenstierna:

„Nescis, mi fili, quanta stultitia mundus regitur!"

Entweder Österreich hat eine Orientpolitik oder es hat keine. Die Besetzung Bosniens und der Herzegowina, die Bemühungen um Gewinnung eines maſsgebenden Einflusses in Belgrad sprechen für das Vorhandensein einer solchen

Politik; das Verhalten der österreichischen Diplomatie während der bulgarischen Verwicklungen scheint aber anzudeuten, daſs es für die Zukunft auf eine solche verzichtet. Ob das mit seinem bewuſsten Willen geschieht, oder ob es unter der Logik seiner Thaten und Fehler seinen Einfluſs im Orient widerwillig seinen Händen entgleiten läſst, ist gleichgültig für das Endergebnis, welches in beiden Fällen eine Schwächung seiner Machtstellung im Orient bedeutet. Welches war die Stellung Österreichs im Orient vor dem Ausbruch des Aufstandes in Philippopel? Es herrschte, man kann wohl sagen, en maître in Serbien, und wenn Bulgarien politisch seinem Machtkreis entzogen blieb, so war es doch mit diesem Lande durch Handelsinteressen aufs innigste verbunden, Interessen, die in unserer Zeit so mächtig sind, daſs sie, sobald sie mit groſser Stärke auftreten, mit oder ohne Wollen zu politischen Faktoren werden.

Und wie steht Österreich heute da? Indem es Bulgarien aufs tiefste verletzte und schädigte, hat es zugleich seinen Einfluſs auf Serbien erschüttert, wo der Glaube, daſs das Heil nur von Österreich komme, an Anhängern weitaus die meisten verloren hat. Es war dem kleinen Lande ein schlechter Ratgeber und ein unzureichender Beschützer: denn während es dasselbe zum Kriege schreiten lieſs oder ihm den Gedanken an einen solchen einflöſste, vermochte es später nicht, den Ausgang dieses Krieges Serbiens ehrgeizigen Wünschen vorteilhaft zu gestalten. Es ist wahr, daſs es Serbiens Heer vor der Vernichtung gerettet hat; aber für diesen

negativen Dienst ist ihm wenig Dank geworden, und wenn die politische Magnetnadel der serbischen Regierung noch hin und her schwankt, ungewifs, ob sie sich nach Wien oder Petersburg orientieren soll, so zeigt die der grofsen Mehrheit des Volkes doch fest und bestimmt nach der Hauptstadt des Zarenreiches.

Wie es dahin gekommen ist, will ich erzählen. Die ostrumelische Revolution hatte zur sofortigen Folge gehabt, dafs auch Serbiens Vergröfserungslust erwachte und dafs es sein Heer zu den Waffen rief mit der bestimmten Absicht, aus dem Leibe der Türkei seinen Anteil herauszuschneiden. Mobilmachung und Krieg sind aber zwei Dinge, zu denen vor allem Geld gehört, und gerade davon war in Serbien nichts vorhanden. Wie es nahe lag, wandte sich Serbien mit dem Ansuchen um eine Anleihe an Österreich, und ohne Schwierigkeiten zeigte sich die Länderbank, deren enge Beziehungen zur österreichischen Regierung bekannt sind, bereit, 25 Millionen vorzustrecken. Ich glaube, dafs Österreich bis hierher vorwurfslos gehandelt hat, denn es war nur natürlich, dafs es seinen Schützling in die Lage setzen wollte, gegenüber allen damals ja noch gar nicht zu berechnenden Verwicklungen gerüstet zu sein. Nun aber begann ein anderer, unheilvoller Einfluſs sich geltend zu machen, der Serbiens Politik in eine Bahn lenkte, die für das Land selbst gefährlich, für Österreich aber und den europäischen Frieden geradezu verhängnisvoll werden konnte. Zum erstenmale hörte Europa damals vom Grafen Khevenhüller, von seinen vielen und langen Unterredungen

mit König Milan, von dem grofsen Einflusse, den er in Serbien ausübte. Gleichzeitig aber las man bezeichnender Weise in Wiener Blättern zuerst mit vollem Unglauben aufgenommene Andeutungen, dafs Serbien sich für die Vergröfserung Bulgariens an Bulgarien selbst schadlos halten werde. Diese Andeutungen nahmen immer festere Gestalt an, Serbien erklärte auf diplomatischem Wege, dafs es die Schaffung eines Grofsbulgarien nicht zugeben könne, und schliefslich fand als unzweideutigstes Zeichen feindlicher Absichten der Aufmarsch der serbischen Truppen an der bulgarischen Grenze statt.

Ich bin der Überzeugung, dafs dieser Umschwung auf den Einfluſs des Grafen Khevenhüller zurückzuführen ist, und zwar aus folgenden Gründen: Als Khevenhüller vor seiner Berufung nach Belgrad diplomatischer Agent in Sofia war, zeigte er sich als einen ausgesprochenen Russenfeind und that alles, um dem russischen Einflusse entgegenzuarbeiten. Diese Abneigung gegen die Russen ging bei ihm bis zur Krankhaftigkeit und nichts konnte sich ereignen, ohne dafs Khevenhüller darin die Hand der Russen gesehen hätte. Wenn jemals die Benennung „Russophobe“ auf einen Mann gepafst hat, so auf ihn. Bei solcher Veranlagung konnte es nicht Wunder nehmen, dafs er beim Ausbruche des Aufstandes an ein Mitwirken Rufslands glaubte und namentlich davon überzeugt war, dafs der Fürst von Bulgarien mit Rufsland unter einer Decke spiele. Wenn diese Auffassung in der ersten Zeit entschuldbar war, so ist es doch rein unbegreiflich, dafs Khevenhüller auch

nach der Abberufung der russischen Offiziere und der Streichung des Fürsten noch immer an ein geheimes Einvernehmen mit Rufsland glaubte. Aber die Russenfurcht schien bei ihm bis zur Monomanie gestiegen zu sein, die ihn gegen allen Augenschein blind machte. Sein ganzes Streben ging nun dahin, Rufslands Werkzeug, für welches er Bulgarien hielt, zu bekämpfen und so einer weiteren Ausbreitung russischen Einflusses auf der Balkanhalbinsel entgegenzuarbeiten. Es entsteht die Frage, wie Khevenhüller diese seine persönlichen Ansichten und Wünsche mit den Weisungen vereinigen konnte, die ihm von Wien aus gegeben wurden; eine Frage, die sich, wie ich glaube, dahin beantworten läfst, dafs Khevenhüller alle Bulgarien ungünstigen Auslassungen und Weisungen des Grafen Kalnoky aufs stärkste für seine Pläne ausnützte, dagegen die friedlichen und vom Kriege abmahnenden Weisungen seines Ministers nicht mit demjenigen Nachdrucke an ihre Adresse gelangen liefs, der zweifelsohne Serbien von der Kriegserklärung abgehalten hätte. Die Abmahnungen Kalnokys sind jedenfalls den Serben in solcher Abschwächung vorgetragen worden, dafs sie vielleicht einer Aufmunterung nicht ganz unähnlich sahen; sehr nachdrücklich werden sie ohnehin nicht gewesen sein. So brach denn der Krieg aus gegen das „Werkzeug Rufslands", und Khevenhüller stand im Begriff, seinen Feinden, den Russen, in seiner Verblendung den denkbar gröfsten Dienst zu leisten; denn wenn, wie vorausgesehen wurde, Fürst Alexander unterlag, so mufste er Bulgarien verlassen und es wurde der Platz

für einen russischen Statthalter frei. Nun wurden aber die Serben geschlagen, die Khevenhüllersche Politik ging damit völlig in die Brüche und es handelte sich nun nicht mehr darum, das „russische Werkzeug" zu vernichten, sondern das „österreichische Werkzeug" vor dem Untergange zu retten. Nicht nur Graf Khevenhüller, sondern auch Graf Kalnoky wünschte Serbien und namentlich Serbiens König zu erhalten, und so erging an Khevenhüller der Befehl, in das fürstliche Hauptquartier zu gehen und den Fürsten Alexander mit allen Künsten der Überredung zu bewegen, den Serben einen Waffenstillstand zu bewilligen. Auch war er ermächtigt, dem Fürsten zu erklären, dafs Österreich eine völlige Vernichtung Serbiens nicht zulassen werde. Dahin gingen seine Weisungen und nicht weiter.

Wie hat er sich nun derselben erledigt? Zuerst hat er dem Fürsten vom Elend des Krieges im allgemeinen und von dem eines Bruderkrieges im besonderen gesprochen, von Menschlichkeit und Schwesternationen, von Grofsmut, die den Sieger ziert, und ähnlichen ziemlich zwecklosen Sachen. Dann ist er auf ein praktischeres Gebiet übergegangen und hat den Beweis zu führen versucht, dafs Bulgarien von einer Fortsetzung des Krieges nichts zu erwarten habe, da Österreich eine Zertrümmerung Serbiens niemals zugeben werde. Auch diese Darstellung blieb beim Fürsten Alexander wirkungslos, da er wohl gern bereit war, einen Frieden, nicht aber einen Waffenstillstand abzuschliefsen. Die Mission des österreichischen Gesandten war also gescheitert und an seine Stelle trat nun

aus eigener Vollmacht der Herr von Khevenhüller, indem er dem Fürsten kurzweg erklärte, daſs er, wenn er zum Angriff vorgehe, „nicht mehr serbischen, sondern österreichischen Truppen gegenüberstehe“. Er fügte hinzu, daſs das österreichische Heer bereit sei, noch am Abend des 28. November die serbische Grenze zu überschreiten.

Also eine Kriegserklärung Österreichs an Bulgarien! Der Fürst konnte nicht wohl daran zweifeln, daſs Khevenhüller im Auftrage seines Monarchen sprach, er konnte auch nicht daran denken, allein gegen Österreich Krieg zu führen, und so erfolgte die Annahme der Waffenruhe nicht durch Österreichs Dazwischenkunft, sondern weil Graf Khevenhüller es so gewollt hatte und nicht davor zurückgescheut war, seine Weisungen in unerhörtester Weise zu überschreiten. Es ist später in Abrede gestellt worden, daſs Khevenhüller mit der Kriegserklärung gedroht habe; aber ich weiſs, daſs es geschehen, und ich weiſs, daſs es bewiesen werden kann. Graf Kalnoky weiſs das auch und trotzdem bleibt Khevenhüller ruhig k. k. österreichisch-ungarischer Gesandter in Belgrad, und trotzdem scheint es, daſs die österreichische Regierung noch immer Vertrauen zu diesem Manne hat.

Begreife das, wer da kann! Khevenhüller hat allerdings das durchgesetzt, was seine Regierung wünschte, aber in der Weise, wie er es that, hat er Europa der Gefahr eines europäischen Krieges so nahe gebracht, wie es seit zwanzig Jahren nicht gewesen ist. Fürst Alexander konnte, wenn er wollte, über Österreichs Kriegsdrohung mit kaltem

Blute zur Tagesordnung übergehen, er konnte sich trotz aller Drohungen zum König von Serbien ausrufen lassen, und Österreich wäre doch nicht über die Grenze gegangen, weil es — anderwärts beschäftigt gewesen wäre. Herr von Kalnoky wird eine Depesche nicht vergessen haben, die Herr von Giers unmittelbar nach Bekanntwerden der Khevenhüllerschen Kriegsdrohung an ihn gerichtet und in welcher Herr von Giers ihm in ziemlich dürren Worten gesagt hat, dafs der Einmarsch Österreichs in Serbien den Pakt zerreifsen würde, auf welchem das Einvernehmen der Nordmächte beruht. Wenn Fürst Alexander in seiner ersten Entrüstung, um sich an Österreich zu rächen, einfach vor Rufsland kapituliert und ihm als Morgengabe der Versöhnung neben dem Versprechen zukünftigen Gehorsams ein Grofsbulgarien mit den Hauptstädten Sofia, Philippopel und Belgrad entgegengebracht hätte, wo wäre dann Österreichs Orientpolitik geblieben und — was noch schlimmer — wo der europäische Frieden? Der Gedanke der Vereinigung Bulgariens und Serbiens war zu jener Zeit kein Hirngespinst. So merkwürdig es klingt: das tapfere und kluge Verhalten des Fürsten Alexander hatte ihm selbst in Serbien Sympathien erworben, und nach der Schlacht von Pirot wäre es ihm ein Leichtes gewesen, in Serbien einen Aufstand gegen König Milan zu entfachen. An Angeboten hat es nicht gefehlt, und es ist mehr als wahrscheinlich, dafs der Aufstand geglückt wäre, zumal auf das Heer nicht mehr zu rechnen war. Glaubt man denn wirklich in Österreich, dafs Rufsland gegen das Geschenk eines solchen, die

Herrschaft der ganzen Balkanhalbinsel verbürgenden Staates nicht auch die Person des Fürsten Alexander, natürlich mit allen Bürgschaften des Gehorsams, gern in den Kauf genommen hätte? Ich habe Grund zur Annahme, daſs es auf einen solchen Handel sofort eingegangen wäre. Und dann würde man gesehen haben, wohin die sträfliche Leichtfertigkeit von Diplomaten, wie Khevenhüller, die Staaten führen kann. Nicht ihnen, nicht dem sogenannten europäischen Konzert ist es zuzuschreiben, daſs der Frieden Europas damals gewahrt blieb, sondern ganz allein dem kleinen Fürsten von Bulgarien.

Es ist im allgemeinen leicht zu tadeln; in diesem Falle ist es aber auch leicht anzugeben, wie Österreich hätte handeln müssen, um aus dem ostrumelischen Aufstande einen gröſseren Vorteil zu ziehen, als Ruſsland aus allen seinen Türkenkriegen gezogen hat. Es liegt auf der Hand, daſs von niemandem verlangt werden konnte, daſs Österreich Bulgarien in seiner Einheitsbestrebung und in seiner Widersetzlichkeit gegen Ruſsland unterstützen sollte. Es wäre das unvereinbar gewesen mit der bestehenden Abmachung, der zufolge beide Staaten sich verpflichtet hatten, Ruſsland dem Einfluſs Österreichs in Serbien, Österreich dem Ruſslands in Bulgarien in keiner Weise hindernd in den Weg zu treten, im übrigen aber die bestehenden Zustände im Orient nicht zu stören. Österreichs Rolle war eine sehr einfache und durch seine klarsten Interessen vorgeschriebene. Kein Österreicher und kein Ungar wird behaupten, daſs ihm die unbedingte Herrschaft der Russen südlich der Donau

erwünscht sein könne, sein ganzes Bestreben wird also dahin gehen müssen, die Bildung unabhängiger Staaten auf der Balkanhalbinsel zu befördern, oder sein Interesse wird ihm wenigstens sagen müssen, daſs er nichts gegen die Bildung solcher Staaten thun dürfe. Nun bot sich aber Österreich im Herbste 1885 die Gelegenheit, ein junges, soeben zum Nationalitätsbewuſstsein erwachtes Volk zu einer ähnlichen Stellung anwachsen zu lassen, wie sie Rumänien nördlich der Donau einnimmt. Es war nichts anderes dazu nötig, als — nichts zu thun oder höchstens Serbien von unüberlegten Schritten abzuhalten. Es wäre das bei einigem guten Willen so leicht gewesen und dabei wären Serbiens Interessen gar nicht einmal geschädigt worden. Wie das zu erreichen gewesen wäre, hätte man leicht erfahren können, wenn König Milan den Abgesandten des Fürsten Alexander, Herrn Grekoff, zu empfangen geruht hätte. Grekoffs Auftrag, von dessen Inhalte Serben und Österreicher damals nichts wuſsten und auch heute noch nichts wissen, bot die Grundlage zu einer auch für Serbien sehr befriedigenden Verständigung, von der die Serben und ihr Ratgeber aber nichts hören wollten, weil der Krieg gegen das „Werkzeug Ruſslands“ einmal beschlossene Sache war. Hätte Österreich damals seine Aufgabe begriffen und, statt sich der bulgarischen Einigung feindlich in den Weg zu stellen, einfach nichts gethan, so würden auch andere Mächte sich zum Grundsatze der „non-intervention“ freundlicher gestellt haben und es würden an der Donau drei Staaten entstanden sein, Rumänien, Serbien und Bulgarien-Rumelien, die alle in Ver-

folgung eines gemeinsamen Zieles, der Unabhängigkeit, gegen jeden Front machen würden, der sie bedroht, die aber gleichzeitig durch geschäftliche Interessen so eng mit Österreich verbunden sein würden, daſs, wenn von Einfluſs die Rede wäre, dies nur der österreichische sein könnte. Das nicht erkannt zu haben, ist das traurige Verdienst der österreichischen Diplomatie.

Ich sehe voraus, daſs man sagen wird, ich stelle die Sachen in parteiischem Lichte dar und sei ein Feind Österreich-Ungarns. Das bin ich nicht; ich teile nur im Interesse dieses Landes das Bedauern vieler sachkundiger Österreicher über die Irrwege, auf die sich ihre Diplomatie begeben hat. Und selbst diese hat nicht das Recht, sich über mich zu beklagen und sollte mir im Gegenteil dankbar sein: denn ich habe bei weitem nicht alles gesagt, was ich weiſs.

XIX.

Die Waffenruhe.

Unaufrichtigkeit der Serben bei den Verhandlungen. Bruch der Waffenruhe durch einen Angriff auf Widdin. Lahme Entschuldigungen. Wiedererscheinen der Mächte und der Türkei. Der internationale Militärausschufs.

Als Khevenhüller Pirot verliefs, war kein eigentlicher Waffenstillstand abgeschlossen, sondern nur eine Waffenruhe eingegangen, die von beiden Seiten durch einfaches Abfeuern einer Geschützsalve gekündigt werden konnte. Vier Stunden nach dieser Salve durften die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden. Zur Abschliefsung eines regelrechten Waffenstillstandes sollte ein serbischer Bevollmächtigter im bulgarischen Hauptquartier eintreffen; es schien jedoch, als ob die Serben damit gar keine Eile hätten. Am ersten Tage erfuhren wir nur, dafs der König den Obersten Milowanowitsch zum Bevollmächtigten ernannt habe, es bedurfte aber der ernstesten und dringendsten Vorstellungen, ehe dieser sich bequemte, in das bulgarische Hauptquartier zu kommen. Dann kam er mit einem Vorschlage, der in den Augen jedes billig und gerecht denkenden Menschen nicht

anders denn als Verhöhnung Bulgariens erscheinen kann. Die Serben stellten nämlich die Forderung, daſs Sieger und Besiegter auf völlig gleichem Fuſse verhandeln und daſs den Bulgaren bei Abschluſs des Waffenstillstandes auch nicht der mindeste Vorteil eingeräumt werden sollte. Ihre Vorschläge gingen dahin, daſs Serben und Bulgaren entweder die Stellungen, in denen sie sich gerade befanden, einfach behaupten, oder daſs sie die besetzten feindlichen Gebietsteile, also Bulgarien den Bezirk von Pirot, Serbien den von Widdin, räumen sollten. Unter diesen Bedingungen, die dem Siege gar keine Rechnung trugen, wollte Serbien sich herablassen, einen Waffenstillstand bis zum 1. Januar abzuschlieſsen. Bulgarien aber verlangte, daſs die bulgarischen Truppen ihre Stellungen bei Pirot behalten, die Serben dagegen den Bezirk von Widdin räumen sollten, wo sie ohnedies nur ganz wenig Truppen hatten und sich ohne die Waffenruhe auch nicht vierundzwanzig Stunden hätten behaupten können. Hierüber gingen die Verhandlungen ununterbrochen zwischen beiden Hauptquartieren hin und her, und die Serben zeigten dabei eine solche Kunst in der Verschleppung, einen so offenbaren bösen Willen, daſs die Bulgaren wiederholt dicht daran waren, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen. Es war mehr als klar, daſs die Serben die den Bulgaren abgezwungene Waffenruhe nur dazu benutzen wollten, ihr Heer wieder in kampffähigen Zustand zu setzen und daſs sie durchaus nicht die Absicht hatten, den Waffenstillstand abzuschlieſsen oder gar in ernsthafte Friedensverhandlungen einzutreten. Es ereignete sich

während dieser Verhandlungen ein Vorfall, der nur zu deutlich zeigte, wessen man sich von den Serben zu versehen hatte. Am Abend des 28. November, zwölf Stunden nach Bewilligung der Waffenruhe, meldeten nämlich die bulgarischen Vorposten in den Bergen, Kanonendonner aus der Richtung von Widdin, gehört zu haben und noch in der Nacht traf die telegraphische Meldung des Hauptmanns Usunoff ein, dafs General Leschjanin am Abend des 28. versucht habe, sich Widdins durch einen Sturmangriff zu bemächtigen. Als er, Usunoff, die Vorbereitungen zum Angriff bemerkt, habe er sogleich einen Parlamentär zum serbischen Befehlshaber geschickt, um diesen von der Einstellung der Feindseligkeiten zu benachrichtigen, dieser aber sei ungeachtet der Benachrichtigung zum Angriff vorgegangen, dabei jedoch mit grofsen Verlusten zurückgeworfen worden. Usunoff fragte an, wie er sich nun zu verhalten habe. Er war jetzt ebenfalls in der Lage aus der Verteidigung zum Angriff vorzugehen, da er beträchtliche Verstärkungen erhalten hatte. Auch bei Belogradschik stand eine stärkere bulgarische Abteilung und es ist keine Frage, dafs das serbische Corps vor Widdin einer vollständigen Niederlage entgegengegangen wäre, wenn die Bulgaren am 29. es angegriffen hätten. Man kann sich unschwer vorstellen, mit welchen Gefühlen die Nachricht von diesem neuen Treubruch im bulgarischen Hauptquartier aufgenommen wurde. Die Entrüstung war allgemein und vielfach wurde verlangt, dafs sofort die die Waffenruhe kündigende Kanonensalve abgefeuert und am Morgen des 29. der Kampf wieder aufgenommen werde.

Fürst Alexander begnügte sich jedoch damit, einen Parlamentär mit dem Verlangen sofortiger Aufklärung an das serbische Hauptquartier abzuschicken und diesem einen Brief an den Grafen Khevenhüller mitzugeben, in welchem er ihm mitteilte, wie die Serben die unter Österreichs moralischer Bürgschaft geschlossene Waffenruhe gebrochen hätten. Beide Antworten liefen sogleich ein und besagten, dafs die Serben den Angriff Leschjanins höchlichst bedauerten, dafs es aber unmöglich gewesen sei, den General rechtzeitig vom Abschlufs der Waffenruhe zu benachrichtigen, da dessen Hauptquartier mit dem serbischen Hauptquartier in Nisch nicht durch den Telegraph verbunden sei. So sei es geschehen, dafs Leschjanin erst nach dem Angriff von der Waffenruhe Nachricht erhalten habe. Wir wufsten natürlich genau, woran wir uns zu halten hatten und dafs die Serben den Sturmangriff nach Abschlufs der Waffenruhe nur in der Hoffnung unternommen hatten, ihren Waffenstillstandsbedingungen durch einen noch zum Schlufs erkämpften Sieg und den Besitz von Widdin eine anscheinende Berechtigung zu geben. Was sollten wir aber thun? Es blieb nichts anderes übrig, als die serbischen Entschuldigungen anzunehmen.

Hier sei noch eines Ereignisses erwähnt, das am 29. und 30. November im bulgarischen Hauptquartier die gröfste Aufregung hervorrief, und für das mir heute noch jede Erklärung fehlt. An beiden Tagen hörte man nämlich, wenn man auf die Berge stieg, Kanonendonner aus der Richtung von Nisch und zwar so deutlich, dafs jeder Zweifel

ausgeschlossen war. Zuerst dachten wir, daſs im serbischen Heere ein Aufruhr ausgebrochen sei und daſs die Serben die ihnen von den Bulgaren bewilligte Waffenruhe dazu benutzten, sich nun unter sich zu bekämpfen. Die tiefe Demoralisation, die bei den Serben eingerissen war, lieſs eine solche Annahme nicht zu gewagt erscheinen. Dann kamen andere auf den Gedanken, daſs Österreich die von Serbien in Frankreich bestellten Bangekanonen durchgelassen habe und daſs die Serben mit ihnen, um die Artilleristen mit der Handhabung des neuen Geschützes bekannt zu machen, bei Nisch Schieſsversuche anstellten. Beide Vermutungen waren, wie sich herausstellte, falsch und ebenso war die uns von den Serben später gegebene Erklärung, daſs die Bahnarbeiter zwischen Pirot und Nisch in Fortsetzung der Bahnarbeiten Sprengungen vorgenommen hätten, ganz unglaublich. Einmal pflegt man solche Arbeiten in Kriegszeiten und inmitten militärischer Operationen nicht fortzusetzen, sodann aber waren die Schüsse für Sprengungsarbeiten viel zu zahlreich. Was eigentlich dort vorgegangen sei, konnten wir nicht ergründen, es muſs aber nicht ohne Interesse gewesen sein, da uns die Serben die Wahrheit verheimlichten.

Mit jedem neuen Tage erhielten wir weitere Beweise, daſs das serbische Heer am 28. November nur durch Khevenhüllers Vermittlung gerettet worden sei. Zahlreiche Überläufer erzählten, daſs die Truppen sich nicht mehr schlagen wollten, und aufserdem erfuhren wir, daſs der serbischen Infanterie am Abend des 27. nur noch durchschnittlich sieben

Patronen auf den Mann übrig geblieben wären und daſs weitere Munition nicht vor 48 Stunden hätte herangeschafft werden können. Unter diesen Umständen wäre die Fortsetzung des Kampfes am 28. November keine Schlacht, sondern einfach eine Hasenjagd gewesen. Daſs die Serben sich bei ihrem ununterbrochenen Massenfeuer der Gefahr des Verschieſsens aussetzten, war uns allerdings schon lange deutlich, daſs aber für keinen Munitionsersatz Sorge getragen war, hatten wir in der That nicht geahnt. Und dabei behaupteten die Serben steif und fest, daſs sie nicht nur nie geschlagen, sondern auch nach dem 27. sehr wohl in der Lage gewesen wären, den Kampf mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen. Es gab sogar solche, die in der Undankbarkeit soweit gingen, sich darüber zu beklagen, daſs Khevenhüller ihnen die Möglichkeit abgeschnitten habe, die Bulgaren mit eisernem Besen aus dem Lande zu fegen!

Der bei den Verhandlungen zu Tage tretende böse Wille der Serben, die kriegerischen Kundgebungen einer unverständigen Menge in Belgrad, die sich jeder Einsicht in die thatsächliche Lage verschloſs, hätten wahrscheinlich die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zur Folge gehabt, da den Bulgaren zwar alles am Frieden, gar nichts aber daran gelegen war, den Serben zur Vorbereitung eines neuen Angriffs Zeit zu lassen. Da war es denn als ein glückliches Ereignis zu bezeichnen, daſs Österreich wenigstens insoweit der durch sein Eingreifen geschaffenen Lage Rechnung trug, als es die bestimmte Verpflichtung einging, Serbien die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten unter keinen Um-

ständen mehr zu gestatten. Dies Versprechen machte es den Bulgaren möglich, trotz der wiederholten Vertragsverletzungen und Herausforderungen der Serben kaltes Blut zu bewahren und nichts zu überstürzen. Fortwährend kamen bei den Vorposten Streitigkeiten vor, die manchmal einen blutigen Ausgang nahmen und von denen ich der festen Überzeugung bin, daſs sie in der Mehrzahl von den Serben geflissentlich herbeigeführt wurden. In einigen Fällen mag sich die Sache freilich auch so zugetragen haben, wie mein Belgrader Kollege, Dr. Esser, in einem Briefe an die Kölnische Zeitung in folgender Weise launig schildert: „Ort der Handlung: das Wachtfeuer einer kleinen bulgarischen Feldwache im Piroter Kreise. Eine serbische Patrouille, welche die Vorpostenstellung abgeht, läſst sich durch den freundlichen Schein der wärmenden Flamme herbeiziehen, nähert sich mit manierlichem »Guten Abend« und ersucht um die Erlaubnis, sich etwas wärmen zu dürfen, die auch bereitwillig erteilt wird. Man läſst sich nieder, brennt eine Zigarette an, tauscht frugalen Mundvorrat und einen Trunk Wasser und beginnt ein neutrales Gespräch über die Beschwerden des Kriegsdienstes, das sich unter Erzählung einiger Thaten und Abenteuer ganz gemütlich anläſst, aber allmählich auf das Gebiet der Politik abschweift. Man kommt auf die Ursachen des ganzen Zwistes und ein serbischer Krieger versteigt sich zu einer gröblichen kritischen Äuſserung gegen den Fürsten Alexander. Der nächste Bulgar holt ohne viele Umschweife mit seinem nächsten Bein aus und verabreicht dem unartigen Gaste einen wohl-

gezielten Tritt. In einem Augenblick ändert sich das ganze Bild. Der Serbe überkugelt sich nach rückwärts, die ganze Gesellschaft fährt empor und greift zu den Waffen. Doch am gastlichen Wachtfeuer kam es nicht zum Kampfe. Die serbische Patrouille zog sich hundert Schritt zurück und eröffnete das Feuer. Von bulgarischer Seite antwortete eine Salve und drei Serben färbten mit ihrem Blute den Schnee. Dann aber pflanzte sich das Feuer fort. Rechts und links, hüben und drüben knallten die Schüsse. Unterstützungsabteilungen rückten herbei. Meldungen gingen hin und her. Das Hauptcorps der Vorposten trat unter die Waffen. Die zunächst liegenden Truppen wurden alarmiert und in Bewegung gesetzt. Bataillone marschierten hin und her. Ordonnanzen galoppierten nach Pirot und Nisch. Es wurden Rapporte geschrieben, die den ersten, im Grunde genommen ordnungswidrigen Vorgang verhüllten, umformten, von Stufe zu Stufe vergrößerten und mit neuer Wichtigkeit umgaben. Als der Telegraph schließlich den Vorgang nach Belgrad und wahrscheinlich auch nach Sofia berichtete, war aus der kleinen Rempelei am Wachtfeuer eine neue, beunruhigende Geschichte von schändlich treulosem Bruch der Waffenruhe in großem Maßstabe erwachsen, die ohne Zweifel den Vertretern der Mächte zur Kenntnis gebracht und von diesen mit allgemeinem Schütteln des Kopfes entgegengenommen wurde.“ Immer war die Geschichte nicht so harmlos.

Es dauerte nicht lange, so bekamen wir auch wieder von der Türkei und den Mächten zu hören. Erstere schickte in Lebib Effendi einen Vorläufer des großen und außer-

ordentlichen Kommissars, „der die Regierung Ostrumeliens übernehmen sollte", nach Philippopel, wo Lebib Effendi aber bald den Eindruck gewann, dafs die Entsendung des aufserordentlichen Kommissars mit aufserordentlichen Gefahren verknüpft sein würde. Er riet also der Pforte, mit der Ausführung dieses Planes vorläufig noch zu warten, und man hat glücklicherweise niemals mehr davon zu hören bekommen. Dagegen kamen zwei besondere Abgesandte der Hohen Pforte, Madjid Pascha und Gadban Effendi, nach Bulgarien, ersterer um im Verein mit Schakir Pascha am serbischen Friedensschlusse mitzuwirken, der zweite als „Vakufkommissar", d. h. als Bevollmächtigter der Pforte bei der Regelung der verwickelten Angelegenheiten des muhamedanischen Moscheeneigentums. Um diese seine eigentliche Aufgabe dürfte sich Gadban Effendi auch nicht fünf Minuten lang gekümmert haben; in Wirklichkeit hatten beide den Auftrag, zu untersuchen, ob und unter welchen Umständen eine direkte Einigung zwischen der Türkei und Bulgarien möglich wäre. In Bulgarien war man über diesen Entschluſs hocherfreut. Hatte man doch schon im September und namentlich Anfang Oktober keine Mühe gescheut, um mit der Pforte in direkte Verhandlungen treten zu können. Man war überzeugt, dafs solche leicht und schnell zu einem beide Teile befriedigenden Ergebnis führen würden, und deshalb bedauerte man es unendlich, als damals die Türkei, dem Einfluſs gewisser Mächte nachgebend, jedes Eingehen auf direkte Verhandlungen ablehnte. Jetzt hatte man endlich, was man wollte, und deshalb nahm man auch keinen Anstoſs an der im

Grunde etwas starken Zumutung der Türkei, die, obgleich sie während des Krieges gar nichts gethan hatte, nun für ihren Vasallen den Frieden abschliefsen wollte. Man sah eben nicht auf die Form, sondern auf die Sache und man wufste, dafs man mit den Türken, wenn diese ihre Interessen einigermafsen begriffen, sehr gut auskommen werde. Demgemäfs wurde Madjid Pascha in Sofia mit grofsen Ehren empfangen, und als eine besondere Aufmerksamkeit wurde angeordnet, dafs nur muhamedanische Soldaten bei ihm den Ehrendienst wahrnehmen sollten. Madjid Pascha war von seinem Empfange entzückt und richtete sogleich ein langes Telegramm an den Sultan, der seinerseits mit einem Danktelegramm an den Fürsten antwortete. So waren denn die unmittelbaren Beziehungen zwischen der Türkei und Bulgarien in der zufriedenstellendsten Weise eingeleitet, und es konnte nur noch bedauert werden, dafs das nicht schon zwei Monate früher hatte geschehen dürfen.

In minder angenehmer Weise führten sich die Mächte ein: von der Rückgängigmachung der Vereinigung mit Ostrumelien war zwar nicht mehr die Rede und es wurde selbst von ihnen anerkannt, dafs „Ostrumelien bei Sliwnitza erobert worden sei". Einige Mächte schlugen sogar einen recht freundschaftlichen Ton an: man habe sich in Bulgarien und seinem Fürsten getäuscht, man sei aber bereit, das wieder gut zu machen. Ostrumelien solle der Fürst natürlich haben — die Form werde sich ja ganz leicht finden lassen —, aber dafür solle er nun auch einmal recht liebenswürdig sein und den Mächten zu Gefallen den armen

Serben nichts zu leide thun. Er bekomme ja Ostrumelien, aber dafür solle er auf jede Kriegsentschädigung von seiten Serbiens verzichten und auch die von Serbien vorgeschlagenen Waffenstillstandsbedingungen annehmen. Ihm als Sieger könne das ja nichts ausmachen. Schliefslich wäre es für die Bulgaren ja doch ein gutes Geschäft gewesen, da sie Ostrumelien nur gegen die Serben und nicht gegen die Türken zu verteidigen gehabt hätten. Das letztere war in der That zutreffend und wurde auch von den Bulgaren ganz und gar anerkannt; auch auf die Kriegsentschädigung waren sie nicht sehr versessen, sondern vielmehr gern bereit auf sie zu verzichten, wenn nur ihren Wünschen in Bezug auf Ostrumelien gewillfahrtet wurde. Hierfür aber gaben die Mächte zwar die schönsten Versprechungen, aber keine bindenden Zusagen, und so kam es auch nicht zu einem Waffenstillstande mit Serbien. Gewifs war dieser Zustand ein unleidlicher und auf die Dauer unerträglicher, und es war begreiflich, dafs die Mächte auf seine Beseitigung dringen mufsten. Statt aber das Einfachste und Natürlichste zu thun und auf die Serben einen heilsamen Druck auszuüben, wählten sie ein Verfahren, welches zu den Modekrankheiten unseres Jahrhunderts zu gehören scheint, d. h. sie beschlossen einen aus den Militärbevollmächtigten der Grofsmächte in Wien zusammengesetzten Ausschufs nach Pirot zu schicken, um dort an Ort und Stelle zu studieren, wer eigentlich geschlagen sei und wer deshalb den Forderungen des andern nachgeben müsse. Und man las vielfach Betrachtungen über die Weisheit dieses Be-

schlusses, über die Unparteilichkeit, die durch das Sachverständnis der der Politik ganz fern stehenden Offiziere verbürgt werde, und viele andere schöne Dinge. Nur den Bulgaren ging es wie jenem zum Tode verurteilten Verbrecher, als er den Galgen erblickte: ils n'avaient pas de confiance.

XX.

Der internationale Militärausschufs.

Ungünstige Aussichten. „Considérant les avantages remportés par l'armée bulgare" giebt der Ausschufs den serbischen Forderungen nach. Niedergeschlagenheit im bulgarischen Heer. General Kaulbars und ein Armeebefehl des Fürsten. Zwei Millionen Schweine.

Pirot, dieses abscheuliche Schmutz- und Schlammnest, sollte also die Ehre haben, einen wirklichen grofsmächtlichen Militärausschufs beherbergen zu dürfen. Nachdem die Herren sich in Nisch auf der Durchreise aufgehalten und die Bitten des tief niedergeschlagenen Königs Milan angehört hatten, kamen sie in Pirot an, wo sie sogleich vom Fürsten Alexander empfangen wurden. Der Fürst verhehlte ihnen nicht, dafs er sie, wenn es auf ihn allein angekommen wäre, niemals dem angenehmen Leben in Wien entrissen und den Entbehrungen und Unannehmlichkeiten der Reise unterworfen haben würde, er sagte ihnen auch mit seiner gewohnten Offenheit, er wisse sehr wohl, dafs sie nur gekommen seien, um Serbiens Interessen gegen die Bulgariens zu beschützen und um ihm die Frucht seiner

Siege zu entreifsen. Der Empfang war etwas hart und machte auf die Offiziere einen solchen Eindruck, dafs einer derselben äufserte, dafs allein nach Vergleichung des Empfanges bei König Milan und Fürst Alexander gar kein Zweifel darüber bleiben könne, wo der siegreiche und wo der geschlagene Feldherr zu suchen sei. Die Offiziere waren nachmittags angekommen und hatten sich gleich in einer ersten Beratung darüber schlüssig gemacht, dafs der italienische Bevollmächtigte, als Vertreter der Regierung, die den Militärausschufs in Anregung gebracht hatte, den Vorsitz führen und dafs der Ausschufs am nächsten Morgen (am 20. Dezember) einen Rekognoszierungsritt unternehmen solle, um zu zeigen, wie gewissenhaft er den technischen Charakter seines Auftrages auffasse. Wenn er dann die Lage mit sachkundigem Auge überschaut und — was nicht schwer sein kann — aus der Besichtigung einiger Berge bei Pirot einen genauen Überblick über den Verlauf des ganzen Krieges gewonnen haben würde, sollten die Beratungen anfangen. Am anderen Morgen aber war Glatteis, und da hiermit das Besteigen von Bergen, wie überhaupt das Reiten ziemlich gefährlich wurde, so beschlofs der Ausschufs lieber zu Hause zu bleiben. Die Beratungen, bei denen die Türkei und Bulgarien durch Schakir Pascha und Hauptmann Panoff, Serbien durch den General Topalowitsch vertreten waren, begannen nun sogleich, führten aber am ersten Tage zu keinem Ergebnis. Am folgenden Tage wurde weiter verhandelt und zwar zunächst ohne Zuziehung des serbischen und des bulgarischen Bevollmächtigten. Man

wuſste nur soviel, daſs der Ausschuſs unter allen Umständen seine Arbeiten an diesem Tage beenden wollte und daſs bisher die italienischen und österreichischen Vertreter, Cerruti und Rosenberg-Orsini, sich der bulgarischen Sache äuſserst feindlich gezeigt hatten, während allein Schakir Pascha zu Gunsten der Bulgaren eingetreten war. Mehrere Anträge Schakir Paschas, welche die allgemeine Billigung der anderen Offiziere gefunden hatten, waren an Rosenbergs Widerstande gescheitert. Unter diesen Umständen machte man sich darauf gefaſst, daſs die gleichzeitige Räumung von Pirot und Widdin beschlossen werden würde, und es herrschte eine groſse Aufregung unter den Offizieren und Soldaten. Die zweite Sitzung des Ausschusses begann um 3 Uhr und um $4^1/_2$ Uhr wurden auch der serbische und der bulgarische Vertreter hinzugerufen. Man las ihnen das Protokoll vor, in welchem alle serbischen Forderungen zugestanden worden waren, d. h. gleichzeitige Räumung von Widdin und Pirot, das aber den Bulgaren die kleine Ehrengenugthuung bot, daſs „considérant les avantages remportés par l'armée bulgare“ die Serben zwei Tage früher mit der Räumung beginnen sollten. Der Waffenstillstand sollte bis zum 1. März dauern und die Friedensverhandlungen sofort beginnen. Da aber weigerte sich der Serbe Topalowitsch zu unterschreiben! Anscheinend hielt man das zuerst für einen schlechten Scherz, dann aber riſs den Offizieren des Ausschusses doch die Geduld. Ich bin überzeugt, daſs wenigstens einige von ihnen sich nur mit innerem Widerwillen den Befehlen ihrer Regierungen

gefügt und ihre Unterschrift unter ein Schriftstück gesetzt haben, durch welches ein tapferes Heer in seinen tiefsten Gefühlen schwer verletzt wurde, und das zu Gunsten eines Staates, dessen Politik ebensowenig Sympathie verdiente wie sein Heer. Die Dreistigkeit des Generals Topalowitsch, der auch jetzt noch den Anschein retten wollte, als ob Serbien doch eigentlich der siegende Teil sei, ging den Mitgliedern des Ausschusses aber zu weit, und Topalowitsch muſste sich in harten Worten sagen lassen, daſs er nicht hierher geholt worden sei, um seine Einwilligung zu geben oder zu verweigern, sondern ganz einfach, um zu unterschreiben. Um 5 Uhr nachmittags erfolgte so die Unterschrift aller Bevollmächtigten dieses technischen Ausschusses, der sich eigentlich die Mühe hätte sparen können nach Pirot zu kommen, da er dort weiter nichts gesehen hat als Karten, die in Wien ebensogut und besser vorhanden gewesen wären. Es war eben — es giebt kein anderes Wort dafür — die reine Komödie und schwer erklärlich bleibt nur, wen man eigentlich damit täuschen wollte. Vielleicht die öffentliche Meinung, die in so entschiedener Weise für die Bulgaren Partei genommen hatte? Auch der gegenüber wird es kaum gelungen sein.

„Considérant les avantages remportés par l'armée bulgare“ — dieser Trost war sehr mager, aber doch würde man sich gern mit ihm begnügt haben, wenn man nur dadurch dem Frieden auch wirklich näher gekommen wäre, dem Frieden mit Serbien und der Regelung der ostrumelischen Verhältnisse. „Aber ganz natürlich bekommen Sie

jetzt Ostrumelien, das versteht sich ja ganz von selbst", sagten die meisten der fremden Offiziere und sie schienen es in der That zu glauben. Eine Bürgschaft in aller Form konnten sie nicht geben, denn sie waren nicht bevollmächtigte Diplomaten, sondern Offiziere mit einem ganz bestimmten militär-technischen Auftrage: weshalb sie denn wohl auch die Waffenstillstandsfrage in so „militär-technischer" Weise gelöst haben. Wer übrigens auch nur noch im geringsten zweifelte, daſs der technische Auftrag der Offiziere das reine Blendwerk war, hätte diese Zweifel aufgeben müssen, als ein Prager tschechisches Blatt, dessen Beziehungen zum russischen Militärbevollmächtigten in Wien, General Kaulbars, bekannt sind, noch vor Eintreffen des Ausschusses die Waffenstillstandsbedingungen so veröffentlichen konnte, wie sie später in der That gefaſst worden sind.

Von besonderem Interesse war das Verhalten des russischen General Kaulbars, der früher in Bulgarien gewesen, aber nicht mit dem General Kaulbars zu verwechseln ist, der den oben erwähnten Staatsstreich gegen den Fürsten Alexander ins Werk zu setzen suchte. Kaulbars gab sich den Anschein, als ob Ruſsland mit gröſster Sympathie den Siegen der Bulgaren gefolgt sei und als ob „bedauerliche Miſsverständnisse" die alten und festen Bande zwischen beiden Staaten nicht hätten zerreiſsen können. Es wurde dem General angedeutet, daſs ein soeben erschienener Armeebefehl des Kaisers von Ruſsland den aus Bulgarien abberufenen Offizieren hohes Lob spende für die von ihnen

durchgeführte vorzügliche Ausbildung der bulgarischen Armee, dafs aber in ihm weder des Fürsten Alexander noch der bulgarischen Offiziere gedacht sei. Wenn Rufsland auf solche Weise das Verdienst der Siege allein den russischen Offizieren zuspreche, so könne das doch nur als eine neue Kundgebung der Feindseligkeit und als Hohn aufgefafst werden. Hiergegen verwahrte sich Kaulbars auf das entschiedenste: nie hätte er gedacht, dafs man dem Armeebefehl solche Auslegung geben könne; der Kaiser könne doch nicht in einem Armeebefehle des Fürsten Alexander oder der bulgarischen Offiziere Erwähnung thun, da diese nicht seiner Armee angehörten. Wenn der Kaiser aber gerade im Augenblick der bulgarischen Siege die russischen Offiziere, die in Bulgarien gedient hätten, in so besonderer Weise auszeichne, träfe diese Auszeichnung denn nicht auch naturgemäfs die Bulgaren? Wenn man in den Armeebefehl des Kaisers etwas hineinlegen wolle, so könne man doch zwischen den Zeilen nur das Bedauern über die Mifsverständnisse herauslesen, die zu der gegenwärtigen Spannung geführt hätten. Dem Kaiser von Rufsland sei es unmöglich, zu ihrer Beseitigung den ersten Schritt zu thun; eine Andeutung aber, dafs einem ersten von Bulgarien unternommenen Schritt sofort ein zweiter von Rufsland folgen würde, liege in dem Armeebefehl. Kaulbars mufste über die Stimmung seines Monarchen genau unterrichtet sein, es war undenkbar, dafs man ihn ohne ganz genaue Weisungen hätte nach Pirot gehen lassen, und so that Fürst Alexander das, was er im Interesse seines

Landes für seine Pflicht hielt: ohne der persönlichen Beleidigungen zu gedenken, die Rußland ihm angethan hatte, unterzeichnete er einen Armeebefehl, in welchem der Verdienste der russischen Offiziere um die Ausbildung des bulgarischen Heeres in rühmendster Weise gedacht wurde. Das war der erste Schritt, der zweite ist ausgeblieben — und Kaulbars' Versprechen, daſs Rußland fernerhin der Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien keine Hindernisse mehr in den Weg legen werde, ist nicht erfüllt worden. Hat man sich in Petersburg eines anderen besonnen, hat man den Fürsten — denn der Armeebefehl hat im Heere und im ganzen Lande sehr böses Blut gemacht — mit seinem Volke entzweien wollen? Ich vermag diese Fragen nicht zu beantworten.

Nun aber war unseres Bleibens in Pirot nicht länger. Unmittelbar nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes erhielt schon das Regiment Plewna den Befehl, nach Zaribrod zurückzugehen, und die anderen sollten folgen, sobald die Serben den Widdiner Bezirk geräumt hätten. Die Beschlüsse des internationalen Militärausschusses hatten tiefe Unzufriedenheit im Heere erregt, aber doch verlieſsen die Truppen Pirot mit Freude, und das ihnen angethane Unrecht war vergessen, weil sie glaubten, dem Frieden wiedergegeben zu sein, und noch mehr, weil sie fest überzeugt waren, daſs durch Bulgariens Nachgiebigkeit gegen Europa die rumelische Frage jetzt endgültig geregelt sei. Hatten die europäischen Offiziere das nicht alle ausgesprochen, hatten die Kanzleien nicht die besten Versprechungen gegeben

und lebten wir nicht mit den Türken in denkbar bester Eintracht? An die Kriegsentschädigung dachte man kaum mehr und einer der maſsgebendsten Staatsmänner Bulgariens sagte scherzend: „Geld haben die Serben nicht, also werden sie auch nichts geben können. Aber Schweine sind im Lande massenhaft vorhanden und es wäre nicht mehr als billig, wenn sie uns wenigstens zwei Millionen ihrer Nationaltiere als Kriegsentschädigung abtreten wollten.“ Man war also beim Abzug von Pirot noch in der Stimmung, Scherze zu machen — glaubte man doch das eigentliche Ziel erreicht zu haben.

XXI.

Der Siegeseinzug des Fürsten Alexander.

Begeisterter Empfang durch die Bevölkerung. Anwesenheit des diplomatischen Corps. Unvermutete Beteiligung einer Brigade am Einzug. Der Dank des Fürsten für die Pflege der Verwundeten. Neue Aufgaben.

Als am Morgen des 26. Dezember die Sonne mit ihrem freundlichsten Licht auf Sofia herniederlachte und die bunten Fahnenstangen und Fahnen, die geschmückten Häuser und Menschen so hell beschien, da verglich ich dieses Bild unwillkürlich mit einem andern, das ich vor fünf Wochen, am 19. November, in eben demselben Sofia gesehen hatte. Auch an diesem Tage war das Wetter wunderschön, fast juniartig, und auch an diesem Tage waren die Straſsen voll von hastig hin und her laufenden, eifrig sprechenden Menschen; auch an diesem Tage kam Fürst Alexander auf derselben Straſse von Sliwnitza aus dem Feldlager nach seiner Hauptstadt zurück, aber wie anders lagen damals die Verhältnisse! Die einen Augenblick lang nur allzubegründete Besorgnis, daſs die Serben

am 19. November über Bresnik bis Sofia vorstoſsen, die Hauptstadt direkt und die Stellung bei Sliwnitza im Rücken bedrohen würden, hatte den Fürsten nach Sofia zurückgerufen. Es war ein heller und klarer Tag, fast windstill, so daſs man in Sofia jeden Kanonenschuſs aufs deutlichste hörte, ja manchmal so deutlich, daſs man hätte glauben können, das Gefecht fände nur einige Kilometer vor den Thoren Sofias statt. Angstvolle Neugierige pilgerten auf die Sliwnitzastraſse hinaus, um zu sehen, was dort eigentlich vorgehe, und in Sofia selbst bereiteten sich gar viele, sobald der Kanonendonner einmal stärker wurde, darauf vor, die Serben in wenigen Stunden vor Sofia erscheinen zu sehen. Das war am 19. November während der Kämpfe um Sliwnitza, dieser Kämpfe, welche den Bulgaren die ersten Hoffnungen auf weitere Siege gaben und welche hielten, was sie versprachen.

Seit jenem 19. November sind nun freilich so viele Veränderungen eingetreten, daſs Sofia wohl das Recht hatte, jetzt etwas anders auszusehen als damals. Seit zwei Tagen hatte man mit regstem Eifer gearbeitet, um die Stadt für den Empfang des Fürsten und seines siegreichen Heeres würdig herauszuputzen, und in Anbetracht der kurzen Spanne Zeit und der geringen vorhandenen Mittel hatte man wirklich alles Mögliche gethan, wenn auch die groſsen Triumphbogen nicht ganz fertig geworden waren. Die via triumphalis — wenn man die winklige Hauptstraſse mit diesem tönenden Namen belegen darf — war überall mit Masten und Laubgewinden geschmückt und die

Seiten der Straſse dicht mit Menschen besetzt, die sich alle offenbar in freudigster Stimmung befanden. Bis weit vor die Stadt hinaus waren viele Einwohner dem Fürsten entgegengezogen und auch einige Diplomaten hatten es sich nicht nehmen lassen, dem Fürsten in voller Uniform entgegenzufahren, um ihn bei seiner Rückkehr zu bewillkommnen. Es war nicht mehr die Rede von einer diplomatischen Note, die den Fürsten auffordern sollte, Sofia ohne Kampf den Serben zu überliefern, sondern es handelte sich nur noch um Glückwünsche zu den erfochtenen Siegen.

Mit militärischer Pünktlichkeit näherte sich um Punkt elf Uhr der Zug dem Thore der Stadt, wo eine unabsehbare, dicht gedrängte Menschenmenge ihn erwartete. Vorauf ritt der Fürst in einfacher Felduniform, hinter ihm der Stabschef Petroff, Hauptmann Panoff, Prinz Franz Josef, die Adjutanten und der gesamte Stab. In die zuerst stille und schweigsame Menge kam eine merkwürdige Bewegung, und wie unter einem unwillkürlichen Antriebe drängte sie unter nicht enden wollendem Jubelruf auf die bisher freigehaltene Straſse und der Fürst war von einem wahren Meer von Köpfen und erhobenen Händen umgeben. Kränze und Blumensträuſse wurden ihm von allen Seiten entgegengehalten und im Umsehen verschwand er mitsamt seinem Pferde beinahe unter der grünen Last. Bulgarien ist kein Land der feierlichen Zeremonie, und diese ungeordnete Begrüſsung, dieses Durchbrechen der allerdings kaum vorhandenen Spaliere, dies den Weitermarsch geradezu unmöglich machende Umringen des Fürsten war nichts weniger als

zeremoniell und würde einen anderen Hofmarschall als Herrn von Riedesel wahrscheinlich zur Verzweiflung gebracht haben; aber das Ganze war so warm gefühlt, so herzlich, daſs Fürst Alexander nur mit Mühe seine tiefe Rührung zurückhalten konnte. Es war eine prächtige Einzugsfeier, die hier das Volk seinem Fürsten bereitete, und sie war um so bemerkenswerter, als sonst der Bulgar so Schmerz wie Freude selten in lauten Kundgebungen auszudrücken pflegt, diesmal aber seine gewöhnliche Ruhe vergessend ganz auſser Rand und Band war. Endlich gelang es dem Fürsten durch freundliches und geduldiges Zureden sich Platz zu schaffen und in die Stadt einreiten zu können, überall begrüſst vom gleichen Jubel der Bevölkerung. Vor dem Schlosse, wo der Vorbeimarsch der Truppen stattfinden sollte, empfing den Fürsten das gesamte diplomatische Corps in groſser Uniform, und selbst der russische Vertreter hatte sich eingefunden. Dann begann der Vorbeimarsch der jungen siegreichen Truppen, deren selbstbewuſste frohe Haltung es deutlich zeigte, wie sehr sie sich als Sieger von Sliwnitza, Zaribrod und Pirot fühlten. Drei Regimenter Infanterie, eine ostrumelische Druschine, ein Kavallerieregiment und zwei Batterien, welche die Einzugsdivision bildeten, zogen so am Fürsten vorüber — und dann war der Einzug noch lange nicht zu Ende. Denn als wir glaubten, daſs die letzten Truppen vorbei seien, ertönte wieder das „Dschumi Maritza“, neue Bataillone zogen heran und es stellte sich zur allgemeinen Überraschung heraus, daſs zwei Infanterieregimenter und

eine Schwadron sich ungeladen zum Einzuge eingefunden hatten. Beide Regimenter hatten sich, um dem Einzuge noch beizuwohnen, das Privatvergnügen gemacht, den Marsch von Dragoman bis Sofia, also fast 50 km, in den Vormittagsstunden zurückzulegen und so einen Tag früher in Sofia einzutreffen, als sie erwartet wurden. Daſs sie sich so mir nichts dir nichts an einem Einzuge beteiligten, zu dem sie gar nicht befohlen waren, scheint nach gewöhnlichen Begriffen etwas sehr selbständig; andrerseits aber war es gewiſs sehr schneidig, daſs zwei Regimenter in einem einzigen Vormittag eine Extratour von 50 km zurücklegten, zu der sie durch nichts gezwungen waren. Vor allem aber: Regimenter, die sich so vorzüglich geschlagen hatten, konnten sich schon einmal eine kleine Abweichung vom Reglement erlauben, und so wurden sie denn vom Fürsten ebenso freudig und herzlich begrüſst, wie die ersten. Nachher hatte man freilich seine liebe Not, diese unerwarteten Gäste in Sofia einzuquartieren.

Als die letzten Truppen vorbei waren und der Fürst die Überzeugung gewonnen hatte, daſs nun auch wirklich nichts mehr nachkomme, stieg er vom Pferde, unterhielt sich noch lange in liebenswürdigster Weise mit den Anwesenden und fand Gelegenheit, fast jedem persönlich ein freundliches und anerkennendes Wort zu sagen. Namentlich unsere Landsleute vom Roten Kreuz waren alle entzückt über den warmen Dank, den der Fürst ihren Leistungen aussprach. Er lieſs sich Dr. Langenbuch und seine Assistenzärzte Dr. Löhlein, Dr. Stobwasser, Dr. Habicht

und Dr. Blachstein sowie die deutschen Schwestern sämtlich vorstellen und betonte ihnen gegenüber, wie sehr es ihn freue, daſs man gerade in Deutschland seiner und seines Landes gedacht habe. Hatte der Fürst doch vom Anfang des Krieges an allen auf die Pflege der Verwundeten bezüglichen Einrichtungen die gröſste Aufmerksamkeit geschenkt und stets die wärmste Dankbarkeit für die an den Tag gelegt, die sich im In- und Auslande um das Schicksal derselben verdient gemacht hatten.

Diese Einzugsfeier bildete den eigentlichen Abschluſs des Krieges, denn wenn der Friedensschluſs auch noch ausstand, so konnte man doch schon wagen, einen groſsen Teil der Rerserven und Landwehren in die Heimat zu entlassen, und man konnte es umsomehr, als man sicher war, daſs sie auf den ersten Ruf des Fürsten von neuem wie ein Mann zu den Fahnen eilen würden. War aber der Lärm der Schlachten verstummt, so blieb dem Fürsten doch noch eine militärische Aufgabe von höchster Wichtigkeit zu erfüllen: seinem durch die revolutionären und kriegerischen Ereignisse stark durcheinander geworfenen Heere eine feste Organisation zu geben, den jungen Soldaten die im Kriege stets etwas verloren gehende Kenntnis des Reglements wieder beizubringen und endlich die ostrumelischen Truppen mit den bulgarischen zu verschmelzen und auf dieselbe Höhe der Ausbildung zu bringen wie diese. Nur wenn das gelang, konnte Bulgarien ruhig einer immerhin möglichen Erneuerung der Feindseligkeiten

entgegensehen. Der Fürst, der Kriegsminister Nikoforoff und alle Offiziere erkannten die Wichtigkeit dieser Aufgabe und widmeten sich ihr mit hingebendem Eifer.

Es blieb aber auch noch die diplomatische Arbeit mit neuen, am Einzugstage noch ungeahnten Schwierigkeiten.

XXII.

Die Ursachen der bulgarischen Siege.

Verschiedene Beurteilung derselben. Das persönliche Verdienst des Fürsten und die richtige Wahl seiner Mitarbeiter. Die allgemeine Hingabe und Opferwilligkeit des Volkes für den nationalen Gedanken.

Als einige Zeit nach den bulgarischen Siegen verflossen war und das allgemeine Interesse nicht mehr durch die Meldung kriegerischer Vorgänge in Anspruch genommen wurde, legte man sich in Europa die Frage vor, welche Ursachen wohl dem Kriege einen so überraschenden Ausgang gegeben hätten, und die Antwort lautete ziemlich allgemein, daſs die Niederlagen der Serben der gröſseren Tapferkeit der bulgarischen Truppen und den persönlichen Eigenschaften des Fürsten Alexander zuzuschreiben seien. Diese Antwort ist an sich nicht falsch, lautet aber doch so allgemein und ermangelt namentlich in sich so sehr der inneren Begründung, daſs es nicht überflüssig scheint, diesen Gegenstand etwas eingehender zu behandeln.

Es ist über allen Zweifel erhaben, daſs Bulgarien ein ganz vorzügliches Soldatenmaterial liefert, daſs die Leute von ungeheurer Ausdauer, groſser Genügsamkeit sind und

sich leicht und willig, sogar mit unverkennbarer Intelligenz, der militärischen Disziplin fügen. Wie jede wirklich gut disziplinierte Truppe waren die Bulgaren im Gefecht von ganz hervorragender Tapferkeit, die vielleicht noch durch das Bewufstsein gröfserer körperlicher Kraft, in der sie den Serben überlegen waren, erhöht wurde. Es ist auch unzweifelhaft, dafs das Gefühl, sich für eine nationale Sache zu schlagen und Haus und Hof gegen einen ungerechten Angriff zu verteidigen, auf die moralische Stimmung der Soldaten und selbstverständlich der Offiziere von gröfstem Einfluſs war, und schliefslich wird von keiner Seite in Abrede gestellt werden, dafs des Fürsten Alexander persönliches Verhalten vor und während des Kampfes seinem Heere die Lust und die Kraft gab, sich mit der Hingabe und Begeisterung zu schlagen, mit der sie sich geschlagen haben. Ich glaube aber, dafs, selbst wenn man noch die zahlreichen Fehler der Serben mit in Berechnung zieht, hierdurch allein die bulgarischen Siege nicht erklärt werden können; auch scheint mir die Behauptung, dafs der Ausgang des Krieges der verschiedenartigen Organisation der beiden Heere zuzuschreiben sei, die Frage nicht zutreffend, wenigstens nicht erschöpfend zu beantworten. Allerdings hatte das bulgarische Heer, d. h. die 32 Linienbataillone, vor dem serbischen den Vorteil voraus, dafs es eine Linientruppe in der europäischen Bedeutung des Wortes war, während dem serbischen Heere noch immer der Charakter einer Miliztruppe anhaftete. Die Thatsache, dafs das ganze Gewicht des Feldzuges, wenn man von Widdin absieht,

fast ausschliefslich auf der bulgarischen Linie lastete, hat vielleicht dazu beigetragen den Krieg als einen Kampf des Milizsystems gegen das System der stehenden Heere erscheinen zu lassen; aber wenn ich auch der Ansicht bin, dafs den Bulgaren durch ihr System eine Überlegenheit gegeben wurde, so wurde diese doch zum mindesten ausgeglichen durch die ungünstige Lage, in der sie sich zu Anfang des Feldzuges befanden, und durch die Zerreifsung vieler Verbände, die bei der Plötzlichkeit des strategischen Aufmarsches nach der serbischen Grenze nicht zu vermeiden war.

Ein sehr bekannter General und hervorragender Stratege sprach mir gegenüber in Konstantinopel die Ansicht aus, dafs die Bulgaren ihre Siege dem Umstande zuzuschreiben hätten, dafs sie sich zuerst in der Rolle des Verteidigers befanden, die angreifenden Serben an ihren befestigten Stellungen zerschellen lassen und dann die so im Feindesheer einreifsende Verwirrung rasch zu einem bis Pirot führenden Offensivstofs benutzen konnten. Die wirkliche Überlegenheit des bulgarischen Heeres würde erst dann in unwiderleglicher Weise erwiesen sein, wenn es in derselben Lage wie die Serben, d. h. im Angriff verteidigter Stellungen, siegreich geblieben wäre. Der General sprach die Vermutung aus, dafs es den Bulgaren vor den serbischen Stellungen vor Nisch vielleicht ähnlich ergangen wäre, wie den Serben vor Sliwnitza. Es dürfte sich gegen diese Auffassung, die im allgemeinen gewifs richtig ist, im vorliegenden Falle manches einwenden lassen, namentlich

der Umstand, daſs das serbische Heer nicht nur vor den befestigten Stellungen bei Sliwnitza zusammenbrach, sondern vorzugsweise vor den bulgarischen Sturmangriffen auf der rechten Flanke im Gebirge. Wenn der Krieg weitergegangen wäre, so würde übrigens eine neue und veränderte Auflage der Ereignisse von Sliwnitza bei Nisch schon deshalb nicht möglich gewesen sein, weil die Bulgaren diese befestigten Stellungen gar nicht angegriffen haben würden. Der bulgarische Plan ging vielmehr dahin, nur soweit gegen Nisch vorzustoſsen, bis man eine gute Verteidigungsstellung erreicht haben würde, dann aber, unter Zurücklassung eines Beobachtungscorps, auf der Straſse von Knäjewatsch direkt auf Belgrad zu marschieren, während das Corps von Usunoff von Widdin aus dem Laufe der Donau folgend den rechten Flügel der Angriffsarmee gebildet haben würde. Wahrscheinlich hätten die Serben dann Nisch ganz von selbst räumen müssen.

Ein groſser, ja der gröſste Teil des Erfolges wird im Kriege von der Führung abhangen, und wider allgemeines Erwarten haben sich darin die Bulgaren den Serben weitaus überlegen erwiesen. Trotz des jugendlichen Alters ihrer Offiziere, oder wegen desselben? Ich gehe nicht soweit wie der vorher erwähnte General, der diese Frage im zweiten Sinne kurzweg bejahte und seine Ansicht in den paradoxen Ausspruch kleidete: „Stets wird diejenige Armee den Sieg davontragen, die den Mut hat, im Augenblicke der Kriegserklärung ihre sämtlichen alten Offiziere zu beseitigen.“ Es war aber doch unverkennbar, daſs unsere

jungen Offiziere zwei Eigenschaften besafsen, die bei einem älteren Offiziercorps in gleichem Mafse kaum aufzufinden sein dürften: eine unverwüstliche Arbeitskraft und einen durch jugendlichen Optimismus aufs äufserste angespannten Ehrgeiz. Auf dem Kriegsminister Nikoforoff und dem Stabschef Petroff mit den wenigen ihnen untergebenen Offizieren lag eine ganz ungeheure Arbeitslast, die von älteren Kräften wahrscheinlich nicht so leicht würde ertragen worden sein. Bei einem alten, in geregelten Verhältnissen lebenden Heere ist alles vorhergesehen und im voraus aufs beste eingerichtet: man drückt auf einen Knopf und die Maschine setzt sich von selbst in Bewegung. Von alle dem war nichts der Fall und mitten während der Operationen mufsten erst alle die Anordnungen getroffen werden, die jenen eigentlich als Grundlage hätten dienen sollen. Dafs es unter diesen Umständen fast ohne Unordnungen zugegangen ist, dafs namentlich der Kriegsminister Nikoforoff mit den geringen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln in Bezug auf Truppenverpflegung, Munitionsersatz und das eigentliche Mobilmachungsgeschäft allen Anforderungen entsprechen konnte, das war eine Leistung, von der es äufserst fraglich ist, ob sie in gleicher Weise erreicht worden wäre, wenn die russischen Offiziere an der Spitze des Heeres gestanden hätten. Bei den eigentlichen Truppenführern, den Gutscheff, Bendereff, Nikolajeff, Popoff, Usunoff, lag die Sache nun so, dafs sie bei Beginn der Operationen mit einer guten Dosis von Optimismus begabt sein mufsten, um mit besten Hoffnungen und unbeirrt von der Schwierigkeit

der Lage ihre Truppen ins Gefecht zu führen. Sie wufsten alle recht gut, wie die Dinge lagen, aber sie achteten der Hindernisse nicht weil ihnen ein Siegespreis winkte, wie er vielleicht noch nie den Offizieren eines Heeres geboten wurde. Sie waren junge Leutnants und Hauptleute, im besten Falle mit achtjähriger Dienstzeit, sie waren also bei Lichte betrachtet nichts oder doch recht wenig: und nun bot sich ihnen mit einem Schlage die Gelegenheit, Ruhm, Avancement, Auszeichnungen zu erlangen, an die sie im gewöhnlichen Laufe der Dinge erst im reifsten Mannesalter hätten denken können. Wenn ein General eine Schlacht gewinnt, so ist das nichts Aufsergewöhnliches und im Grunde genommen nur seine Pflicht; wenn aber ein Hauptmann von der Front seiner Compagnie weggenommen wird, um an die Spitze von 10 000, ja 20 000 Mann gestellt zu werden, und wenn er dann Siege erkämpft, um die ergraute Generäle ihn beneiden könnten, dann ist das doch etwas ganz anderes! In dem Mafse, wie die Höhe eines ausgesetzten Preises, im demselben Mafse werden auch die Anstrengungen derer steigen, denen die Möglichkeit geboten ist, um ihn zu ringen. Es war also kein Wunder, dafs unsere jungen Offiziere das Beste was sie an Tapferkeit und Intelligenz besafsen daran setzten, um die so unerwartet gebotene und sicher nicht wiederkehrende Gelegenheit auszunutzen. Wenn es ihnen gelang, so war das sicherlich ihr persönliches Verdienst; dafs aber der waghalsige Versuch mit den jungen Offizieren überhaupt zum Siege und nicht zum gänzlichen Zusammenbruch führte,

das wieder ist dem Fürsten Alexander zuzuschreiben, der es verstand, die richtigen Leute an den richtigen Fleck zu stellen. Tapferkeit und den Ehrgeiz sich auszuzeichnen würden alle gehabt, das Können würde wohl aber nur wenigen innegewohnt haben; und gerade diese wenigen waren herausgegriffen und in den höchsten Kommandostellen an die verantwortlichsten Punkte gestellt worden. Gutscheff, Popoff, Bendereff und Usunoff waren wiederholt gezwungen, ganz auf eigenen Antrieb und auf eigene Verantwortung zu handeln, und wenn die Operationen, die sie selbständig anordneten und leiteten, fehlgeschlagen wären, so wäre damit der Verlauf des ganzen Feldzuges in Frage gestellt worden. Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, daſs man die Verdienste der vom Fürsten mit so glücklicher Hand ausgewählten Unterführer so anerkennt, wie sie es beanspruchen können. Hätte Fürst Alexander in der Wahl seiner Divisionskommandeure Unglück gehabt, so hätte die kluge und überlegte Oberleitung und aller persönliche Mut des Fürsten den Sieg wohl kaum an die bulgarischen Fahnen zu fesseln vermocht. Aber schon die richtige Wahl war ein „Verdienst", und es wurde um so gröſser, je schwieriger sie war. Kommt der Monarch eines Groſsstaates in die Lage, seine kommandierenden Generäle auswählen zu müssen, so werden sich ihm immer von vornherein eine Anzahl Persönlichkeiten darbieten, die nach ihrer ganzen Vergangenheit gröſsere oder geringere Bürgschaften für eine sachgemäſse und geeignete Führung bieten. Jeder von ihnen hat eine Ge-

schichte, eine Vergangenheit hinter sich, nach der man seine Fähigkeiten beurteilen kann, während der Fürst es hier durchweg mit jungen, unbekannten Männern zu thun hatte, bei denen man Feldherrneigenschaften höchstens auf Grund persönlicher Schätzung vermuten, niemals aber auf Grund bestimmter Thatsachen voraussetzen konnte. Der Hauptmann X kann ein vorzüglicher Compagniechef sein, es ist auch möglich, dafs in ihm ein grofser Feldherr schlummert, aber wissen kann man es nicht, weil er noch nie Gelegenheit hatte, sich in einer Lage zu zeigen, wo diese Eigenschaft hätte offenbar werden können. Es gehörte ein scharfer Blick, eine ungewöhnliche Menschenkenntnis dazu, unter den bulgarischen Offizieren, die sich alle in der Lage des Hauptmanns X befanden, die richtigen Leute für die höheren Befehlshaberstellen herauszufinden und sich bei keiner einzigen Wahl zu täuschen. Das diese junge „Generalität" zusammenfassende und kraftvoll belebende Element war dann freilich immer wieder Fürst Alexander, ohne den der bulgarisch-serbische Krieg überhaupt nicht gedacht werden kann. Trifft jemals auf einen Feldherrn das oft gemifsbrauchte Wort zu, dafs er die Seele seines Heeres gewesen sei, so auf den Fürsten Alexander, dessen Verdienste sowohl um die politische als die militärische Leitung der Geschichte Bulgariens so glänzend sind, dafs man sehr wohl einen Teil dieses Glanzes an seine Mitarbeiter abgeben kann, ohne dadurch der Persönlichkeit des Fürsten Abbruch zu thun.

Es geht aus dem Gesagten hervor, dafs ich, die

Tapferkeit und Standhaftigkeit der Soldaten als etwas gewissermafsen Selbstverständliches betrachtend, einen grofsen Teil des Erfolges der Führung, d. h. dem Fürsten Alexander und seinen Unterbefehlshabern zuzuschreiben geneigt bin. Um den Erfolg aber ganz zu erklären, darf ein Faktor nicht übersehen werden, der, obzwar nicht ganz unmittelbar in die eigentlichen Kämpfe eingreifend, doch von höchster Wichtigkeit gewesen ist. Ich meine die allgemeine Opferwilligkeit und Aufopferung, die durch das ganze Land ging, namentlich aber in den Soldaten und Bauern die hingebungsvollsten Vertreter fand. Alle Beamten verzichteten während des Krieges je nach der Höhe ihres Einkommens auf einen Teil ihres Gehaltes (der Fürst auf die Hälfte seiner 600 000 Fr. betragenden Zivilliste), die Offiziere bekamen fast gar nichts und die Soldaten mufsten sich, wie ich glaube, mit Kleidung und Nahrung begnügen. Um für den Notfall noch einige Millionen bar im Rückhalt zu haben, wurden die zahlreichen Requisitionen nur mit Bons bezahlt, so dafs heute wohl der vierte Teil der gesamten Bevölkerung Forderungen an den Staat besitzt. Trotzdem wurde während des Krieges allen Requisitionen willig Folge geleistet: Vieh, Erntevorräte und die eigene Arbeit wurde von den sonst so sparsamen Bauern mit Freuden der Regierung zur Verfügung gestellt, und wenn eine Kriegsanleihe nötig geworden und im Auslande nicht aufzubringen gewesen wäre, so wäre sie, das ist meine feste Überzeugung, im Lande gezeichnet worden. Die Bauern hatten schon manchen Strumpf bedeutend erleichtert, sie würden aber auch

den Rest hergegeben haben, wenn man es von ihnen verlangt hätte. Und mit welcher Bereitwilligkeit wurde die Blutsteuer gezahlt! Ich spreche nicht von der Linie, bei der ich es für selbstredend halte, aber von den Reserven, Landwehren und Freiwilligen. Von allen Seiten des Landes strömten sie herbei, gerufen und ungerufen, schlecht gekleidet und fast gar nicht gekleidet, mit Waffen und ohne Waffen, aber sie kamen alle mit dem Vorsatze, ihre besten Kräfte ihrem Vaterlande zu weihen. Es ging ein heller Zug von Patriotismus durch das sonst so stille und ruhige Land, und wer die Leute früher gekannt hatte, erkannte sie jetzt nicht wieder.

Der Fürst, seine Unterführer und die patriotische Hingabe der ganzen Bevölkerung, ob sie den Soldatenrock oder das bürgerliche Kleid trug, — das sind die Ursachen der Erfolge der bulgarischen Waffen; und die letzte dieser Ursachen ist zugleich der Beweis für die Berechtigung der ganzen bulgarischen Bewegung.

XXIII.

Die Zukunft Bulgariens.

Die Vorgänge bis zum serbischen Friedensschlusse und die Thätigkeit der europäischen Konferenz. Fürst Alexander als Träger des bulgarischen Nationalbewufstseins. Vergleich der Entwicklung des Landes ohne den Fürsten und unter russischer Statthalterschaft mit seiner Zukunft als freier Staat unter dem Fürsten Alexander. In dem einen Falle Niedergang des Landes und Schaffung eines neuen Nihilistenherdes; im anderen reiches friedliches Aufblühen des jungen bulgarischen Staates.

In dem Augenblicke, wo dieses Buch beendigt wird, kann die Regelung der bulgarischen Frage leider noch nicht als endgültig abgeschlossen betrachtet werden. Nach endlosen, mühevollen Verhandlungen, die wiederholt an dem bösen Willen Serbiens zu scheitern drohten, ist unmittelbar vor Ablauf des Waffenstillstandes in Bukarest ein Vertrag unterzeichnet worden, dessen einziger Artikel besagt, dafs der durch den Krieg unterbrochene Frieden zwichen Serbien und Bulgarien wieder hergestellt wird. Serbien hat also für seinen Überfall keine andere Strafe erlitten, als die Niederlagen im Kriege und einen kaum wieder gut zu machenden Verlust an militärischem und politischem An-

sehen und finanziellem Kredit. Nicht ohne ein schwer zu verwindendes Gefühl der Bitterkeit hat Bulgariens Fürst den Vertrag unterzeichnet; wenn etwas die Bulgaren mit diesem von Europa aufgezwungenen Frieden versöhnen konnte, so war es der Umstand, daſs er wenigstens zwischen Bulgarien und Serbien eine endgültige und klare Lage schuf und vor allem — den Frieden brachte.

Günstiger als mit Serbien lieſsen sich zu Anfang die Verhandlungen mit der Türkei an, die Mitte Januar in Konstantinopel, vom Groſsvezier Kiamil Pascha und dem Minister des Auswärtigen Said Pascha im Namen des Sultans, von Tsanoff im Namen des Fürsten von Bulgarien, eröffnet wurden. Ich war damals in Konstantinopel und ich kann sagen, daſs vom ersten Tage dieser Verhandlungen ab für mich kein Zweifel darüber bestand, daſs sie rasch zu einem glücklichen Ende geführt werden würden. Hier war es anders als in Bukarest und es standen sich zwei Parteien gegenüber, die beide in ehrlicher und offener Weise handelten und fest entschlossen waren, unter möglichster Berücksichtigung der beiderseitigen Rechte und Wünsche ein Werk zu schaffen, das die Bürgschaft für lange und friedliche Dauer in sich trage. Unter solchen Umständen ist es leicht zu verhandeln, und so kam denn auch in Konstantinopel ein Vertrag zustande, den ich nicht gerade für ein Ideal halte, der aber immerhin als eine befriedigende Lösung der verwickelten Lage zu betrachten war. Der Sultan ernannte danach den Fürsten Alexander zum Generalgouverneur von Ostrumelien, die Umarbeitung

des organischen Statuts einem besonderen türkisch-bulgarischen Ausschusse überlassend, der sogleich zusammentreten sollte. Einige nur von Muhamedanern bewohnte Grenzbezirke bei Haskioi und im Rhodopegebirge wurden der türkischen Herrschaft zurückgegeben, und endlich wurde, als wichtigste aller Bestimmungen, ein vollständiges Schutz- und Trutzbündnis zwischen der Türkei und Bulgarien abgeschlossen, demzufolge beide Teile gehalten waren, sich im Falle eines Angriffes gegenseitig militärisch zu unterstützen. Wenn Bulgarien angegriffen würde, sollten türkische Truppen nach Bulgarien rücken und dort unter den Befehl des Fürsten Alexander treten, im anderen Falle aber sollten die bulgarischen Truppen dem Befehl türkischer Generäle unterstellt werden.

Obgleich dieser Vertrag nicht alle Wünsche der Bulgaren erfüllte und die noch bevorstehenden Arbeiten des türkisch-bulgarischen Ausschusses noch viele Schwierigkeiten ergeben konnten, über die man aber bei dem auf beiden Seiten vorhandenen guten Willen wohl Herr geworden wäre, so war doch die Genugthuung und Freude in Bulgarien und Ostrumelien allgemein. Man glaubte das Werk der Vereinigung wenn auch nicht in aller Form, so doch der That nach beendet, dachte nicht mehr an die Entbehrungen und Opfer der letzten Monate und schickte sich an, zu den unterbrochenen Arbeiten des Friedens zurückzukehren. Man hatte aber ohne die Russen gerechnet, die ihre unterirdische Arbeit gegen die Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens, namentlich aber gegen die Person des Fürsten

Alexander ohne Unterlafs fortgesetzt hatten. Als der Kiamil-Tsanoffsche Vertrag von der Pforte den Mächten zur Genehmigung mitgeteilt wurde, trat die Feindseligkeit Rufslands offen aus aller Zurückhaltung hervor. Bis dahin hatten die Vertreter sämtlicher Mächte in Konstantinopel den Türken und Tsanoff gegenüber etwa folgende Sprache geführt: „Seht zu, dafs ihr einen Vertrag zustande bekommt! Wir sind der bulgarischen Wirren mehr als überdrüssig, wir wollen nichts mehr davon hören und wünschen nur, dafs sie ein Ende nehmen. Auf welche Weise, ist uns gleichgültig. Unsere Genehmigung wird euch nicht fehlen, das ist die reine Formsache. Wir kennen euere Abmachungen nicht, aber wir billigen sie. Nur schafft die Sache aus der Welt!“ — Ich glaube, dafs mindestens die grofse Mehrzahl der Botschafter damit ihre wirkliche Ansicht aussprach, jedenfalls weifs ich, dafs Kiamil Pascha, Said Pascha und Tsanoff ganz fest der Ansicht waren dafs die Mächte auf jeden Widerstand verzichtet hätten. Dafs der Vertrag den Russen nicht gefallen würde, war vorauszusetzen, aber man glaubte, dafs sie zum bösen Spiel gute Miene machen würden. Statt dessen kam zuerst eine Vermahnung gegen die im Vertrage gewährleistete gegenseitige Kriegshülfe. Es könne ja, so wurde in russischen offiziösen Auslassungen ausgeführt, der allerdings schreckliche Fall eintreten, dafs die Bulgaren zusammen mit der Türkei gegen eine christliche Nation kämpfen würden. Diese Bestimmung sei also unannehmbar. Türken und Bulgaren beeilten sich, im Interesse des lieben Friedens

diese Rufsland so anstöfsige Bestimmung aus dem Vertrage zu streichen; sie konnten es umsomehr, als ein casus foederis et belli im allgemeinen weniger nach papiernen Verträgen, als nach den Interessen und Stimmungen der Beteiligten entschieden zu werden pflegt. Vielleicht war Rufsland mit dieser leichten Bewilligung seines Wunsches wenig zufrieden, denn es kam sogleich mit der zweiten Forderung, den Namen des Fürsten Alexander aus dem Vertrage zu streichen: dafs also nicht Fürst Alexander, sondern der „Fürst von Bulgarien" Generalgouverneur von Ostrumelien werden sollte. Auch dieses persönliche Opfer wurde ohne weiteres vom Fürsten Alexander zugestanden. Nun aber verlangten die Russen noch, dafs der Fürst nur auf fünf Jahre zum Generalgouverneur ernannt und dafs dann seine Weiterernennung von der Genehmigung der Grofsmächte abhängig gemacht werden solle. Gleichzeitig aber beschuldigten ihre Agenten, die namentlich in Ostrumelien sich mit ununterbrochenen Umtrieben beschäftigten, den Fürsten Alexander, dafs er die Interessen des Volkes bis zu dem Grade opfere, dafs er sich die Ernennung zum Generalgouverneur auf die Dauer von nur fünf Jahren gefallen lasse! Diese fünfjährige Ernennung hatte in der That höchst bedenkliche Seiten, namentlich weil sie der Einmischung der Mächte und vor allem Rufslands Thür und Thor öffnete. Statt eines endgültigen klaren Zustandes sollte ein Notbau geschaffen werden, und noch dazu unter dem Anschein, als ob diese dem Lande so ungünstige Bestimmung unter Zulassung oder selbst auf Betreiben des

Fürsten Alexander aufgenommen worden wäre. Der Fürst lief Gefahr, im Lande seine ganze Beliebtheit zu verlieren, namentlich da man ganz genau wufste, wie die Russen seine Nachgiebigkeit im Volke gegen ihn ausbeuten würden. Er weigerte sich also die Bestimmung anzunehmen und blieb trotz alles Drängens der Mächte, die gänzlich im russischen Fahrwasser segelten und ihre früheren Zusagen vergessen hatten, bei seiner Ablehnung. Da beschlossen die Mächte, über seine Weigerung zur Tagesordnung überzugehen und liefsen von ihren Botschaftern am 5. April ein Protokoll unterzeichnen, durch welches der Fürst unter den von den Russen gewollten Bedingungen auf fünf Jahre zum Generalgouverneur von Ostrumelien ernannt wurde.

Neben den schon erwähnten von Rufsland eingeführten Bestimmungen verdient in diesem Protokoll namentlich die Einsetzung eines bulgarisch-türkischen Ausschusses hervorgehoben zu werden, der eine den neuen Verhältnissen entsprechende Änderung des ostrumelischen Statutes vornehmen soll. Dieser Ausschufs war auch in dem ursprünglichen türkisch-bulgarischen Abkommen vorgesehen, aber damals hatte man darauf gerechnet, dafs die von ihm einmal angenommenen Änderungen endgültiger Natur sein sollten, während das neue Konferenzprotokoll festsetzt, dafs diese Änderungen der Botschafterkonferenz in Konstantinopel zur Genehmigung vorgelegt werden müssen. Bei dem offenbaren bösen Willen, den Rufsland in dieser ganzen Angelegenheit zeigt, bürgt nichts dafür, dafs es in den

Bestimmungen des neuen Statutes nicht eine neue Handhabe zur Einmischung suchen wird. Aus diesem Grunde können die Verhältnisse vor Genehmigung des Statutes — über welches zwischen der Türkei und Bulgarien ein Einvernehmen leicht erzielt werden wird — leider noch nicht als endgültig geregelt betrachtet werden, wenn überhaupt eine Regelung für die kurze Zeitspanne von fünf Jahren als endgültig bezeichnet werden kann.

Trotz aller in diesem Abkommen enthaltenen Mängel blieb dem Fürsten Alexander schliefslich nichts anderes übrig, als dieses ihm von den Grofsmächten aufgezwungene Protokoll anzunehmen, oder vielmehr über sich ergehen zu lassen. Ein grofsherrlicher Firman ernannte ihn dann auf Grund desselben zum Generalgouverneur von Ostrumelien und gab damit der bulgarischen Bewegung, die mit dem Aufstande in Philippopel begann, einen förmlichen Abschlufs. Somit war auch auf dem Papier die vorher thatsächlich schon ganz und gar durchgeführte Personalunion Bulgariens und Ostrumeliens vollzogen, und es bleibt nur noch die Frage, ob nicht im Laufe der späteren Entwicklung fremde Einflüsse das hier Geschaffene rückgängig zu machen versuchen werden.

Legt man sich also die Frage vor, wie sich in Zukunft die Lage Bulgariens gestalten wird, so kann bei dem immer noch unsicheren Stande der Dinge eine Antwort nur unter gewissen Voraussetzungen gegeben werden. Zwei Fälle können eintreten: Fürst Alexander wird aus dem

Lande vertrieben, oder er behauptet sich in seiner Herrschaft; je nachdem hierüber die Entscheidung fällt, wird die Entwicklung Bulgariens in die eine oder andere Bahn gelenkt werden. Ich glaube nicht an die Unentbehrlichkeit der Personen, ich halte sie alle für ersetzbar, und wenn es Männer giebt, die ihrer Zeit und ihrer Nation ihren persönlichen Stempel aufgedrückt haben, so sind diese Männer doch andererseits Produkte ihrer Zeit. Die Frage, ob grofse Männer grofse Zeiten, oder grofse Zeiten grofse Männer gemacht, wird niemals unbedingt entschieden werden können; zwischen den Zeiten und den Männern herrscht enge Wechselwirkung, und wirklich untrennbar von den Geschicken eines Landes wird eine Persönlichkeit nur dann sein können, wenn sie mehr ist als eine Persönlichkeit: die Fleischwerdung eines Gedankens, der Vertreter eines Systems. Fürst Alexander ist aber nicht nur ein kluger und gerechter Herrscher, ein tapferer und glücklicher Feldherr, er ist mehr als eine Persönlichkeit, er ist der Träger des bulgarischen Nationalgedankens. Dieser Gedanke steht und fällt mit ihm und deshalb hängt Bulgariens zukünftiges Schicksal davon ab, ob Fürst Alexander steht oder fällt.

Nehmen wir an, dafs Rufsland, um den Fürsten zu beseitigen, zu den äufsersten Mafsregeln greift — denn ohne solche ist gar nichts zu erreichen — und mit dem Schwerte den gordischen Knoten zerhaut, den es selbst geschürzt hat. Ein russisches Heer landet bei Varna, um „Ruhe und Ordnung in Bulgarien herzustellen", d. h. um den Fürsten Alexander zu vertreiben und die russische Herrschaft in

Bulgarien aufs neue zu begründen. Vielleicht wird in Varna ein bulgarisches Heer bereit stehen, um den Russen mit Waffengewalt entgegenzutreten, und es kann sich ereignen, daſs Rufsland die Bulgaren, wie 1877 von türkischer, so jetzt von eigener Herrschaft durch Ströme von Blut befreien mufs. Es ist auch möglich, daſs die Bulgaren die russische Besetzung ohne militärischen Widerstand über sich ergehen lassen und daſs Fürst Alexander bei der Landung der Russen sein Reich verläſst und die Krone niederlegt. Ich weiſs nicht was geschehen wird, aber in beiden Fällen mufs das Ergebnis, da die Bulgaren den Russen auf die Dauer doch nicht widerstehen können, dasselbe sein: Bulgarien und Ostrumelien werden von den Russen besetzt werden und diese werden sich dort so fest und häuslich niederlassen, daſs beide Länder in Zukunft russische Provinzen bilden, sei es unter einem russischen Generalgouverneur, sei es unter einem Schattenkönig, wie ein solcher ja wohl in Europa aufzutreiben sein wird. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daſs der russische Einmarsch schon allein genügt, um die orientalische Frage in ihrer ganzen Ausdehnung aufzurollen und das friedensbedürftige Europa in Mitleidenschaft zu ziehen; es ist möglich, daſs dieser Einmarsch den sofortigen Ausbruch eines groſsen europäischen Krieges zur Folge hat. Ich will aber zeigen, wie sich die Verhältnisse in Bulgarien unter der neuen russischen Regierung gestalten würden, und deshalb nehme ich an, daſs das Europa der Flottenkundgebungen von Dulcigno und Kreta unthätig Gewehr bei

Fuſs verharrt und den Russen vielleicht sogar ein „europäisches Mandat“ giebt.

Am schnellsten werden sich die Folgen der neuen Russenherrschaft nach aufsen geltend machen. Rufsland am Pruth, an der Donau und der Maritza mufs, stark durch die Macht des Erfolges, einen mafsgebenden Einfluſs in Bukarest und Belgrad ausüben, und diese Staaten werden sich ihm aufs engste anschliefsen, klug gemacht durch die Erfahrung der Bulgaren, dafs jeglicher Widerstand gegen Rufsland vergeblich, dafs eine Erhaltung ihrer nationalen Selbständigkeit nur möglich ist, wenn sie sich unter die Fittiche Rufslands begeben. Wie sollten auch sie, die Kleinen, einer Macht zu widerstehen wagen, vor der die Grofsen, vor der ganz Europa sich still und gehorsam beugte! Mit Rufslands neuem Einzug in Bulgarien ist auch die Frage von Konstantinopel gelöst, und in kürzerer oder längerer Zeit wird der russische Kaiser nicht mehr in Livadia, sondern an den Ufern des Bosporus seinen Frühlingsaufenthalt nehmen; die Griechen aber, die jetzt so scharfsinnig den Russen in die Hände arbeiten, können auf immer ihren Zukunftsträumen entsagen. Nur mit Mühe vermögen sie heute gegen den erstarkenden Einfluſs des Bulgarentums in denjenigen türkischen Provinzen anzukämpfen, die sie als „hellenisch“ bezeichnen; die gewaltige Macht des russischen Kolosses wird sie unrettbar niederdrücken und die Träume von Grofshellas werden ausgeträumter sein als je. Rufsland vom Mittelmeer bis zu den Karpathen: das ist das Zukunftsbild, welches sich darbietet, wenn man den Russen gestattet,

die bulgarische Selbständigkeit zu vernichten und den Fürsten Alexander zu vertreiben.

Wie werden sich aber die inneren Verhältnisse der neuen russischen Statthalterschaft Bulgarien entwickeln? Nur durch Gewalt war Bulgarien dem russischen Reiche wieder unterthan geworden und die russische Besetzung war die Verneinung aller Strebungen, die auf ein selbständiges nationales Bulgarien hingingen. Dieses nationale Bulgarien von heute, das mit einer in Europa unbekannten Thatkraft an seiner Entwicklung zu einem modernen Staate arbeitet, wird, wie es mit Gewalt erobert wurde, nur durch Gewalt niedergehalten werden können. Dieses Bulgarien, so wie es heute ist, paſst nicht in den Rahmen des russischen Reiches, und deshalb wird man es einer gänzlichen Umformung unterziehen müssen, um es würdig und fähig zu machen, eine russische Provinz oder Statthalterschaft zu werden. Man hat die Kraft es zu zertreten und man wird es zertreten, man wird den aufstrebenden Staat oder wenigstens das Aufstrebende im Staate vernichten und die Entwicklung des Landes nicht nur verhindern, sondern zurückschrauben. Glaubt man in Ruſsland, daſs das ohne Kämpfe gelingen kann? Dann kennt man die Bulgaren nicht und unterschätzt, daſs wer einmal von der Freiheit gekostet, sie nicht so leicht zurückgiebt. Im Jahre 1878 war es möglich, Bulgarien zu einer „guten“ russischen Provinz zu machen; heute nicht. Die Bulgaren sind schwer genug zu beherrschen, selbst wenn sie selbst die Herrschaft im eigenen Lande ausüben, der „Fremde“ aber wird sie nur beherrschen können

durch Gewalt, durch Niederdrückung, und die erste und sicherste Folge davon wird sein, daſs Ruſsland, indem es ein politisches Volk vernichtet, eine neue Brutstätte des Nihilismus schafft, die nicht minder leidenschaftliche, nicht minder verbrecherische Männer erzeugen wird, als sie Ruſsland schon jetzt zu besitzen das zweifelhafte Glück hat. Der russische General, der nach einem Siegeszuge bis Sofia dem Kaiser das neu eroberte Land zu Füſsen legt, wird seinem Herrn ein Danaergeschenk der schlimmsten Art gemacht haben. Giebt die Eroberung Bulgariens den Russen auf der einen Seite die unbestrittene Herrschaft auf der Balkanhalbinsel, so wird sie andererseits seinem staatlichen Organismus Elemente zuführen, die heute noch gesund sind, unter der russischen Regierung sich aber in Gift verwandeln werden. Das Land aber, das alle Anwartschaft auf eine reiche und glückliche Entwicklung hat, wird elend verkommen.

Ein anderes Zukunftsbild! Dem Fürsten Alexander gelingt es, sich trotz seiner gefährlichen Lage zu behaupten und das ihm entgegengebrachte Übelwollen zu entwaffnen oder unschädlich zu machen. In diesem Falle werden wir nach ganz kurzer Zeit von Bulgarien so gut wie nichts mehr zu hören bekommen, denn Regierung und Bevölkerung werden sich aus allen Kräften angelegen sein lassen, das in friedlicher Arbeit nachzuholen, was in der fast ein Jahr dauernden Kriegszeit verabsäumt werden muſste. Nach auſsen wird man versuchen, mit den stammverwandten Nachbarn ein gutes Einvernehmen herzustellen, und wenn sich Serbien

schmollend zur Seite halten sollte, so würde das nur seine Schuld sein. Bulgarien hat niemals Angriffsgelüste gegen Serbien gehabt, ebensowenig wie gegen Rumänien, und wenn diese drei Staaten ihre Interessen verstehen, so werden sie sich eng zusammenschliefsen. Ob in späteren Zeiten hieraus ein festeres Band entstehen könnte, ein Staatenbund nach Art des ehemaligen Deutschen Bundes, ist eine Frage der Zukunft, an die der praktische Politiker heute wohl denken kann, über deren Lösbarkeit er sich aber keine bestimmte Vorstellung zu bilden vermag. Ob man es aber Staatenbund, Bundesstaat oder Interessengemeinschaft nennen wird: nähere Beziehungen zwischen diesen Staaten müssen hergestellt werden, und es unterliegt kaum einem Zweifel, dafs es gelingen wird, wenn aus der gegenwärtigen Krise Bulgariens Selbständigkeit hervorgeht. Die Grofsmächte werden, wenn Rufsland erst einmal die Bulgaren in Ruhe zu lassen sich entschliefsen kann, keine Veranlassung mehr haben, europäische Kongresse, Konferenzen und Botschafterberatungen abzuhalten, und für die Politik Europas wird Bulgarien auf lange Zeit keine bedeutendere Rolle spielen, als heute Portugal. Das ist der feste Wille aller derer, die heute in Bulgarien mafsgebende und einflufsreiche Stellungen einnehmen und die alle davon überzeugt sind, dafs Bulgarien nichts nötiger ist, als eine lange Zeit der Sammlung und Ruhe. Diese Männer haben es verstanden, in bewegtesten Zeiten und unter den schwierigsten Verhältnissen die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, und es ist anzunehmen,

daſs es ihnen in friedlichen Zeitläuften noch besser gelingen wird.

Am wichtigsten für die allgemeine Politik ist die Frage, wie sich die Beziehungen Bulgariens zu Ruſsland und zu der Türkei gestalten werden. Was Ruſsland anlangt, so sind sie heute entschieden feindlich, es ist aber nicht vorauszusetzen, daſs diese Schärfe anhalten wird, sobald sich nur Ruſsland entschlieſst, seine bisherige Politik zu ändern und auf brutale Einmischung zu verzichten. Die Politik der Bedrückung, der rücksichtslosen Herrschsucht hat ihre verdienten Früchte getragen, und wenn heute noch in Ostrumelien 5 bis 10 Prozent der Bevölkerung dem russischen Einfluſs zugänglich sind, so bin ich bereit die Russenfreunde in Bulgarien an meinen zehn Fingern herzuzählen. Bei den Opfern an Blut und Geld, die Ruſsland für Bulgarien gebracht hat, bei der Gemeinsamkeit der Sprache, Rasse und Religion scheint es ungeheuerlich, daſs Ruſsland binnen nur acht Jahren in eine so demütigende Lage gekommen ist, und es erklärt sich nur dadurch, daſs Ruſsland sich in roher Härte an dem vergriffen hat, was den Bulgaren am wertesten ist: an ihrer nationalen Selbständigkeit. Ein solches Ergebnis herbeizuführen lag nicht in der Gewalt eines einzigen Mannes, nicht in der des Fürsten Alexander, den die Russen zu Unrecht für alles verantwortlich machen, was gegen sie geschehen ist. Ja ich behaupte sogar, daſs eine solche russenfeindliche Strömung überhaupt nicht in Bulgarien und unter den Bulgaren entstehen konnte, und daſs nur die Russen und nur die Russen imstande waren,

dieses Wunder fertig zu bringen. Was geschehen, ist allein ihrer verblendeten Politik zuzuschreiben, und wenn sie von dieser ablassen, so wird unzweifelhaft eine Rückströmung sich bald genug bemerkbar machen. Die Bulgaren haben nur insoweit etwas gegen die Russen, als diese das Land als eine russische Provinz und seine Einwohner als Russen zweiter Klasse betrachten; das Rufsland aber, das den Bulgaren die Freiheit zu eigener nationaler Entwicklung läfst, das darauf verzichtet, dort zu herrschen, wo seine Herrschaft Widerwillen begegnet, sein berechtigter Einflufs aber ein weites Feld findet, — dieses Rufsland wird bei den religions- und stammverwandten Bulgaren volles Entgegenkommen finden und den Hafs vergessen machen, den es im letzten Jahre sich zugezogen hat. Nichts ist dabei ein kleineres Hindernis, als die Person des Fürsten Alexander, der genugsam bewiesen hat, dafs er zu staatsmännisch denkt, um persönlichen Beleidigungen und Anfeindungen einen Einflufs auf seine Politik zu gestatten. Wenn Rufsland jetzt darauf verzichtet, eine Politik der Gewaltthätigkeit mit geradezu unberechenbaren Folgen einzuschlagen, so wird es nichts anderes thun können, als eine Politik der Versöhnung zu verfolgen, um einen Teil dessen wieder zu erlangen, was es durch das Ungeschick und die Rücksichtslosigkeit seiner Vertreter in Bulgarien verloren hat. Diese sind in ihren Versuchen gescheitert, weil sie „alles“ wollten; nur wenn Rufsland zwischen dem radikalen „alles oder nichts“ den Mittelweg sucht, wird es auf friedlichem Wege vieles erreichen können.

Die Stellung Bulgariens zu der Türkei ist sehr eigenartig, ich glaube aber, dafs, solange Fürst Alexander in Bulgarien herrscht, trotz mancher Schwierigkeiten ein wirklich gutes Verhältnis aufrecht erhalten werden kann. Aufser England ist allein die Türkei während der Ereignisse des letzten Jahres Bulgarien mit Nachsicht, zu Zeiten mit Wohlwollen entgegengetreten, und unter dem Einflusse dieser Haltung hat sich eine ausgesprochene Annäherung zwischen dem Sultan und dem Fürsten Alexander, den Türken und den Bulgaren vollzogen. Im Grunde ist es wohl die Gemeinsamkeit der Interessen, die hierfür den Ausschlag gab, und diese geschaffen zu haben, ist ein wahres Meisterstück der russischen Diplomatie. Man weifs in Sofia, dafs die Türkei nicht daran denkt, die freie Entwicklung Bulgariens zu stören, und man empfindet das weiche Sammetjoch der türkischen Oberhoheit nur wenig oder gar nicht. In Konstantinopel aber ist man vollständig darüber im klaren, dafs die bulgarische Politik auf absehbare Zeit kein anderes Ziel verfolgen wird, als die Behauptung der Freiheit des Landes, deren Bedrohung von keinem anderen Staate als nur von Rufsland besorgt werden kann. Und deshalb können heute die Türken den Staat, den Rufsland selbst einst schuf, damit er bei einem Vorstofs gegen die Türkei die Vorhut seines Heeres stelle, als einen Wall gegen Rufsland betrachten. Freilich fehlt es auch zwischen der Türkei und Bulgarien nicht an schwarzen Punkten und der bedenklichste ist das zum Teil von Bulgaren bewohnte Mazedonien. Es ist allbekannt, dafs die

Bulgaren die Hoffnung hegen, einst diese türkische Provinz in Besitz zu nehmen, aber es steht auch ebenso fest, dafs alle politischen Persönlichkeiten Bulgariens nach den Ereignissen des letzten Jahres übereingekommen sind, die Gewinnung Mazedoniens als einen rein platonischen Wunsch zu betrachten. Kann das türkische Reich sich in Europa nicht halten und kommt es einst zu einer Aufteilung seines europäischen Besitzes, so wird Bulgarien seine Ansprüche auf Mazedonien unzweifelhaft geltend machen; sicherlich aber wird der Anstofs zu einer solchen Aufteilung nicht von den Bulgaren ausgehen, auch wird keine darauf abzielende Bewegung von ihnen gefördert werden. Bulgarien kann vernünftigerweise nur ein einziges Ziel verfolgen, d. h. das Land in friedlicher Arbeit sich entwickeln und erstarken zu lassen. Im übrigen ist es jung genug, um warten zu können.

Gelingt es, die Gefahr auswärtiger Einmischung von Bulgarien fern zu halten, so läfst sich voraussehen, wie sich unter der Regierung des Fürsten Alexander seine innere Entwicklung in Zukunft gestalten wird. Weder diejenigen werden recht behalten, welche meinen, dafs sich der Fürst nun in die Arme radikaler Utopisten werfen werde, noch die, welche an eine Reaktion, ein mehr oder minder absolutistisches Regiment zu glauben vorgeben. Allerdings wird die parlamentarische Regierung des Landes nicht immer in voller Stetigkeit verlaufen, es wird Schwierigkeiten geben, wie auch in andern Ländern, aber es ist mit gröfster Wahrscheinlichkeit zu hoffen, dafs die Kämpfe der

Parteien nicht wieder in der zerstörenden Leidenschaftlichkeit entbrennen werden, wie manchmal vor dem Kriege. Für diese Annahme giebt es drei Gründe, von denen jeder einzelne an sich vielleicht schon hinreichend wäre, um die Wiederkehr früherer Zustände zu verhindern. Zunächst werden die Russen nicht mehr die Parteien auf einander hetzen, oder wenn sie es doch noch thun, so werden sie damit nicht mehr denselben Erfolg erreichen, wie früher, wo sie es meist waren, welche die Minister machten und stürzten. Zweitens wird voraussichtlich im politischen Leben Bulgariens insofern eine Änderung vorgehen, als eine Annäherung der Parteien zu erwarten ist. Die Radikalen, die unter Karaweloff am Ruder stehen, sind im Laufe der Zeit sehr viel gemäfsigter geworden und werden infolge dessen nicht mehr denselben Widerstand bei den Konservativen finden, wie früher. Gemeinsame Arbeit während des Krieges hat die Parteien einander genähert, schwere Zeit hat ihnen eine richtigere Auffassung von dem Wesen und der Bedeutung staatlicher Rechte und Pflichten beigebracht, und die der Volksvertretung bevorstehenden wirklich grofsen und schwierigen Arbeiten werden, wie man hoffen darf, den Erfolg haben, dafs auch die Deputierten sich auf einen höheren Standpunkt stellen und die oft kleinlichen und lächerlichen Zänkereien beiseite lassen. Es soll damit nicht gesagt sein, dafs Bulgarien fortan ein Musterparlament haben werde, wohl aber, dafs gegen früher ein bedeutender Fortschritt zum besseren eintreten wird. Namentlich aber wird man darauf hoffen

können, weil die Stellung des Fürsten — und das ist der dritte Grund — eine ganz andere geworden ist. Fürst Alexander, hin und her gerissen zwischen den Parteien, angefeindet von den Russen, besafs zwar schon vor dem Kriege eine grofse Beliebtheit im Volke, war aber doch der grofsen Masse nicht als der Mann bekannt, der er wirklich ist. Seine entschlossene Parteinahme für die nationale Sache, seine unermüdliche und geschickte Leitung der Landespolitik, endlich und vor allem aber die Siege, die mit dem Fürsten Bulgariens Heer und Land mit einem Ruhmeskranze umgaben, haben das vollständig geändert. Wenn es in Bulgarien Paläste gäbe, so würde ich sagen, Fürst Alexander sei von der Hütte bis zum Palast der gefeiertste Mann seines Landes. Seit er bewies, dafs er zu regieren versteht, weigern ihm auch die Bulgaren, die früher für reinen Parlamentarismus schwärmten, nicht mehr die Mitarbeit an der Regierung; alle erkennen die Berechtigung seines Einflusses an, und ich glaube, dafs dieser bei zukünftigen parlamentarischen Beratungen auf die Mitglieder der Volksvertretung von höchstem Gewicht sein wird. Der gegen früher mächtiger gewordene Wille des Fürsten, noch mehr das Verhalten der Muhamedaner während des Krieges und die mit Blut besiegelte Waffenbrüderschaft zwischen diesen und den Bulgaren werden aber auch den Erfolg haben, dafs die Religionen und Rassen Bulgariens in Zukunft statt sich zu zerfleischen, friedlich neben einander leben. Zu hoffender Wegfall der russischen Umtriebe, Einigung der Volksvertretung zu hohen

patriotischen Zielen, Stärkung des Einflusses des Fürsten Alexander — das also sind die Gründe, aus welchen man der zukünftigen Entwicklung der inneren Politik Bulgariens mit einer gewissen Zuversicht entgegensehen kann.

Wenn man mit aufmerksamem Auge beobachtet, was alles in Bulgarien seit der Türkenzeit geschehen ist, was alles zur Hebung des Wohlstandes und zu praktischer Besserung der Lage der Bevölkerung erreicht wurde, so wird man unschwer einen Schluſs auf die weitere Entwicklung der praktischen Landesinteressen ziehen können. Die erste Pflicht des Staates, Leben und Eigentum seiner Mitbürger durch eine gute und unparteiische Rechtsprechung sicherzustellen, ist in Bulgarien sehr wohl begriffen worden, und die Rechtspflege von heute ist ein ungeheurer Fortschritt gegen die Verhältnisse in der Türkenzeit. Ganz musterhaft ist sie noch nicht, und namentlich wenn es sich um Streitigkeiten zwischen Bulgaren und Nichtbulgaren handelt, haben die bulgarischen Richter nicht immer volle Unparteilichkeit gezeigt. Auch das Strafvollstreckungswesen bietet noch viele Mängel und ein weites Gebiet für groſse Reformen. Indessen das Bestreben zur Besserung ist überall bemerkbar, und es scheint mir, daſs ein Volk, welches im Begriff steht, als gröſsten Prachtbau seiner Hauptstadt einen Justizpalast zu errichten, ein richtiges Verständnis für die Wichtigkeit der Rechtspflege zeigt und eine Art moralischer Bürgschaft giebt, daſs es auf diesem Gebiete vorgeschrittenen älteren Nationen nacheifern und nachkommen wird.

Am meisten und mit der gröſsten Liebe ist wohl das

Unterrichtswesen behandelt worden, für welches alle Parteien die gröfsten Geldopfer zu bringen bereit waren. Es ist unmöglich, in acht Jahren aus der Erde zu stampfen, was Jahrhunderte hindurch vernachlässigt wurde, aber der Anfang, die Errichtung massenhafter Elementarschulen und zahlreicher Gymnasien, oder vielmehr Realschulen, ist mit erstaunlicher Thatkraft gemacht worden. Die Ausführung weiterer Pläne, der schon begonnene Bau eines Nationalmuseums, einer Nationalbibliothek, einer grofsartigen Staatsdruckerei, sind durch den Krieg ins Stocken geraten, werden aber sicher bald wieder aufgenommen werden, ebenso wie der Plan der Errichtung einer Universität, die vorerst nur eine juristische, medizinische und naturwissenschaftliche Fakultät umfassen soll. Landwirtschaftliche Schulen bestehen schon, Handelsschulen sollen gegründet werden, kurz auf dem ganzen Gebiete des Unterrichts findet man eine rastlose Thätigkeit, die für die Zukunft die allerbesten Aussichten eröffnet.

Die Schaffung neuer Verkehrswege, der Bau von Eisenbahnen, dem man bisher nicht die nötige Aufmerksamkeit schenkte, werden dazu beitragen, neues, frisches Leben ins Land zu bringen und nicht nur Ein- und Ausfuhr zu erleichtern, sondern auch Industrien zu schaffen, die das Land nicht entbehren kann, wenn es auf der Bahn des Fortschrittes wirklich weiter kommen will. Dem hierzu nötigen fremden Kapital haben die Bulgaren bisher ein starkes Mifstrauen entgegengebracht und sie selbst sind daran schuld, dafs bisher auf diesem Gebiete so wenig

geleistet ist. Die allgemeine Sympathie, welche die öffentliche Meinung des Auslandes während des Krieges den Bulgaren entgegenbrachte, wäre geeignet gewesen, das dem Bulgaren tief eingewurzelte Vorurteil gegen Fremde zu zerstören, nur dürfte leider die mit der öffentlichen Meinung im Gegensatz stehende Haltung der europäischen Regierungen diesem Erfolg entgegengearbeitet haben. Trotzdem halte ich die Bulgaren für zu praktisch, als daſs sie nicht einsehen sollten, daſs ihr Land nicht nur des Ackerbaues, sondern auch der Industrie bedarf, die nun einmal, wie die Sachen liegen, ohne das Ausland nicht ins Leben gerufen werden kann.

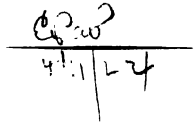
Der Ausbildung des Heerwesens wird Bulgarien einen groſsen Teil seiner Mittel und Kräfte widmen müssen, und es ist vorauszusehen, daſs nach den Erfahrungen von 1885, nach dem Überfalle durch Serbien, kein Bulgar sich der Notwendigkeit verschlieſsen wird, ein Heer zu schaffen, das auch in Zukunft alle Angriffe erfolgreich abweisen kann. Wie sich die Heeresorganisation, wie sich namentlich die Offizierfrage gestalten wird, liegt jetzt noch im unklaren. Nur soviel ist gewiſs und wird auch von den Bulgaren anerkannt, daſs, um das Heer auf der bisherigen Höhe zu erhalten, die Anstellung ausländischer höherer Offiziere unvermeidlich ist. Von welchem Lande, ob man sie überhaupt alle von einem einzigen Lande nehmen wird, hängt ab vom Verlaufe der allgemeinen Politik.

In allen Zweigen des Volkslebens sehen wir also Fortschritte, gute Anläufe, die zu dem Glauben berechtigen,

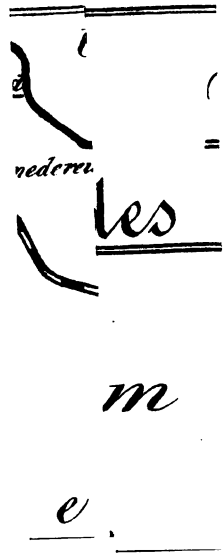
daſs es in Zukunft noch besser werden wird. Nur auf einem Gebiete ist eine solche Besserung nicht mehr nötig: in dem Finanzwesen, das so vortrefflich geregelt ist, daſs es vielen europäischen Staaten zum Vorbilde dienen könnte.

Ich gebe der Hoffnung Raum, daſs nicht das düstere Bild einer russischen Gewaltherrschaft zur Wirklichkeit werden, sondern daſs es Bulgarien vergönnt sein wird, als freier nationaler Staat in Friede und Eintracht mit seinen Nachbarn unter seinem bewährten Fürsten gedeihlicher Entwicklung entgegenzugehen. Ich hoffe das für Bulgarien und seinen Fürsten, die durch das Band der Kämpfe und Siege so fest verbunden sind, daſs eine Trennung fast unmöglich scheint; ich hoffe es aber auch für Europa, dessen Friedensbedürfnis durch einen nationalbulgarischen Staat am Balkan besser gesichert wird als durch das Vordringen der Russen zum Mittelmeer. Ein junges unbekanntes Volk hat eine Lebensfähigkeit gezeigt, welche die Welt in Erstaunen setzte und ihm das Recht auf nationales Leben erwarb; ein kluger, mannhafter Fürst hat als Staatsmann und Feldherr im fernen Orient den deutschen Namen zu Ehren gebracht und sich der Krone, die der Zufall der Geburt und Wahl auf sein Haupt setzte, wert und würdig gezeigt. Was dort unten in Bulgarien von Fürst und Volk geleistet worden, hat einen höheren Anspruch auf allgemeine Sympathie der öffentlichen Meinung, als jene Pläne finsteren, eigensinnigen Ehrgeizes, vor denen sich aus vorübergehenden politischen Beweggründen die Diplomatie Europas beugte. Die Völker aber, die einst, wie jetzt Bulgarien, das Beste,

was sie hatten, für ihre nationale Einheit eingesetzt, die Völker, die da wissen, was Fremdherrschaft heifst, sie sollten es verstehen, sich in die Lage eines Volkes zu versetzen, das um nichts anderes kämpft, als um seine nationale Freiheit, die verkörpert ist in seinem Fürsten.



Pierersche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



HARVARD LAW LIBRARY

FROM THE LIBRARY

OF

RAMON DE DALMAU Y DE OLIVART

MARQUÉS DE OLIVART

RECEIVED DECEMBER 31, 1911